Eph. lit. 95 a/2

<36600504430010 S

<36600504430010

Bayer. Staatsbibliothek

Albrechts von Haller

Weyl. Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. ꝛc. ꝛc.

Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst.

Zur Karakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes.

Zweyter Theil.

Bern, in der Hallerschen Buchhandlung, 1787.

Hbg/49/104

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

ERZIEHER AKADEMIE
DER
ADOLF-HITLER-SCHULEN

107

44/239

Beurtheilungen und Auszüge

für die

philosophische und schöne Litteratur.

Dritte Abtheilung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

XCVI.

Colbert.*)

1774. (S. 649. f.)

Sully's Verdienst bestund größtentheils darinn, daß er die Königl. Einkünfte von den Räubereyen der Hofleute zu retten, und ungeplündert in den Schatz zu leiten suchte. Colberts Vorzug war, neue Quellen von Einkünften auszufinden, und neue Arten von Industrie in Frankreich in Aufnahme zu bringen. Er munterte die Kaufleute durch Geschenke und Ehrenbezeugungen auf, half den Manufakturen mit Beysteuren, und setzet den Zins auf 5 vom Hundert herab. Ein Kornmangel, der gleich A. 1662. einfiel, erschröckte ihn in der That zu sehr, er wollte dem künftigen Mangel vorbeugen, verbot alle Ausfuhr des Getraides auf beständig, und ließ sogar das Gedraide einer Provinz, nicht in die andere führen. Er hielt es auch in einem so niedrigen Preiße, daß 240 Pf. nie mehr als 13 bis 14 jetzige Französische Pfund galten. Dieser geringe Werth brachte, nebst den Kriegen

*) Tableau du Ministre de Colbert. 1774.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

den Ackerbau so sehr herunter, daß man hernach, noch A. 1724. und ohne Mißwachs, das Pfund Brod um 9 S. in Paris zahlen muste, und daß Frankreich viele Jahrelang sein Getraid guten Theils von den Fremden zu kaufen gezwungen war, auch die Theurung mehr als einmal Frankreich genöthiget hat, den Frieden zu suchen, wie A. 1709. und 1748. Hier gesteht Colberts Lobredner den Fehler seines Helden aufrichtig. In etwas half er dem Landmann, indem er die Ausfuhr des Fleisches durch eine Belohnung von 4, (jetzt fast 8 L.), für jede Tonne begünstigte. Aber Frankreich hat niemals viele Viehzucht gehabt. Der Minister schränkte indessen A. 1666. die Zahl der Klöster ein, und kaufte Dunkerke vom verschwenderischen Karl. Er warb auch seinem Könige Lobredner durch einige an fremde Gelehrte gegebene Besoldungen, die nicht lange ausbezahlt wurde. Er richtete verschiedene Akademien, und auch diejenige auf, die Frankreich zum grösten Ruhm gereicht, die Akademie der Wissenschaften. In beyden Indien richtete er eine Handlung, zwar durch ausschliessende Gesellschaften ein. Er belegte die eingeführten Waaren mit schweren Auflagen, beförderte hingegen die Ausfuhre, und zahlte 5 L. für jede Tonne eines neuen Schiffes; er suchte auch die Handlung nach der Ostsee in Aufnahme zu bringen, welches aber nicht zu Stande kam; glücklicher war er mit Marseille, dessen Handlung seit dem beträchtlich worden ist. Er

ließ beyde Seen vereinigen, und führte zahlreiche Palläste auf. Ihm hat man die Tapeten aux Gobelins zu verdanken, und die grossen gegossenen Spiegel. Vortrefflich war auch sein Gedanke, die Mahlerey und die Bildhauerey mit einer Akademie zu beehren. Die Meisterschaften richtete er, und zwar mit ziemlichen Beschwerden und monopolisch ein, welches aber sein Lobredner dadurch entschuldigt, daß eben der Handwerksstand den tugendhaftesten Theil der Nation ausmache. Er erbaute verschiedene Seehäfen (an unrechte Orte, wie man sagt, und vom übrigen Reiche zu sehr abgeschnitten.) Er gab Gesetze von allen Arten, umschränkte die Ferberey und bald alle Künste mit Königlichen Verordnungen, und führte Krankenhäuser auf. Er untersuchte die Mißbräuche in den Kammersachen, und entdeckte 384 Millionen an falschen sogenannten Ordonnances de contant. Die Provinzen und die Gemeinen setzte er unter genaue Regeln, und schafte hingegen eine Menge unnöthiger Bedienten ab. Er ließ den Adel seine Vorrechte beweisen, und nahm die angemasseten falschen Vorzüge weg. Er zeigte bey der Provinz Montauban die Möglichkeit einer bessern und beständigen Einrichtung der Grundsteuren, und verboth doch lang an dieser Steuer die Kleider, das Bett, das Brod, die Pferde, oder die zum Ackerbau gebrauchten Ochsen wegzunehmen. Er setzte die Tailles von 50 auf 36 Millionen herunter, (weil der geschwächte Ackerbau

nicht mehr tragen konnte.) Er verfiel auf die Accise oder Konsumtionssteur. Er verminderte die vielen aufgehäuften Auflagen, und die Einkünfte der Krone nahmen zu. Es wird gerühmt, er habe die Steuern auf den Wein erleichtert; es ist aber bekannt, daß sie noch jetzt unendlich vielfältig sind. Die Salzsteuern ließ er nicht wegnehmen, so hart sie sind. Er unternahm eine andere allemal harte Operation: er zog die veräusserten Königl. Kammergüter wieder ein. Die Einfuhr der Amerikanischen Früchte belästigte er mit nicht mehr als drey vom Hundert; er erlaubte auch die Waaren, die man wieder auszuführen gedachte, an gewissen Oertern, ohne Auflagen in Waarenhäusern niederzulegen. Die Zölle brachte er nicht in Ordnung, und blieb bey der höchst verderblichen Gewohnheit der allgemeinen Pachten; er nahm sich sogar der Finanzbedienten wider die Klagen des Volkes an. Aber die grossen Kriege, die Ludwig XIV. unternahm, und der Haß von ganz Europa, den er sich zuzog, hinderten den Colbert, die Lasten der Nation zu erleichtern; er beredete doch den König, zu Nimwegen einen Frieden zu schliessen, und scheute die Unkosten der grossen Feyerlichkeiten nicht, die der König nach diesem Frieden dem Volke gab. Er that also nicht alles mögliche Gute, aber doch viel Gutes, und verdiente den Haß des Volkes nicht, das ihn verfolgte. Die schimmernden Zeiten Ludwigs dauerten nicht länger, als Colberts Leben. Er hat

auch (in den Anmerkungen) die herrschaftlichen Rechte verschiedener Edeln unterdrückt, die sie in der Stadt Paris besassen. Im Jahr 1669. waren 442000 Webstühle im Reiche, blos für die Wolle, und die seidenen Zeuge trugen 75 (jetzige) Millionen ein. Unrichtig wird hier gesagt, die Calvinisten haben die Kunst, Kupfer zu verzinnen, in andere Länder gebracht; Frankreich hat kein Zinn, und ist erst neulich zum Blech machen gelangt. Er wollte doch sich der Protestanten zur Japanischen Handlung bedienen, aber die Holländer vereitelten seine Bemühungen. Plötzlich bedeckte er alle Meere mit Flotten. Colbert vermehrte seinen eigenen Reichthum nicht; und bey allen seinen dem Reiche erwiesenen Gutthaten, wollte das Volk doch seine Leiche zerreissen; aber das war die Folge von der Pracht des Fürsten und seiner Kriege, die den Colbert zu beschwerlichen Auflagen zwang. — (1774. Zug. S. 85.)

XCVII.

Voltaire der Reformator.

1774. (S. 1143.)

Unter diesem Titel erschien 1772. ein kleines Werk mit dem falschen Druckorte Bern. Vermuthlich ist es zu Kopenhagen, kurz nach Struensees Unglück aufgesetzt; und zweymal wird deutlich gesagt, der

Verfasser wohne im Norden, welches gegen Deutschland von Bern nicht gesagt werden kann; so daß die Bernischen Dorfpfarrer an allen dem Unfuge keinen Antheil haben können, dessen der Verfasser sich mag schuldig gemacht haben. Das kleine Werk ist lebhaft geschrieben, und sein Verfasser war über die vielen Lobsprüche entrüstet, die man, auch unter den Protestanten, dem Voltaire als dem Fürsprecher der Duldung, und er selbst sich als einem Reformator zulegt, der mehr gethan habe als Luther und Calvin. Jenes hat einige Wahrheit in sich, nur daß freylich Voltaire zwar der Vertheidiger, aber nicht der Erfinder der Duldung seyn kann. Sie war das Werk der Nothwendigkeit, bey den aus verschiedenen Religionen sich vereinigenden niederländischen Staaten, sie stieg unterm K. Wilhelm zur Vollkommenheit, ehe V. gebohren war. Die Sirvens hat er nicht gerettet, sie entflohen, fanden bey der Republik Bern Schutz und Unterhalt, und indessen kam die Abscheulichkeit der Calassischen Geschichte an den Tag. Allzu sichtbar ist es, daß V. eigentlich die Duldung der Freygeister zur Absicht hat, und wie in Swifts Johann dem guten Martin seinen Freybrief stehlen will. Ein Voltaire, der das alte Testament auf alle Weise verdächtig und selbst lächerlich macht, der sich nicht gescheuet hat, des Heilandes Weissagungen als unerfüllt auszugeben; der das andere Leben blos als eine ehrliche Hypothese annimmt; der endlich in den

Briefen des L. Memmius die Spinozische Lehre blos mit der Verbesserung vorträgt, daß doch bey der Ursache der Dinge ein Verstand wohnen müsse, kann unmöglich aus Eifer für die Protestanten die Duldung angerathen haben. Seine Reformation geht auch auf die allerbequemste Sittenlehre, die uns erlaubet, unsere Triebe zu vergnügen, fast nichts Böses an den Menschen findet, mit dem Laster im besten Verständniß lebt, und billigt, daß V. zu den unzüchtigsten Gedichten seine Gaben mißbraucht, die Schauspielerinnen und eine Pompadour besingt und verehrt, und fast nichts für verboten erkennt, als den von Voltaire zu tadeln. Und dieser Mann soll Luthern und Calvin vorgezogen werden, die von den äusserlichen Uebungen die Menschen wieder zur Besserung ihres Herzens, und zu Gott zurückgeführt haben. Er V. der hundert Bullen lieber annehmen, als sich in Gefahr setzen will; der öffentlich zu den alleraberglaubigsten Lehren der römischen Kirche sich bekennt und unterzeichnet, und doch täglich der Offenbarung spottet; dessen Lehren gewiß in den Sitten der Menschen keine nützliche Revolution bewirkt haben. Die Grossen der Welt hat er freylich belustigt, und ihnen angenehme Stunden verursacht; das nennt aber unser Verfasser noch keinen Unterricht; und wie kann man dem Manne danken, der alles gethan hat, uns den einzigen wahren Trost im Leben und im Tode, die Zuflucht zu einem gnädigen und auf die Menschen

aufmerksamen Gott zu entziehen? Unser Ungenannte sagt diese Dinge oder das Gleichgeltende derselben mit vielem Feuer, und erkennt dabey nicht deutlich genug die vorzüglichen Gaben des Mannes, die man hochschätzen und dennoch den Gebrauch bedauren kann, den er davon auch in seinem letzten Alter macht.

XCVIII.

Ueber die Erziehung in einem Freystaate.

1774. (S. 1245.)

Der Herr von Saussüre hat einen Vorschlag zur Verbesserung der Genfer Schule gethan, die vielen Widerspruch gefunden hat *). Einer der vornehmsten Vorwürfe ist es, daß der Hr. von S. die todten Sprachen zu wenig, und auf die Naturgeschichte und dergleichen Realwissenschaften zu heftig gedrungen hat; und daß er eine Auferziehung für vornehmere Kinder entwerfe, und minder nöthige Studien auferlege. Herr S. untersucht also was für Kenntnisse überflüssig genennt werden können, und findet unter denjenigen, die er vorschreibt, keine dergleichen. Die Alterthümer und die Fabeln vertheidigt er durch die Nothwendigkeit dieser Kenntnisse, ohne welche man die alten Meisterstücke in den schönen Wissenschaften nicht verstehn kann. Die Kenntniß der natürlichen

*) Projet de réforme pour le Collège de Géneve, avec les éeclairciffements 1774.

Dinge ist ja der Grund zu tausenderley nützlichen Kenntnissen in allen Wissenschaften. Er will sie überhaupt nicht nach der strengen Lehrart, sondern allein wie die königl Akademie zu Paris in ihrer Histoire thut, auf eine populäre und faßliche Weise vorgetragen haben. Die Sprachen gedenkt er nicht auszuschliessen; aber weit zieht er doch die Kenntniß der Dinge, der Kenntniß der Wörter vor. Man hat angerathen, für Künstler und Handwerksleute eine besondere Schule einzurichten, wo dann die todten Sprachen nicht würden gelehrt werden. Dieser Gedanke gefällt dem Hrn. von S. in einer demokratischen Stadt nicht, wo man nicht genug sorgen kann, zwischen den verschiedenen Klassen der Bürger keinen Unterschied zu machen. Ein Vater kann auch nicht so früh über die Bestimmung der Lebensart seines Sohnes sich entschliessen, und er gewinnt unfehlbar dabey, wenn er eben in der gemeinschaftlichen Schule durch die Erfahrung sich überzeugen kann, zu welcher Art von Kenntnissen sein Sohn mehr Fähigkeit besitze. Ein zu unsern Zeiten unerwarteter Einwurf ist derjenige, man müsse dem Volke nicht zu viel Licht beybringen; wozu man denn die Vorzüge der Sitten unserer frommen Altväter mißbraucht. Hingegen findet der Herr von S. die Sitten seyen nicht im Verhältnisse der bessern Regierungsform, sondern im Verhältnisse des ausgebreiteten Lichtes gelinder worden. Die Liebe zur Freyheit wächset mit dem Lichte

(auch bey den unter der Knechtschaft schmachtenden Völkern), und die Kenntnisse im Lesen und Schreiben und in der Geschichte hindern weder den Britten noch den Helvetier seinen Acker vorzüglich wohl zu bauen. Zu Genf, wo das Volk die oberste Macht besitzt, ist es noch billiger, es möglichst zu erleuchten. Wenn aber der Herr von S. glaubt, ein erleuchtetes Volk werde unter einer guten Regierung ruhiger und zufriedener seyn, so müssen wir ihm das Beyspiel der Britten entgegen setzen, die bey der besten, nach ihrer Meynung selber aller andern weit vorzuziehenden Regierungsform, unter dem tugendhaftesten Könige unzufrieden sind. Selbst in der Arzneywissenschaft würde die Kenntniß einiger allgemeinen Räthe dem Volke heilsam seyn. Die Kenntniß der natürlichen Dinge unterdrücke langsam, aber am gewissesten, die Macht des Aberglaubens. Die Kinder von bürgerlichen Geschlechtern können zur Kenntniß natürlicher Dinge die sechs Jahre anwenden, die zwischen den ersten Anfängen, und der Zeit verlaufen, vor welcher sie zur Handarbeit nicht genugsame Kräfte besitzen. Da viele andere Kinder todte Sprachen lernen; lernt der künftige Handwerksmann zeichnen, und allerley dergleichen Vorbereitungen zu Künsten. Ein anderer Einwurf. Die Schule würde zu zahlreich, und der Kinder zu viele werden, als daß man die Ordnung unter ihnen erhalten könnte. Dieser Folge will der Herr von S. den unbedingten Gehorsam entgegen

setzen, mit welchem die Knaben sich der Ordnung, und den Befehlen ihrer Vorgesetzten unterwerfen sollen (es ist aber wirklich fast unmöglich, eine sehr große Anzahl von Knaben unter einer genugsamen Aufsicht zu halten).

XCIX.

Helvetius vom Menschen. *)

1774. Zug. (S. 1. f. S. 67.)

Wir haben dies Werk mit dem Verdrusse gelesen; den ein jeder Freund des Guten empfinden muß, wenn er schädliche und den Grund aller Tugenden angreifende Bücher liest. Meine Grundsätze, sagt H. in der Vorrede, zu bestärken ist meine Absicht (eben die Lehre des Buches sur l'esprit, die er schriftlich abgelegt und wie abgeschworen hatte). Nur verbotene Bücher, sagt er, sagen die Wahrheit, die Erlaubten lügen. Die französische Nation sey die Verachtung von ganz Europa. Die Wissenschaften verlieren sich im Süden, durch die despotische Macht erdrückt, und steigen im Norden. Nach einer ziemlich langen Einleitung folgt das Werk selbst. Die Tugenden und Gemüthsgaben seyen nicht eine Folge der Organisation, sondern des Unterrichts. Ein Unwissender sey über den falschen Gelehrten (den Gläu-

*) De l'homme, de ses facultés intellectuelles & de son éducation 2 Vol. *Amsterd.* sous Londres.

digen) eben so sehr erhaben, als er hingegen niedriger als der witzige Mann sey. Vor zehn Jahren habe der Verfasser den Aberglauben zu Paris noch nicht herrschend gefunden, (herrscht er denn jetzt?) Von der Auferziehung. Der beste Unterricht sey dasjenige, was uns der Meister nicht lehre. Das Ungefähr bestimme oft das Schicksal und die Geschicklichkeit der Menschen, so sey Vaucanson ein Künstler in der Mechanik worden, weil man ihn als ein Kind in ein Zimmer eingesperret habe, da nichts als eine Uhr war. Der Handschuh des Hrn. von Malborough (eine Fabel); es war kein Wunder, daß Anna die Whigs verließ, sie war von Anbeginn den Torries zugethan; ein Wunder war es, daß die Whigs sich so lange bey ihr erhalten konnten. Wider die katholische Auferziehung: sie widerspreche sich in allem selber; aber H. vermischt alle Augenblicke mit der römischen Kirche die christliche, und beschwert die Letztere mit Zulagen, die nur die Erste verdient. Die Kirche, sagt er, habe bey ihrem Anbeginn die Gemeinschaft der Güter gelehrt, aber die Priester haben sich diese Güter zugeeignet. (Gewiß nicht die Apostel, die diese Güter eigenen Helfern überliessen und sich von ihrer Handarbeit nährten). Es sey unvernünftig, die Leidenschaften ausrotten zu wollen, die aller Tugenden Quellen seyen. Der Widerspruch zwischen den Gesetzen und der Ehre, in Ansehung der Zweykämpfe. Eben so sehr widerspreche man sich, wenn

man den jungen Schönen die Keuschheit predige, und dann Opernhäuser baue, wo nichts als die Liebe besungen und angepriesen werde. Die Sittenlehre der römischen Kirche sey eine Sammlung von Widersprüchen, diese Kirche sey bloß von Menschen errichtet. Die wahre Religion ohne ein anderes Leben, ohne Pflichten gegen Gott, bloß die Pflichten gegen das gesellschaftliche Leben. Anstatt der Heiligen sollte man den Sidney, und die Erfinder der Künste verehren. Die römische Religion erschöpfe den Staat. In F. belaufe sich der Unterhalt der Priester täglich auf 300000 Thl. und ein Stück Landes, das 21 L. in dreyen Jahren trage, bezahle dem Priester 17 L. 10 S. Eine fröhliche Religion ehre Gott am besten. Der Stolz und die Anhängigkeit an irdische Dinge sey höchst nöthig und heilsam. Der Barden Lieder seyen vortreffliche Werkzeuge gewesen zur Tugend aufzumuntern. In den Anmerkungen zum 1. Buche. Vom Nutzen der gelehrten Schriften. Endlich habe man dadurch den Minister gezwungen den Kornhandel frey zu machen (der es nicht ist). Des Hrn. v. Saille Kritik der Franzosen, sie dürfen nicht denken, ihre Seele sey ohne Nachdruck (energie.) Nirgends könne man einen wahrheitliebenden Geschichtschreiber finden, als in einem reformirten Lande. Die Schutzheiligen seyen wahre Fetischen. Die protestantischen Länder seyen allemal reicher und mächtiger. Im II. Abschnitt. Alle unsere Begriffe kom-

men von den Sinnen. Der Unterschied im Witze verschiedener Menschen sey bloß die Frucht der Auferziehung. Alle Wirkungen des Witzes bestehen dennoch im Fühlen. Der Witz (Esprit) sey von der Seele unterschieden, als die schon im Kinde da sey, uns nicht eher als im Tode verlasse, und zu welcher keine Gedanken nöthig seyen. Der gröste Weise habe nicht mehr Seele als der geringste Schriftsteller, wohin Hr. H. den Hrn. von Pompignan zählt, und ihn einen Polisson nennt. Der Witz wirke indem er wechselsweise und mit Aufmerksamkeit den verschiedenen Eindruck bemerke, den zwey Vorwürfe machen. Die Aufmerksamkeit einer Maschine. Die Worte: Denken, Missethat, und dergleichen seyen unbestimmt und schwankend. Die Empfindung sey die einzige Quelle unserer Thaten. Das Mitleiden hilft sich selber zu Liebe dem Unglücklichen, dessen Anblick ihm beschwerlich ist (auch wenn er abwesend wäre). Die Reue ist auch körperlich, und die Verachtung unerträglich, weil wir uns dadurch von allen Wollüsten beraubt sehen. Die Liebe der Eltern zu den Kindern, und hinwiederum, ist weder so stark als man meint, noch so nützlich (eine Philosophie, die uns abscheulich vorkömmt). Der Geiz beruht auch nur auf der Begierde die Mittel zum Vergnügen zu besitzen. Daß ein gutes Gedächtniß nichts zum Witze beytrage, und eben so wenig die Vollkommenheit in der Organisation, vielmehr leide oft der Witz dabey. Die Lust

macht auch den Witz nicht aus, und auch nicht die Nahrung, denn der Engländer sey bey seiner Butter und seinem Rindfleisch eben so witzig, unter einem neblichten Himmel, als der Spanier unter seinem trocknen Himmel und bey seinem Knoblauche. Wiederum hat auch die ungleiche Vollkommenheit der Sinne keinen Einfluß auf den Witz (hier streitet Hr. H. unaufhörlich wider sich selber). Der Witz wird aus dem Locke erklärt. Eine Vergleichung des Pabsts mit unserm Heilande, in welcher Herr H. Jesu Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Dennoch seyen in allen katholischen Ländern zwey oberste Mächte, davon die eine beym Pabste sey. Der Wörter Bedeutung zu bestimmen sey niemand geschickt, als der freye Britte. Diejenigen seyen keine Atheisten, die die Bewegung als eine wesentliche Eigenschaft der Materie ansehen; auch diejenigen nicht, die sich keinen Begriff von Gott machen, denn das könne man nicht. (In dieser höchst anstößigen Stelle spielt H. mit dem Worte Begriff. Wenn er ein Bild der Einbildung dadurch versteht, so läßt sich keines von Gott machen. Aber deswegen kennen wir dennoch viele Eigenschaften Gottes, und können von seiner Weisheit, seiner Gerechtigkeit, seiner Ewigkeit, seiner Allmacht uns vergewissern, ohne daß Farben oder Gewichte in diese Vorstellung kommen). Ein heftiger Ausfall wider die katholische Geistlichkeit, die sich den Freygeistern widersetzt. Die Ungleichheit im Witze komme von

der Kette der Begebenheiten, und von der Begierde sich zu unterrichten. Ein jeder neuer Begriff sey bloß ein Geschenk des Ungefährs, so sey es auch, was man Genie nenne. Nichts sey dem Staate schädlicher, als den Ehrgeiz zu unterdrücken. Der besondere Karakter des Menschen sey die Folge seiner ersten Gewohnheiten. Daß unter eben dem Himmel, eben das Volk nach den Umständen der Regierung sich selber unähnlich werde. Die heutigen Britten seyen vortrefliche Männer. Unter der K. Elisabeth seyen sie unbarmherzig, sklavisch, abergläubisch, ohne Künste und Industrie gewesen. (Unter eben der Königin, deren Seemänner und Minister die besten ihrer Art waren; unter welcher Shakespear, Spencer, Sidney und so viel andere grosse Männer lebten). Lang in den Ketten eines Despoten gehalten, werde der heftigste Mensch gezähmt, und folglich seyen Tugend und Laster die Folgen der Umstände. Eine hieher nicht gehörende Klage, über die Neider und die Kritik. Die Gerechtigkeit entstehe aus den Gesetzen, ohne dieselbe wäre keine. (Ein blosses Wortspiel; die Gesetze selber sind Aussprüche der Begriffe, die alle Menschen sich von der Gerechtigkeit machen, und es ist völlig unwahr, daß freye Barbaren nichts als die Stärke über sich erkennen). In allen Arten der Regierung sey das einzige Triebrad der Gemüther die Begierde zur Gewalt. Wider den Montesquieu. Die Tugend sey nicht der Grundtrieb in den Republiken, noch die

Ehre in den Monarchien. Eine heftige und ungerechte Satyre wider die Aristokratien. Venedig, Augspurg, Nürnberg, Bern blühen unter derselben, und andere Länder schmachten unter einer ungewissen tyrannischen Demokratie, die keines Bürgers Ehre und Leben sicher stellt. Und wie nichtig sind die Vorzüge, die H. der Demokratie zuschreibt. Die Würden seyen in derselben der Lohn der Verdienste. Wie widerspricht nicht dieses Lob so deutlich der Geschichte von Rom, von Athen, von neuern demokratischen Republiken, denn Genf hat seinen blühenden Zustand der Aristokratie zu danken, die bey 150 Jahren gedauert hat. Unter einem recht bösen Fürsten werde alle Tugend aufhören. Das that sie zu Rom nicht, that es auch nicht unter den Asiatischen Despoten. Dann ferner, die beste Vorbereitung zur Tugend sey im Menschen die Begierde zur Macht (sie machte den Cäsar keusch, gerecht und patriotisch). Die Bestrafung des unglücklichen holländischen Zeitungschreibers mißfällt unserm Verfasser sehr, der allzu gern frey und ungehindert Fürsten und Priester tadeln möchte. Die Hofnarren seyen die letzten Weisen gewesen, die man bey den Grossen geduldet habe; ein übertriebenes bon mot. Wieder vom Neide. Die Wundärzte haben den F. Come verfolgt, ihn aus Frankreich zu verbannen getrachtet, und um einen versiegelten Brief wider ihn angesucht, der bloß von ungefähr abgeschlagen worden sey. Karl V. habe mit Wuth die Luthera-

ner verfolgt, (das that er wirklich nicht, sein Interim bezeugt es). Wider die geistliche Intoleranz; heftig, wie man es denn wohl erwartet; Jesus habe sie nicht befohlen, und kein Feuer auf die Samariter wollen fallen lassen. Ein in groben Ausdrücken verfaßter Ausfall über die vermeynten Verfolger des Rousseau. Wider die Polnische Geistlichkeit, die sich als verfolget ansieht, wenn sie nicht verfolgen darf. Auf die Intoleranz der Geistlichen gründe sich ihre Grösse. Eine merkwürdige Stelle, worinn H. zuerst sagt, nur eine intolerante Religion sey von der Duldung auszuschliessen, und dann die Protestanten warnt, die Religionsänderung ihrer Fürsten als den Weg zur Verfolgung anzusehen. Ein Priester werde freylich noch in Preussen die Duldung lehren, aber in Frankreich schon als eine Ketzerey verschreyen. Wie aus dem einzigen Grundtriebe der Empfindlichkeit alle Leidenschaften entstehen. Von der grausamen Begegnung, die M. de la Chalotais wegen einiger spitzigen Ausdrücke gelitten habe. Von den Grausamkeiten, die von den Katholiken wider die Waldenser verübt worden. Für die Protestanten: sie haben die Fürsten nicht bekriegt, sie seyen von ihnen ermordet und bekriegt worden.

Der zweyte Band des dem Hrn. Helvetius zugeschriebenen Werks de l'homme, de ses facultés intellectuelles & de son education ist von 756 S. Zuerst behauptet Hr. H. wider den bekannten Bürger von Genf, die Ungleichheit des Witzes sey von der

Auferziehung, und nicht von einem angebohrnen Unterschiede herzuleiten. Das Talent ist der Witz in einem einzigen Vorwurf vereiniget, oder eine grosse Menge Begriffe über diesen einzelnen Vorwurf. Die Gemühter seyen im Norden von den Gemüthern in Süden im Grund nicht unterschieden. Der Mensch werde weder gut noch böse gebohren, er werde beydes mit den Jahren. Die Sittenlehre sey die Lehre der von den Menschen erfundenen Mittel, erträglich mit einander zu leben. Wider den morale Sense der Engländer. Die Menschenliebe sey nur die Erinnerung der Uebel, die man selbst erfahren habe. Schon das Kind sey ungerecht, wenn es genugsame Kräfte besitze. Der Mensch sey von Natur grausam, weil er zu einem fleischfressenden Thiere geschaffen sey (das ist er nicht. Von allen Thieren ist der Bau seiner Zähne, Magen und Därme dem Pferde am ähnlichsten.) Rousseau mache wahre Anmerkungen, aber seine Grundsätze seyen fast allemahl falsch. Umständlich wider das Lob das er der Unwissenheit giebt. Hr. H. hingegen verabscheuet dieselbe fast gänzlich, und verbindet die Tugend durchaus mit der Wissenschaft. Jemehr verschiedene Begierden der Mensch hat, je schwächer sind sie, und diese Verschiedenheit verschafft die Wissenschaft. Auch lernen alle Völker, sagt der V. die Unwissenheit verachten. Die Wissenschaften blühen freylich kurz vor dem Verfalle eines Reiches (mit dem Frieden und Reichthum.) Ein Ausfall

auf die Gelehrten, die den Urheber der despotischen Gewalt, den C. v. Richelieu, erheben. Der erste Despote beschütze die Wissenschaften, aber die nunmehr befestigten Despoten unterdrücken sie. Im Norden habe man eben so eine lebhafte Einbildungskraft, wie man an Oßian sehe. Zu Venedig erhalte die Oligokratie die Menschen in der Unwissenheit, auch sey diese Nation die verdorbenste unter der Sonne. Wider die Liebe; sie sey, wenn sie zum vornehmsten Geschäfte werde, allemal ein Laster. Jemehr Wissenschaft ein Volk besitze, je tugendhafter, tapferer und glücklicher sey es, wovon H. die Britten zum Beweise anführt. Die Regierungsform zwinge einen jeden Britten, seinen Verstand aufzuklären. Die Unwissenheit mache ein Volk böse und unglücklich. Vom Luxus und zu dessen Vortheil, weil die Geister der Menschen in Bewegung zu bringen, Belohnungen nöthig seyen, und das Vergnügen sey eine Belohnung. Die elendeste Nation sey diejenige, in welcher die Mächtigen der Untergebenen Feinde seyen. Kein Staat könne bestehen, wo die Grossen nicht von den Geringen, so wie diese von den Grossen abhängen. Eine Muthmassung, wie die Völkerschaften entstanden seyen. Die Macht der Fürsten habe zugenommen, so wie das Volk zahlreich und vermögend worden sey (oft gerade das Gegentheil, wie in Engelland.) Die erste Auflage ist das Mittel, wodurch der Fürst das Volk unterjocht hat, bis es alle Empfindung der

Freyheit verliert. Aber alsdann geht der Staat zu Grunde. Die despotische Herrschaft sey des Staats abnehmendes Alter, so wie die Republik die Jugend. Eine Nation könne zu volkreich seyn, daher seyen gewisse Gesetze entstanden, die man dem Minos zuschreibt, und die uns erst in den verdorbensten Zeiten scheinen entstanden zu seyn; wenigstens hat Homer von diesen Greueln keine Spur. Ein zahlreiches Volk müsse sich vorstellen lassen, aber die Leute, die das Volk vorstellen, nehmen an der Gewalt nach der Natur der Dinge immer zu, bis ihre Macht unumschränkt sey. Von einem Volk, das kein Geld habe, es habe auch keine Tyrannen, wenn es erleuchtet sey (das ist ohne Geld schwer.) Wiederum für den Luxus, eine Menge von Prachtkünsten würden mit demselben aus Frankreich fliehn, wenn man ihn verbannete. Wie Hume, meynt Hr. H. bey einer reichen Nation würde die Arbeit so theuer, daß sie den Preis gegen die arme Nationen nicht halten könnte, und ihr Reichthum abnehmen müsse. (Wir haben schon oft gezeigt, daß das Gegentheil wahr sey, und die Manufakturen in einem armen Lande theuerre seyn. Niemand kann den Preis gegen England, in vielen Waaren, zumahl Eisenwaaren halten, in andern nicht gegen Holland und Frankreich). Ein nach des Verfassers Gewohnheit grober Ausfall auf diejenigen, die die Pracht misbilligen. (Durch sie verarmte doch das mächtige Rom durch die Menge

der Prachtwaaren, die es aus Indien zog, und die es mit seinem Silber erkaufen mußte.) Ein anderer Ausfall auf die Engländer; sie seyen aufgeheitert, seyen aber in der Sittenlehre und der Politik nicht so gründlich, als sie seyn sollten, die Franzosen graben tiefer, eben die unwissenden, der despotischen Gewalt unterworfenen Franzosen, die H. anderwärts nicht gering genug machen kann. Die Herrschaft der Pracht erkenne man an den reichen Waaren, und an eben denselben die Ungleichheit in dem Vermögen der Bürger. Wider die Religion, sie thue keine Wirkung auf die Sitten der Völker; hier, wie anderswo verwirrt H. die römische Religion mit der Religion überhaupt. Man sehe wenige Titus, Trajanen und Antoninen mehr. (Wir hingegen glauben, die meisten christlichen Könige herrschen mild, gerecht und und menschenliebend, man kann aber sie nicht gegen Ungeheuer vergleichen, wie man bey den Römern that. Wir können keinen dieser Kayser, der dem Alfred gleich gekommen sey.) Die Religion sey nicht Tugend; sie, die die reineste Tugend mit den dringendsten Gründen von den Menschen fordert. Alle Religionen haben die Fackeln der Intoleranz angezündet (eine wahre Verleumdung.) Die Geistlichkeit sey der gesetzgebenden Macht wesentlich entgegen (immer in der Römischen Kirche allein) von ihr kommen die kanonischen Rechte, (sie kommen vom römischen Hofe.) Die Religion lehre entweder was die natürlichen Gesetze, und sey also überflüßig, oder etwas anderes

und sey schädlich. Der offenbare Trugschluß des Ormars. Nicht die Religion, sondern die scharfen Gesetze halten das Laster zurück. Eine abscheuliche Nachrede, die Religion predige das Laster, weil sie den Verurtheilten die Seligkeit verspreche. Wider die Jesuiten. Aber dennoch haben sie nichts gelehrt, als was die (Römische) Kirche lehre, und die Ermordung der Tyrannen erlaube auch S. Thomas (aber auch die unter dem Rechte der Natur stehenden Heyden zu Athen und Rom.) Es wäre nützlich, die Verfassung und die Geschichte aller Mönchsorden zu kennen, und daraus könnte man von den Mitteln urtheilen, einer Klasse von Menschen aufzuhelfen. Alle Grösse von Engelland komme von fünf Gesetzen, worunter H. die Freyheit der Presse rechnet. Von der Glückseligkeit einer Nation; sie sey glückselig zu nennen, wenn ein jeder Bürger mit einer achtstündigen Arbeit sein Haus unterhalten könne. (Die Landleute müssen wegen der Natur des Landbaues mehr und oft zwölf Stunden arbeiten, und aus ihnen besteht der grössere Theil der Nation.) Von dem Vergnügen. Dahin müsse man das vorgesehene Vergnügen rechnen, das mich bey meiner Arbeit aufmuntre, weil ich es als den Preis derselben ansehe. Das Unglück der Nationen komme von den unvollkommenen Gesetzen, und von der ungleichen Vertheilung der Güter her. Der Müßiggang sey die Quelle der meisten Bedürfnisse, der Buhlerey, selbst ehemahls des rit-

terlichen Lebens. Zum Erhabenen gehöre allemal eine Empfindung eines innern Schreckens (gerade das Widerspiel, das Erhabenste beruht auf der Vergewisserung unserer Uebermacht wider alle Gefahren und Uebel.) Vieles von der Schreibart, der Dichtkunst, dem Vermögen abzuziehen ꝛc. Die Unauflößlichkeit der Ehen sey der Vernunft zuwider. Dem Hr. H. gefällt die heilsame Verordnung die Hurerey zu erlauben, und die Kinder auf Unkosten des Staats zu erziehen. Es sey schwer, eine gute Gesetzgebung zu entwerfen, auch entwirft H. H keine. Die entdeckte Wahrheit (der Unglaube) störe die Staaten nicht. (So heftige Eiferer wie H. und V. würden verfolgen, und allenfalls hinrichten, wo sie die Macht hätten. Der letztere hat wenigstens alles gethan den Freunden der Religion zu schaden, was in seinem Vermögen war). Ein grosses Lob der Druckfreyheit. Ein bitterer Ausfall wider die Ungerechtigkeit bey Bestrafung der Erbsünde. (Alles ist dennoch ein Wortstreit. Wenn ein Vater ungesund ist, und seine Krankheiten zu seinen Kindern übergehen, so sterben dieselben zwar an diesen Krankheiten, die ihre eigene geworden sind, aber die Quelle war doch beym Vater, und so sind wir in Adam gestorben.) Wie die Mönche (nicht die Religion) ihre lasterhaften Gutthäter verherrlicht haben, als den blutdürstigen Clovis, den Rebellen Pipin. Von Karls des Grossen Lastern. M. Riviere habe doch zu viel von

der Kenntniß gehofft. Man opfere gar zu oft das entfernte Gute dem nahen Vergnügen auf. Die Ursachen, warum man in der Römischen Kirche die Schändlichkeit der päbstlichen Einrichtung nicht einsehe, die doch nothwendig die Reiche zerstören müsse; daß sie fanatische Hände gegen das Leben der Fürsten wafne, und daß eine intolerante Religion nothwendig den Königsmord lehren müsse. Von ihr werden in Frankreich die Gesetze und die Parlemente gestürzt werden. Die (römische) Kirche wisse zu unbequemen Zeiten ihre Ansprüche schlafen zu lassen, und zu gelegenern aufzuwecken. Wie sie dann in Frankreich Könige haben geisseln lassen. Die Geistlichen seyen die Werkzeuge des Arimanes und die Philosophen des Oromasdes (des guten Gottes den sie nicht glauben.) Alle Religionen solle man dulden und nur die nicht, die selber nicht dulden. Alles beruht, sagt endlich Hr. H. auf der Erziehung, und nun räth er auch etwas dahin Abzweckendes an. England bringe wenige gute Werke über die Sittenlehre und Staatskunst hervor, das sey eine Frucht der allgemeinen Glückseeligkeit. Die üble Auferziehung der Fürsten; selten sey der Fürst würdig König zu seyn, wenn er zum Könige gebohren ist. Die öffentliche Auferziehung sey besser. Ein Entwurf der Sittenlehre. Wie ein Kind sie lernen solle (ohne Gott und zweytes Leben, blos auf das Gefühl gegründet.) Das Gesetz: thue andern nicht u. s. f. seye nur ein kleines Gesetz für Haushaltungen. (Es wäre für Könige und

Staaten.) Daß kein Priester mit der Auferziehung sich befassen solle. Ein Heiliger habe keine Aehnlichkeit mit einem tugendhaften Bürger. Freylich könne man unter einer despotischen Regierung einem Kinde keine rechte Auferziehung geben.

C.

Die Kunst zu beobachten.

Von J. Senebier.

1775. (S. 419..)

Der Verfasser ist ein junger Mann, der eben nicht selbst viele Wahrnehmungen angestellet, aber seinen Bonnet und andere neuere fleißig gelesen hat; wir köñten wünschen, daß er unter den Quellen die Interpretation de la nature weggelassen hätte die gewiß eine ganz andre Absicht hat, als uns Wahrnehmen zu lehren. Er hat der harlemischen Gesellschaft seine Gedanken, als eine Preißschrift zugeschickt, sie ist auch in den Abhandlungen derselben abgedruckt, hier aber umgearbeitet und erweitert. Gleich Anfangs zieht, er als ein wahrer Lobredner, die Wahrnehmung dem Versuche vor. Wir finden einen sehr grossen Unterschied zwischen beyden; keine Wahrnehmung würde jemals uns dasjenige lernen können, was uns der Versuch lehrt. Hätte Harvey nicht die Adern gebunden und die Natur zum Antworten gezwungen, hätte Newton nicht durch die feinsten Versuche das Licht gespalten, so wäre

weder der Kreislauf, noch die Entstehung der Farben aus dem Lichte jemahls bekannt worden. Hr. S. verirrt sich hier in so weit, daß er so gar die Versuche verwirft. Sie seyen ofr irrig sagt er, und noch öfter zwifelhaft; wie oft sind es nicht die Wahrnehmungen, und wie behutsam muß man seyn, wenn man die Nachrichten vom Ausgange derselben zum Grunde eines Beweises legen will. Die Erfordernisse zur Wahrnehmung, le genie, wo wir uns mit der Aufmerksamkeit und Industrie begnügt hätten. Die Wissenschaft. Hr. S. bedauert hier, daß ein Schiffbruch uns die Handschriften des Ritters v. Jaucourt beraubt, und der Physiologie einen grossen Verlust verursacht habe. Wie schwer es sey, bey verwickelten Wahrnehmungen, die viele Ursachen haben, die wahren zu unterscheiden. Dalembert habe erkannt, daß die Hydrodynamik die Geschwindigkeit des Blutes nicht erklären könne, weil das Spiel der Nerven, und die Schnellkraft der Gefässe, durch die allgemeinen Gesetze des Gewichts und der Bewegung nicht erklärt werden können. Der Wahrnehmer soll zweifeln, soll seine Kunst, wie billig, verstehn. Die Araber seyen zu den Wahrnehmungen untüchtig gewesen (doch etwas zu hart.) Was man beobachten solle? Alles, auch das geringste, wenn es nur neu ist (und eben sowohl dasjenige, das man schon vor bekannt ansieht, und woran man oft viel Irriges findet.) Man sollte seltene Vorfälle, Mißgeburten und Zwitter fleißig beobachten. Man solle methodisch wahrnehmen,

und einen Zweck vor sich haben, und die Mittel alsdann anwenden, die zu diesem Zwecke dienen. (Hier und sonst oft verfällt Herr S. in das Gebiet der Versuche; denn die Muskeln reizen ist ein Versuch). Der Gebrauch eines jeden Sinnes. Eine vermuthlich falsche Nachricht, daß der spanische Wein auf dem hohen Berge auf Teneriffa seinen Geschmack verliere (auf den noch höheren Alpen schmeckt er den reisenden Einwohnern sehr gut). Die Werkzeuge. Die nothwendige Kenntniß der Mechanik. Die Geschicklichkeit, wie sich die Nymphen aus ihren Hülsen entwickeln, habe Reaumur zuerst wahrgenommen (allerdings Swammerdam). Die Gedult, das Nothwendige zu wiederholen; eine unentbehrliche Vorsicht bey Versuchen und Wahrnehmungen; die Aufmerksamkeit und genaue Sorgfalt; und hier würden wir wiederum den Hrn. Toaldo nicht zum Muster geben; denn eine Eigenschaft mangelt ihm, die auch Hr. S. vergißt, und ohne die alle Wahrnehmungen verdächtig sind: die Unpartheylichkeit. Es gebe vortrefliche Männer, die mit ihren Handschriften ihre Wahrnehmungen in Vergessenheit fallen lassen. Die Verschiedenheit wie Wahrnehmungen angestellt werden. Wie man die Glaubwürdigkeit der Wahrnehmung in eine Schätzung bringen könne. Einige unrichtige Wahrnehmungen, darunter die durchs Glas dringenden elektrischen Ausdünstungen. Von der Entstehung der Bienenköniginn aus einer gemeinen Bienenmade, die

Herr

Herr S. für gewiß annimmt. Dieser Band ist von 242 Seiten.

Der zweyte Theil ist 324 Seiten stark. Man solle nicht heimlich noch neidisch seyn, wie Leeuwenhoek, man soll seine üblen Erfolge (wieder in den Versuchen) sowohl anzeigen, als die erwünschten, und den Leser in den Stand setzen, über die Völligkeit des Zutrauens zu urtheilen, das man zu einer Wahrnehmung haben könne. Die Beschreibung. Wie man die Wahrnehmungen, wie der Herr v. Haller, synthetisch zuerst vortragen, und das dadurch Erwiesene alsdenn analytisch zur Lehre machen solle. Die Beschreibungen sollen nicht zu übermäßig lang und umständlich seyn. Albinus wird gerühmt, weil er sein Gerippe habe abmahlen lassen, als wenn er 40 Schritt weit gesehen hätte (man würde einen sehr ungenauen Begriff vom Gerippe haben, und seine kleinen Theile niemals kennen, wenn man es von einer solchen Entfernung ansähe). Die Definitionen, die Klassifikationen, die Herr S. für höchst unnütz erklärt (ohne die dennoch es unmöglich wäre, zum Exempel die Kräuter kennen zu lernen). Wie aus den Wahrnehmungen man lernen könne, die Natur auszulegen, die Ursachen durch ihre Wirkungen zu entdecken, die Phänomenen zu erklären, wo Herr S. Newtons Regeln wiederholt. Wie allgemeine Grundsätze fest zu setzen seyen. Die Kraft der Induktion, wo wiederum Herr S. einen bekannten Ir-

thum anpreiset; er rühmt nemlich den la Peyronie, daß er durch die Ausschliessung den Sitz der Seele im grossen Hirnbalken festgesetzet habe. Die Analogie. Die allgemeinen Gesetze. Hat in der That der gute Commerson zwanzig tausend neue Gewächse entdeckt? Wie man sich zu hüten habe, aus einzelnen Wahrnehmungen nicht allzu allgemeine Schlüsse zu machen. Hier verfällt Hr. S. auf einen Abweg; er will denjenigen nicht für einen Wahrnehmer erkennen, der einen einzigen Körper genau beobachtet habe. Man müsse die einzelnen Fälle in Gattungen vereinigen, und die allgemeinen Gesetze aus den einzelnen Wahrnehmungen zusammentragen. Dieses ist ein Nutzen der Wahrnehmnng, nicht aber das Wesen. Eine Schutzschrift für die Hypothesen; Newton habe sich derselben nicht enthalten. Die Kennzeichen einer guten Hypothese. Halley wird sehr gerühmt, wegen des entdeckten Ursprungs der Quellen. Die Wahrscheinlichkeit einer Hypothese sey wie die Zahl der Phänomenen, die durch dieselbe erklärt werden. Die analytische Lehrart (die analytischen Bejahungen müssen bloß die Sammlungen einzelner Wahrnehmungen, oder doch die allerunmittelbarsten Folgen derselben seyn). Allerley Mittel, Wahrnehmungen zu machen, darunter die Reisen; wiewohl die meisten Reisenden keinen Glauben verdienen. Endlich der grosse Einfluß, den die Wahrnehmungen auf die Wissenschaften und auf die Künste haben, die

wie ihre Geschöpfe seyen. Hier überschreitet Hr. S. wiederum seine Schranken, er sagt dem Spalanzani nach, daß er die gelbe Farbe im Blute nicht entdeckt habe, komme davon, daß er sich des zurückgeschickten Lichtes und nicht der Lieberkühnschen Linse bedient habe. Unfehlbar ist dieser Unterschied der Stellung nicht die Ursache, warum Sp. einige Dinge anders als der Herr von H. gesehn hat, denn dieser hat mit dem Lieberkühnischen Tische die rothe Farbe der einzeln laufenden Kügelchen des Blutes, und die gelbe Farbe ganzer Haufen in dem geschwächten Thiere gesehn; und es ist schwer zu sagen, warum Herr S. niemals solche geschwächte Thiere vor sich gehabt habe. Die Wissenschaften, denen die Wahrnehmungen dienen, auch die geoffenbarte Gottesgelahrtheit. Etwas zum Beweise des grossen Einflusses des Climates; selbst auf die Sprache; die vielen Mitlauter und die Aspirationen der nordischen Sprachen, kommen von der Kälte her, die das Werkzeug der Stimme zusammenziehe und stumpf mache (engourdit,) aber man kann der russischen Sprache die Aspiration nicht vorrücken, und nicht einmal die vielen Mitlauter, die zischenden ausgenommen.

CI.

Rousseau.

1775. (S. 453. f.)

I. *J. Rousseau justifié envers sa patrie . . . & plusieurs lettres de cet homme célèbre qui n'ont point encore paru.* Der Sammler ist ein warmer Freund des bekannten Verfassers des Emile und der Heloise. Der Herausgeber gesteht selbst, dieser Sammler sey von einem Partheygeist nicht rein; und ganz im Anfange sagt dieser Sammler von dem Feinde der Offenbarung und der Obrigkeiten: Rousseau sey odieux aux faux devots & aux tirans; er, der Sammler der Briefe und der Geschichte, habe in den Schriften des R. gesehn, daß er weder der Religion, noch der Ordnung im gesellschaftlichen Wesen, noch dem Glücke seiner Vaterstadt zuwider gehandelt habe. Er erzählt dann die Geschichte des Mannes von der Zeit an, da er von der römischen Kirche, in die er übergetreten war, wieder in die Gemeinschaft der Reformirten gekehrt ist. Er rühmt gar sehr am Verfasser einiger scherzhaften Schauspiele den Eifer, mit welchem er auch sich der Einführung einer Schaubühne zu Genf widersetzt habe. Die Bekehrung des Rousseau, und seine Verlassung der römischen Religion, war auch so ernstlich, daß er unter dem Namen des Vicaire de Savoie die Wunder Jesu, seine Geschichte

und die Offenbarung, mit allen Kräften seiner lebhaften Einbildung und seiner kernhaften Schreibart angrif. In Frankreich verurtheilte man diese Schrift. Zu Genf schämte man sich, minder für die Offenbarung gegen einen Bürger zu thun, als man in Frankreich gegen einen Fremden gethan hatte; man foderte den abwesenden Rousseau zur Verantwortung auf; dieses Vorladen aber geschieht nach den dortigen Gesetzen, mit der Formel, der Angeklagte soll in Verhaft genommen werden; ein Befehl, dessen der Vorgeladene sich dann entledigen und zur Verantwortung gelangen kann, wenn er sich einfindet. Diese allgemeine Formel nahm Rousseau sehr übel auf; er beklagte sich darüber, als wenn das Gesetz wider ihn gemacht worden wäre, und sprach davon als von einer Infamie, die es nicht ist. Zuerst zürnte er, daß die Bürgerschaft keine Vorstellungen wegen des ihm angethanen Unrechts that, und dann bedauerte er, daß sie es thaten. Hierinn folgte er dem Beyspiele seines Sokrates nicht, der sich der Gewalt der Gesetze unterwarf. Er schrieb indessen den Contrat social, der zwar alle Regierung überhaupt, aber insbesondere die aristokratische umzustürzen zur Absicht hat; er erweckte zu Neufchatel allerley Unruhen, und setzte dem Eifer der Geistlichen des Königes Schutz entgegen, bis sich der Pöbel erinnerte, daß, nach dem Rousseau, die oberste Macht unveränderlich in seinen Händen ist, ihn zu verfolgen anfieng, und nöthigte, ins Bernische

zu fliehn. Diese Republik hatte seinen Emile verbannen lassen. Sie konnte seinen Contrat social nicht anders als für ein Buch ansehn, das alle Ruhe aus der Gesellschaft verbannte. Sie ließ ihm befehlen, ihre Lande zu meiden. Mit einer Ironie über die engen Schranken ihres Gebietes, rettete er sich zwey Stunden weit nach Biel, und dann nach andern Ländern. Er erweckte durch seine Antwort an den Erzbischof von Paris, und durch seine lettres ecrites de la montagne, noch mehr Mißvergnügen; in deren letztern er das Volk zu Genf wider die Regierung aufmahnte, und nur allzu glücklich war eine gefährliche Gährung zu erwecken, die zum Umsturz der alten Regierungsform ausgeschlagen ist. Er sagte sich dennoch als mißhandelt vom Bürgerrechte zu Genf feyerlich los, und schrieb einen sehr heftigen Brief an einen seiner besten Freunde, worinn er sich äusserte, er würde diesen letzten Schritt nicht gethan haben, wenn auch nur fünf oder sechs Bürger wider das ihm angethane Unrecht vorgestellt hätten; und diesen Brief will der Sammler dahin brauchen, R. habe keine Unruhen gewünscht! Da die Gährung schon in ihrer Stärke war, mißbilligte er freylich vieles an den Repräsentanten, war geneigt den Vorschlag des Raths anzunehmen, beklagte sich über seine Freunde, daß sie ihn verlassen hätten, und verschwur mit einem Eide, jemals wieder nach Genf zu kommen. Aus allem erhellet, daß in seinen öffentlichen Schriften

Rousseau beharrlich die Offenbarung angegriffen, die demokratischen Grundsätze bis zu dem äussersten Widersinn getrieben, und das Volk in die Macht gesetzt hat, auch ohne gegebnen Anlaß, den König oder den Rath allemal zu stürzen, so oft es ihm beliebt hat; daß er auch durch seine Schriften eine der vornehmsten Ursachen der letzten Unruhen in seinem Vaterlande gewesen ist. In den hier abgedruckten Briefen finden wir seine angebohrne Unbeständigkeit, seine Klagen über Freunde und Feinde, und ein allzu spätes Bedauren über die schädlichen Früchte seiner Aufhetzungen wider den Rath.

CII.

Die Troubadours, *)

Von Hrn. Curne de St. Palaye;

(herausgegeben von Millot. **)

1775. (S. 499.)

Man ist gewiß beyden dem Hrn. Sammler als dem Herausgeber für die höchst unangenehme Mühe Dank schuldig, mit welcher sie diese veralterten, oft fast

*) Troubadour war eigentlich ein Dichter, sehr oft ein Ritter, auch wohl ein grosser Herr, und sogar ein König; Jongleur hieß ein Sänger, der die Gedichte des Troubadours absang, und sich damit ernährte. Diese poetischen Schwärmer blüheten in dem Zeitraume 1050 — bis fast 1500.

**) Hist. litter. des Troubadours. 3 vol. 1774.

unverständlichen, und gröstentheils unbedeutenden Ueberreste der Ritterzeiten durchgelesen haben; wir hätten nicht zu zwanzig Seiten Geduld gehabt, so unerträglich widersinnig, kindisch aufgeblasen und kalt metaphorisch sind durchgehends diese Troubadours; der Entrüstung zu geschweigen, den ihre unzüchtige Frechheiten, und die höchst verdorbene Sittenlehre vieler derselben erwecken müssen. Die Arbeit des Hrn. M. hat auch nicht gehindert, daß das vor uns liegende Buch nicht sehr trocken, und für weit die meisten Leser völlig gleichgültig geblieben sey. Die kleinen historischen Umstände alter Geschlechter sind für sehr wenige Leser interessant, und das einzige, was noch die Troubadours leidlich macht, ist die Schilderung der Sitten des 14ten und des folgenden Jahrhunderts. So wenig als die Homerischen Helden sich Liebe und Hochachtung erwerben, so wenig gewinnen auch die Ritter dabey, daß sie bekannt werden. Ihre Liebe war nur allzu oft nichts weniger als platonisch, ihre Verschwendung hielt sie in beständigem Mangel, und zwang sie durch die unanständigsten Mittel, die nöthigen Gelder zu suchen, womit sie ihre Pracht bestreiten konnten; selbst der Strassenraub war ihnen nicht zu niedrig. Ihre Religion war der elendeste Aberglauben, und bestund mehrentheils in einem Kreuzzuge, und in der Unterwerfung unter alle Befehle Roms. Hin und wieder treten doch Leute unter diesen Dichtern auf, die den Verfolgungs-

geist, die Pracht und das Wohlleben der Geistlichkeit mißbilligen. Die Dichtkunst selbst zeigt uns Hr. M. nicht, er giebt lauter Auszüge in ungebundener Rede; sie ist aber, wie wir aus verschiedenen abgedruckten Urkunden wissen, gezwungen, mehrentheils wässericht, doch oft schwülstig, und durchgehends monotonisch. Wir haben in demjenigen, was wir sonst gelesen, nicht einmal die Natur der schwäbischen Minnesänger gefunden. Mehrentheils sind es übertriebene Lobsprüche ihrer Schönen, dann auch giftige und grobe Scheltwörter wider ihre Feinde, und sehr oft die unanständigsten Lobeserhebungen der eigenen Vorzüge des Dichters. Der Nationalstolz verleitet den Hrn. M. gar sehr, wenn er glaubt, diese so spät entstandenen Troubadours seyen die Quelle aller heutigen Poesie. Lange vorher hatte der Nord seine, ein wirkliches Amt versehende Hofdichter, seine Skalden und Barden. Lange vorher hatte Oßian unnachahmlich gesungen; auch Deutschland hatte gedichtet und gereimt. Das geben wir zu, Petrarcha möge die T. vor Augen gehabt haben, obwohl dieselben zu seinen Zeiten in die gröste Verachtung gesunken waren, obwohl seine ganze Manier unendlich polirter und reiner ist.

CIII.

Theorie der schönen Künste. *)

Zweyter Theil.

Von J. G. Sulzer.

1775. (S. 625.)

Wir werden nur in demjenigen Fache des Hrn. Verfassers Gedanken anzeigen, in welchem wir einiges Licht haben, da der sogenannte Recensent weder in der Music noch in der Baukunst sich selber einige Kenntniß zutrauet. Jene die musikalischen Abschnitte, hat Herr Kirnberger mit seinem Beystande und mit wichtigen Anmerkungen bereichert. Den spielenden und scherzenden Witz schätzt sonst, selbst in der Vorrede, Hr. S zwar hoch, glaubt aber dennoch, die schönen Künste haben eine höhere Absicht, und ihre Würde borgen sie von ernsthaften Werken her. Von der dramatischen Würde der kalten und unerschütterlichen Karaktere; die lerne man am besten beym Xenophon, beym Aeschines, und bey den Stoikern kennen und ausdrücken. Ernsthafte Dichter verehre man als Lehrer und Väter, bloß witzige könne man als jüngere Brüder lieben. Knoten; derjenige der die Verwickelung in der Ilias macht, (uns hat allemal gedäucht, die Nationalliebe habe den Homer gehindert, diesen Knoten recht zu wickeln. Er macht die Trojaner zu schwach, und selbst den Hektor dem Aiax

*) Siehe oben Band I. S. 365. f.

nicht gewachsen, und vor dem Diomedes flüchtig, gegen den Achilles aber niederträchtig feig. Wenn der Grieche verlieren, wenn ein Patroklus umkommen soll, so müssen die Götter in Bewegung seyn, und den Trojanern zu einiger Gleichheit helfen. Hierdurch wird Achilles minder unentbehrlich, und ohne ihn würden die Trojaner unten gelegen seyn, wenn die Götter sich nicht mehr in den Streit gemengt hätten). Wenn die Kraft der schönen Künste in verführerische Hände kommt, so werde sie zum Gifte, leite den Menschen ins Verderben, in die noch völligere Ergebenheit in ohnedem allzu starke Triebe. Griechenland scheine seine schönen Künste von den Joniern und diese von den Chaldäern, Großgriechenland aber von den Heturiern erhalten zu haben. Kayser Henrichs VI. Siegel, das Hr. S. in Hervorden gesehen hat, sey so schön geschnitten, als ein Stein unter den ersten Cäsarn. Zu Stettin hatten die Wenden vortrefliches Schnitzwerk in einem Tempel angebracht. Die Grossen der Welt brauchen die schönen Künste bloß znm Staate und zur Ueppigkeit. Schon Athen hat seine allzu starke Liebe zu dem Ergötzenden gemisbraucht, und die Mittel zur Erhaltung des Staates den Schauspielen geheiligt. Wir seyen von den Alten in den schönen Künsten nicht zu weit entfernt, und übertreffen sie in einigen Absichten. Das wahre Komische und Lächerliche ist schwer, und in Deutschland selten. Daß ein Lehrgedicht allerdings eben so wohl Poesie

sey, als das Epische (und das schönste aller Gedichte, die Georgika, sind ein Lehrgedicht,) es werden aber auch alle Dichtergaben dazu erfordert. Liebe; sie bedarf wohl am wenigsten der Reize, die ihr die Poesie giebt, und in Romanen und in dramatischen Stücken wird nur allzu oft die Jugend dazu gereizt, auch wo man vielleicht meynt, sie abschrecken zu wollen. Man solle die Zärtlichkeit mehr durch ihre edle Wirkungen, als durch ihre angenehmen Empfindungen vorstellen. Lieder. Nur allzu viele Deutsche haben sich in denselben als Schwelger oder Jünglinge gezeigt, die ihren Lüsten nachhängen. Lyrische Versarten. Hier geht unser Geschmack von dem Geschmacke des Hrn. S. etwas ab, und wir finden im Deutschen die meisten neuen Versarten noch allzu unausgebildet und unharmonisch. Mahlerey; ein lehrreicher Artikel. (Hier hätte man vielleicht bey der poetischen Mahlerey die Deutschen vertheidigen können, die eben wegen der Mahlerey häufig von den Franzosen getadelt werden.) Musik. Der viele Nutzen den sie haben könnte, und den die Neuern verabsäumen aus derselben zu ziehen. Die Vorzüge der neusten Deutschen in derselben. Wider die Einführung der nordischen Mythologie. Ode. Eine Horazische Ode wird entwickelt und die Absicht des Dichters errathen. Die deutschen Odendichter. Die Niedrigkeit in welche die Oper verfällt, indem sie grosse Vorzüge mit geringen Mitteln vorstellen will. Aus Fin-

galn und aus den alten Gesängen der Barden könnte man den Entwurf einer reinen und Ausdrucksvollen Oper hernehmen. Oratorium; eine Kritik einiger Fehler des Hrn. Grauns, der den Nachdruck und die musikalische Vervielfältigung oft auf unbedeutende Wörter gesetzt hat. Von einem deutschen Genie, das sich allzusehr dem Nachahmen ergiebt, und den Crebillon, den Diderot, den Sterne, (den Marivaux) nachahmt. Oßians Vortrefflichkeit, worüber wir von Herzen mit Sulzern einstimmen. Sein Fingal ist ein unnachahmlicher Held, und fast ein unbegreiflich schönes Ideal, wenn man bedenkt, zu welchen Zeiten und in welchem Lande er geschildert worden ist. Der Unterschied der Griechen von den Kelten; die Schönen waren in Griechenland wenig bekannt, kamen nicht unter die Leute, und hatten an den Begebenheiten einen kleinen Theil. (Nur Helena war bey ihrer Entführung doch eine, zwar leidende, Ursache grosser Begebenheiten.) Die Griechen kannten in der That keine Großmuth, keine sanfte Gesinnungen, und es ist uns unbegreiflich, wie Horaz die Lehre vom Löblichen, Anständigen und Guten besser vom Homer als vom Cleanth und Crantor vorgetragen finden konnte. Selbst Homers Götter waren ungütige rachgierige Menschen, die nichts Göttliches hatten, als die Macht. Parodie, ihr Misbrauch, das wirklich Rühmliche lächerlich zu machen. Pathos. Starke Empfindung, und keine andere Gaben,

können dieselbe bewirken. Periodiren hält Hr. S. für einen der schwersten Theile der Beredsamkeit. Pharsalia. Uns kömmt es lächerlich vor, daß sie kein episches Gedicht seyn soll, weil keine Götter dabey erscheinen. Wir erkennen die Fehler des Lucanus, seine langweilige Schildereyen von Hexen, von Viehseuchen, und Schlangen; sein Verfallen auf unepische Vorwürfe; aber er hat in vielen andern Stellen das wahre Erhabene, im wahrhaftesten und stärksten Verstande.

Meruitque timeri

Nil metuens.

Pindar, denselben würdig zu beurtheilen, müßte man freylich die Sprache und die Geschichte Griechenlandes in einer grossen Vollkommenheit besitzen. Plautus hat hin und wieder nützliche Anmerkungen; aber wir können den Geschmack des Hofes des Augustus nicht misbilligen, wann er den Scherz des P. an den meisten Stellen zu grob findet. Poetisch. Hier wären wir auch von etwas anderm Geschmacke, als Hr. S. und die Verse, die er als Muster anführt, dünken uns zu alambiquirt, und die Figuren zu entfernt und unausgebildet. Ein dem Hrn. S. mitgetheilter Artikel über das politische Drama. Recitativ, eine gegründete Kritig des Hrn. S. über die Vermischung zweyer redenden Personen in einem Recita-

tiv. Die Wohlredenheit; ein wichtiger Artikel. Romanze; sie wird zur Ungebühr auf eine scherzhafte Weise gebraucht. Das Rührende. Hr. S. warnt, solches nicht zu verschwenden, da es nöthiger sey, die Menschen zur Standhaftigkeit und Stärke des Geistes aufzumuntern als zu verzärteln. Wie stark die Rührung der Redenden, auch ohne andere Vortheile, auf die Gemüther der Zuhörer wirke. Satire. Der Nutzen, den sie in Ansehung des gesellschaftlichen Lebens haben könnte, wenn sie wider die Laster gebraucht wird, und der Schaden, den der Aristophanische wider die Tugend und das Verdienst gebrauchte Muthwillen thut. Wider das Drama Götz v. Berlichingen. Hr. S. befürchtet, wenn der Geschmack solcher piece à tiroir überhand nähme, so gienge die ächte Tragödie verlohren. Schaumünze; eine Kritik einer vom verdienten Hedlinger geschnittenen allzu zusammen gesetzten Schaumünze. Schauspiele. Der Nutzen, den sie haben könnten, wenn sie zur Aufmunterung löblicher Gesinnungen gebraucht würden; ihre Schädlichkeit, wenn sie das Laster angenehm und intereßant machen, wie die Beggars Opera (und verschiedene Stücke des Moliere, wo die Betrügerey belohnt wird). Die unglückliche Uebermacht unzüchtiger Gesinnungen bey grossen Gaben. Das Schöne setzt Hr S. doch in die Vollkommenheit der äussern Gestalt. Aber warum ist ein hohes Roth, ein ächtes Blau, für alle Völker schön; und ist denn bey diesen

Farben einige Mannichfaltigkeit? Sophokles; ihm wird die Krone in der Kunst der Tragödie zuerkannt. Spondäus (der reinste Spondäus ist im Deutschen unerträglich. Großvater kann in keinem Verse gesagt werden). Der hier beleuchtete Oedipus mag tragisch seyn, aber in Ansehung der Sittenlehre ist er abscheulich; die Unglücke und die Uebelthaten der Menschen auf eine zwingende Gottheit zu legen, ist die allerschändlichste Unternehmung. Tropen. Hr. S. befürchtet, man brauche sie in Deutschland zu häufig. Wahrheit. Wiederum zeigt hier Hr. S., daß Pope in seinen Lehrgedichten dichterischer als Homer gewesen ist. (Und wir finden, es war mehr Kunst nöthig, das Düngen und die Erziehung der Rinder edel zu beschreiben, als Schlachten zu schildern).

CIV.

Einfluß des Tribunats

auf die Staatsverfassung von Rom. *)

1775. Zug. (S. CCCLXIX.)

Er ist offenbar, daß die Tribunen ihr beständiges Augenmerk auf die Vergrösserung ihrer Gewalt, und auf die Stürzung aller der Vorrechte hatten, die den Geschlechtern vom Anfange der Republik an, zugehörten, und sie thaten also in uralte Rechte Eingriff,

die

*) Hist. du Tribunat de Rome, 2 Vol. 1774.

die niemals rechtmäßig seyn konnten. Anstatt eine neue Klasse obrigkeitlicher Personen zu fordern, die ganz vom Volke abhiengen, gegen allen Widerstand durch die schärfesten Gesetze bewafnet waren, und die sehr bald die höchsten Würden der Republik mit Füßen traten; hatte das Volk, wie es auf den heiligen Berg entwich, nichts eigentlich zu fodern als ein Gesetz für den Wucher. Das Valerius Publicola Schwachheit, dem Volke das letzte Urtheil über alle Bürger zuzusprechen, gab ohnedem dem Volke eine überwiegende Macht, die einem jeden Grossen fürchterlich war, der zu sehr für das Ansehen der Geschlechter arbeiten würde. Vom ersten Anfange des Tribunats an, war Rom der Schauplatz eines unaufhörlichen Krieges zwischen den ihre Macht vergrössernden Tribunen, und dem durchgehends nachgebenden Rath. Diese Leiter des Volkes errungen sehr bald das Recht, das Volk und bald auch den Rath zusammen zu berufen, und das Recht, daß niemand ihnen einreden durfte. Sie widersetzten sich, auch bey der größten allgemeinen Gefahr, dem Ausheben der Bürger zur Armee, und liessen den Patriciern nicht eher zu, das Vaterland zu vertheidigen, bis sie denselben ein neues Vorrecht abgedrungen hatten. Sie brachten es dahin, daß die größten Geschäfte in den Versammlungen nach Zünften abgehandelt wurden, wobey die Geschlechter keinen Einfluß hatten. Die verblendeten Römer liessen sich lie-

der von den Feinden schlagen, als daß sie dem Appius die Ehre eines Triumphs erworben hätten. Die Tribunen hätten es geschehen lassen, daß die Patricier allein den Krieg für das Vaterland übernommen, und vielleicht auf einmal ihr Leben hingegeben hätten, wenn das noch zu edelgesinnte Volk dem eigennützigen Rath der Tribunen sich nicht selbst widersetzt hätte. (Wir bemerken, was wir in einer noch unlängst durch freywillig erwählte Tribunen beherrschten Stadt auch gesehen haben, daß dieselben unter sich den Schluß gefaßt, allemal einstimmig zu seyn.) Da sie den regierenden Konsul für das Volk forderten, und dieser weigerte, sich von ihnen befehlen zu lassen, so gaben sie selbst dem Volke den abscheulichen Rath, noch einmal auf den heiligen Berg zu entweichen, so wie sie einen Theil der Bürgerschaft nach Veji verlegen wollten. Ihr unweiser Rath war es, der die unumschränkte Macht der zehn Männer erzwang, wodurch Rom in die völlige Sklaverey gerieth.

CV.

Clemens XIV. (Ganganelli. *)

1775. S. 1146. [Zugabe 1777. S. CCLVII.]

Herr Caraccioli hat den würdigen Herrn selbst gekannt, Briefe von ihm erhalten, und von ihm selbst die Geschichte seiner ihm aufgedrungene Kardinalswürde vernommen. Die Geschichte ist sonst freylich etwas nackt, und von einem so guten Herrn hätte man lieber weit mehrere Umstände wissen mögen. In Vergleichung mit den letzten Päbsten gewinnt er deutlich; selbst Lambertini kannte die Kunst zu regieren nicht. Er war doch von Adel, und eines Arztes Sohn; weit gelinder als Sixtus V. konnte er doch strenge seyn, wenn man wider das Beste des Volks gehandelt hatte, wie er es denn an einem Manne bewies, der wieder die Befehle Korn aus dem Kirchenstaate geschaffet hatte. Seine Vertilgung des Jesuiterordens nahm er nach langer Ueberlegung, und nach einem grossen Kampfe vor, und soll dabey geäußert haben, er habe damit sein Todesurtheil unterschrieben. Er besaß beydes eine allgemeine höhere Einsicht auf die Hauptsache, und die Scharfsicht auf die innern Umstände. Er entwarf mit eigener Hand

*) La Vie du Pape Clement XIV. Lettres du Pape Clement XIV. Beyde hat Herr Caraccioli herausgegeben.

einen vortrefflichen Rath, wie die Auferziehung der Jugend vorzunehmen sey. Er wurde von den Fremden, auch von den Protestanten verehret, und Sultan Mustapha gab ihm ein vortheilhaftes Zeugniß. Kurz vor seinem Tode ließ er sich durch einen Mauthner berücken, und gab eine Art eines Einzelkaufs des Getraides zu, wodurch dann das Volk, das ihm sonst sehr zugethan gewesen war, zum Schreyen gereitzt wurde. Er nahm nach und nach an Kräften ab, und sah seinen Tod lange vor sich. Seine Bullen und Breven arbeitete er allemal selber aus, und gab ihnen die wahre Erhabenheit. Sein Verdienst war, ohne Geräusch zu regieren, wie die Maschienen, die leicht wirken und fast zu ruhen scheinen, dieweil sie grosse Geschäfte verrichten. Er schafte die barbarische Gewohnheit ab, wegen der Stimme, junge Knaben zu verstümmelen. Der General seines Ordens, in dessen Armen er starb, schrieb einen hier abgedruckten Circularbrief über seine letzten Tage und Stunden. Einige Briefe des Pabstes voll Vernunft und Natur. In einem derselben gesteht er, vollkommen zu seyn habe es Benedikt dem XIV. an Standhaftigkeit gemangelt. Ueber die französische Sprache der er sehr zugethan war. Ein Brief, durch den er einen alten Missionar Alary bewog, und fast zwang, aus der Trappe zu gehn, und sich wiederum der Missionen anzunehmen. Er wäre unstreitig einer der grösten und berühmtesten Päbste geworden, wenn er län-

ger hätte regieren können. Vor dem Nepotismus bezeugte er den vollkommensten Abscheu, uud hinterließ ein Erbe, das einem gemeinen Prälaten angemessener war, als einem Pabste.

Die Briefe selbst werden von einigen scharfsinnigen Männern verdächtigt. Uns ist es schwer darüber zu urtheilen, weil wir nichts zuverlässiges vom Fr. Ganganelli geschriebenes haben, gegen welches wir die vor uns liegenden Briefe vergleichen könnten. Vom Herausgeber sind sie gewiß nicht, dessen Schreibart wir kennen. Den Charakter des fröhlichen, bescheidenen, gütigen Mannes tragen sie. Ueberall rühmt der Mann das Wesentliche der Religion im Gegensatz gegen den Aberglauben und gegen kleine äusserliche Thaten, und mißräth die Anhängigkeit an die Heiligen. Den Mönchen ist er nicht gewogen, und wünscht zumal nicht ihre Vergrösserung. Was er von dem P. Concina S. 271. sagt, dessen Eifer wider die Molinistische Sittenlehre er gänzlich billigt, kömt mit der Unterdrückung des fürchterlichen Ordens gänzlich überein. Die Uebersetzung ist sonst nicht durchgehens wohl gerathen. Das Wort investir wird hier im ungewöhnlichen Verstande gebraucht; für einnehmen, bemächtigen. Insbesondere finden wir eine Reihe wohlgeschriebener Briefe, brauchbar, die Ganganelli an einen Grafen geschrieben hat, der in dem Laster versunken war, und gerettet werden sollte. Der Minorit drang sich zuerst dem Wildfange recht

auf, der sich vor ihm verbarg; er gewann ihn aber bald, schrieb ihm aufs liebreichste und verständigste seine künftige Lebensart und die Mittel vor, vom Laster sich frey zumachen, mißrieth ihm das Klosterleben, und verläßt ihn geheyrathet. Der Herausgeber hat ziemlich undienlich diese Briefe zerstreut, die zusammen gehört hätten. Ein Aufsatz, den der gute G. für einen Ordensbruder gemacht hat, und den dieser für die seinigen aufgehoben hat. Des Verfassers vorzügliche Liebe für die leichten, frivolen Franzosen, wie er sie heißt. Seine Ehrerbietung für die Religion, die beständig bey ihm zugenommen hat, nachdem sie in 45 Jahren sein Hauptgeschäft gewesen war. Allerdings sey Gerson, ein Abt von Vercelli, der Verfasser der Nachahmung J. C. Zwey wichtige Briefe an den Grafen Algarotti, dessen Ernst im Christenthume unserm G. nicht erwiesen vorkömmt. Seine herzhafte Empfehlung eines in Ungnade gefallenen Bedienten des Cardinal Ministers Valenti, an den erzürnten Herrn. Die Freygeister. Die Hässer der Mönche empfange er mit gedoppelter Liebe. Freymüthig sagt er dem Kardinal Quirini, sein Brief an die protestantischen Geistlichen sey etwas trocken. Wider die Vermächtnisse an die Klöster; die Familie sollte allemal den Vorzug haben. Einige gute Ermahnungen an den Journalisten Lami; nicht überhaupt ein Werk schwach oder irrig zu nennen, sondern allemal Proben beyzulegen u. s. f. Eine kluge Ermahnung an eine wie sie glaubte, fromme Dame, die aber dabey

sich Haß und üble Begegnung gegen andere erlaubte. Wider die Verehrung der Reliquien. Fein und schlau vertheidigt der künftige Pabst die römische Kirchenreligion wider die Protestanten. Benedict XIV. würde die Priesterehe und den Kelch wohl erlaubt haben. Man lege der römischen Kirche vielen Aberglauben zur Last, den sie nicht dulde, noch gut heisse. (Warum durfte denn selbst Benedict XIV. den widersinnigen Brief der gebenedeyten Jungfrau an die Stadt Messina nicht für unächt erklären? Warum legte er dem ehrlichen Muratori das Stillschweigen auf?) Wider die poetischen Predigten, die in Italien gewöhnlich sind. Eine Bibliothek für einen Mann, der sein Heil schaffen will; zuerst das Evangelium, und zumal Pauls Briefe, dann Augustins Bekenntnisse, die Nachahmung J. C.; einige Geschichtschreiber; die alten Philosophen und Dichter; keine Legenden, keine Mystische Bücher. Wider die allzustrenge Beobachtung der Klosterregeln, und wider das Stillschweigen der Karthäuser. Ueber die Dichtkunst bey den Heutigen. Die deutsche Poesie erleuchtet, die Französische funkelt (petille ist etwas kleineres), die Italiänische brennt, die Englische schwärzt. So urtheilt G. Sein erstes Gedicht über den Tod eines Freundes. Es war mit Umständen überladen, und gefiel nicht, und Ganganelli sagte der Dichtkunst auf. Ein höflicher Brief an den Hrn. v. Kronegk. Er habe wohl müssen die Scotische Lehre vor-

tragen (es scheint aber, es geschah mit Widerwillen). Man solle über die Heiligen Jesum nicht Vergessen; eine Warnung, die G. oft wiederholt. Nichts sey dem Christenthum mehr entgegen: der Aberglauben und die kleinen Gebräuche (pratiques). G. wünschte des Ariosto Asche zu küssen. Wider einen Priester, der übel vom Benedikt XIV. sprach. Bruder Lorenz meint, die römische Kirche habe keine Neuerungen eingeführt; denn man könne die Zeit nicht bestimmen, wo sie dieselbe eingeführt habe. Er würde, wenn es zum ernsthaften Streit gekommen wäre, hier seine Kirche schwerlich haben retten können. Man braucht nur ihre tausenderley Erfindungen und Befehle mit der heil. Schrift zu vergleichen, so werden sich die Neuerungen von sich selber auszeichnen. Die Glaubensverbesserer haben über die Mißbräuche der Kirche Vorstellen sollen, meint G.; dieses allein sey ihnen erlaubt gewesen, und würde auch gefruchtet haben. Man denke doch nur, was Luther und Zwingli's Vorstellung wider die Ablaßbriefe würden ausgerichtet haben, auf die Leo X. seine Ausgaben schon verlegt, und auf dieses Geld hin prächtige Gebäude anfieng, und einen schimmernden Hofstaat hielt.

Der zweyte Theil der Lettres interessantes de Clement XIV. ist 340. S. stark. Die meisten Briefe sind doch noch geschrieben, ehe daß er Kardinal war. Seine Freude über die Vermählung des damaligen Delphins an eine Erzherzogin. Spaßhaft ist des Be-

nedicts XIV. vorgegebene Bemühung, seinem Orden einen General zu geben. Er war selbst bey der Wahl gegenwärtig, dennoch ernannten seine Brüder einen andern, und der Pabst nahm es sanftmüthig auf. Der künftige Pabst gesteht gegen einen Lord und gegen einen protestantischen Prediger, seine Kirche habe den Protestanten zu viel Schaden gethan, zu sehr nach Blut gedürstet, und darinn wider das Wesentliche der Religion gefehlt, und es gebe unter den Protestantischen Predigern viele verdienstvolle Männer. Dieses letztere schreibt er als Kardinal. In einem andern Briefe verspricht er, in seiner neuen Würde die alte Einfalt beyzubehalten, und anstatt aller Bedienten sich mit dem Frere François zu begnügen, welches er auch als Clemens XIV. that; er gesteht dabey, daß der Kardinal zuweilen dem Bruder Lorenz seine Niedrigkeit vorrückt, versichert aber, der Bruder behalte die Oberhand. In vielen Briefen mißbilligt er ungescheut seines Vorfahrers Anhängigkeit an die Jesuiten, und seinen ungelenksamen Widerstand gegen die mächtigen katholischen Kronen. Man sieht wohl, daß er die Jesuiten aufopfern würde, wenn er die Macht dazu hätte, ohne dennoch ihnen einige Schuld beyzulegen. Ein milder Brief an einen Frere Convers, der sich hart vergangen hatte, und eine Fürbitte an seinen Vorgesetzten, denselben gütig wieder anzunehmen. Die Vergleichung der Kirchenväter S. 166. ist ein Italienisches Koncetto. Man könne, sagt G.,

ohne den Ausspruch der Kirche, den Bossuet noch für keinen Kirchenvater erkennen. Diese Väter schätzt G. sehr hoch, zumal den heil. Augustin. Wenn Monsignor Braschi S. 277. der jetzige Pabst ist, wie wir glauben, so erhält derselbe, wegen seines erleuchteten Verstandes und seiner Rechtschaffenheit, ein sehr gutes Zeugniß von seinem Vorfahrer. Ein sehr ruhiger Brief über den Tod Clemens des XIII. und eine Versicherung, G. werde an den Partheyen im Konclave keinen Antheil nehmen. Einige Briefe die er als Pabst geschrieben hat. Zuerst in einem Erstaunen über seine unverhoffte Erhebung; dann einige öffentliche Briefe, zumal an Ludwig XV. theils wegen des Eintretens der Madame Luise ins Kloster, als auch wegen der Freygeister, wider welche Clemens des Königs Hülfe auffordert.

CVI.

Lavaters Werk von der Physiognomie.

1776. (S. 138.) 1777. Zug. S. LI.)
1777. (S. 993. f.)

Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. Caspar Lavater (Prediger in Zürch). Erster Versuch, auf 276 Seiten mit acht und sechzig Kupferplatten. Dieses ungemein prächtig ausgeführte Werk verdient eine um desto genauere Anzeige, ist aber auch

um desto schwerer zu beurtheilen, je gewisser es ist, daß einer Seits eine Kenntniß der Gemüther aus den Zügen des Gesichts nicht ohne Grund gezogen wird; und daß auf der andern Seite man zu weit gehen, und jedem festen Theile eine Bedeutung und eine Würde geben kann, die zu Irrthümern und zum willkührlichen Auslegen der Züge führen könnte. Und die Beurtheilung ist um desto schwerer, je einnehmender, lebhafter und nachdrücklicher des Hrn. L. Vortrag ist, und je deutlicher hingegen die Einwürfe uns in die Sinne fallen, davon wir einige einrücken werden. Herr Lavater, der ein guter Zeichner ist, kam durch ungefähre Wahrnehmungen zu seiner Kenntniß der Physiognomie. Ihn erschütterte zuerst die besondere Physiognomie des Hrn. Lamberts, und dann seines Freundes Felix Hessen, die er selbst abzeichnete; in beyden Männern fand er in der Nase eine große Aehnlichkeit, und ungeachtet Hr. Hesse auf die grossen Verstandsgaben des Hrn. Lamberts keinen Anspruch machen konnte, so war doch auch bey ihm ein grosser, heller und vielfassender Verstand. Herr L. fand bey mehrern Beyspielen die Aehnlichkeit in einem oder in mehrern Gesichtszügen mit einer Aehnlichkeit in den Seelenkräften vereinigt. Nach und nach entstund bey ihm eine Fertigkeit, aus dem Anblick, auch eines sonst minder merkwürdigen Theils eines Menschen, wie des Halses, von seinen moralischen Eigenschaften zu urtheilen, die zwar, wie er

selbst uns belehrt, oft fehlte, aber dennoch Gelegenheit zu den ersten physiognomischen Schriften und auch zu diesem letztern Werke gab. Er begegnet nunmehr einigen Einwürfen wider die Wahrheit der Physiognomie, und rückt hingegen Stellen verschiedener Verfasser, auch von Wolfen ein, die dieser Wissenschaft günstig sind. Hiernächst folgen seine Gedanken vom Sitze der verschiedenen Kräfte des Menschen; die Denkungskraft sitzt im Haupte innerhalb der Stirne, die Begierde im Herzen, die Kraft im ganzen Leibe, und zumal in der Hand und im Munde. Er widerlegt die Philosophen, die der Seele, als einer einfachen Substanz, keinen eigenen atomischen Sitz im Körper, und keine andere Kraft anweisen, als die vorstellende leidsame. Er hingegen unterscheidet ein animalisches, ein physisches und ein moralisches Leben, welche drey Leben zwar im Grunde nur eins sind; alle drey einzeln und zusammen aber sind sie der Vorwurf der physiognomischen Kenntnisse. Der Mensch findet sein Glück, und wird menschlich, indem er die Schönheit und die Vollkommenheit der menschlichen Natur entdeckt, und die Gewohnheit macht ihn in der Entdeckung von beyden noch fertiger. Die Wahrheit der Physiognomik wird bewiesen durch die Uebereinstimmung der wirklichen Eigenschaften eines Menschen mit den Zügen, die überhaupt den Karakter dieser Eigenschaften ausmachen. Die Wahl der Freunde wird ja aus der Physiognomik hergenommen;

der Arzt sieht in derselben tausend Dinge bis zum Erstaunen, jedes Insekt kennt seinen Freund und seinen Feind, und alle Menschen lassen, ohne es zu wissen, sich durch die Physiognomik leiten; sie ist allerdings eine Wissenschaft. Was in der Seele vorgeht, hat seinen Ausdruck im Angesichte. Es giebt moralische Schönheiten und Häßlichkeiten, und eben auch Schönheiten und Häßlichkeiten im menschlichen Angesichte, und die Schönheit ist kein willkührlicher Begriff. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Schönheiten der Seele durch schöne Züge im Gesichte vorgesagt werden, und hinwiederum. Die Leidenschaften zeichnen sich ja aufs offenbarste durch die Züge des Angesichtes aus, schöne durch schöne, häßliche durch unangenehme. Ein kleines Kind hat die Gutmüthigkeit in einem alten verfallenen Gesichte noch unterschieden, sich demselben genähert, und sich von einem muntern Jüngling weggedreht, der dieses Anziehende nicht hatte, und hart und hitzig war. Hier entschuldigt sich Herr L. über den Satz, den man von dem seinigen leicht erfolgern könnte, daß folglich Tugend und Schönheit, Laster und Häßlichkeit, allemal beysammen seyn müßten; unser Verfasser meint, bey der schönen Lasterhaften sey die Anlage zur Tugend da gewesen, aber nachwärts habe die Schöne sich durch widrige Fertigkeiten überwinden lassen; und das Laster zerstöre in der That sichtbarlich die blühende Schönheit der ersten unschuldigen Jugend. Eben so kann eine gute Erziehung die un-

edlen Neigungen der Natur überwinden, und der häßliche Karakter der letztern kann dabey in den Zügen übrig geblieben seyn; aber auch hier, sagt Hr. L. nehme die Häßlichkeit des Gesichtes dennoch ab, so wie der Mensch im Guten zunehme; doch giebt er der Auferziehung nicht so vieles zu, als der liebenswürdige Enthusiast Helvetius (so nennt er ihn). Die Anlage zum Guten und Bösen sey doch im Kinde sehr merkbar vorhanden; und es werden ja moralische Dispositionen so gar sichtbarlich ererbet. Zuweilen hat ein Kind die deutlichsten Laster des Vaters, und das andere die Tugenden der Mutter; und beyderley Gemüthsarten sind mit ihren körperlichen Kennzeichen im Angesichte begleitet. Allerdings kann aber der Mensch einer Seits durch schlimme Beyspiele, schlimme Auferziehung, starke Versuchungen fallen; er kann auch siegen und sich veredeln, er wird sogar durch den beständigen Umgang mit einerley Leuten das äusserlich in die Sinnen fallende Besondere derselben annehmen. Hier folgen nun die Erklärungen der Kupfer. Die Platten sind überhaupt von sehr ungleichen Händen; einige sehr schön, wie Franke, Calas, Anson, andere sind mittelmäßig, und eine Menge sogenannter Silhouetten lassen der Kunst wenig Gelegenheit sich zu zeigen; bey denen wir ohnedem bemerken müssen, daß sie fast bloß die Nase, Stirne, die Oefnung des Mundes und das Kinn zeigen; die so viel bedeutendern Augen, die Wangen, das übrige des Mundes verborgen lassen. Die erste

Zugabe zeigt, daß einige Tugenden und Laster aufs deutlichste sich durch die Gesichtszüge vorstellen lassen. Dann beurtheilt er des Holbeins abscheulichen Judas, nimmt ihm aber übel, daß man die apostolische Grösse nicht mehr an Judas findet, die Raphael nicht vermißt hätte, und die, wie Herr L. glaubt, sich in seiner Verzweifelung zeigt; nur macht er die treffende Anmerkung: würde jemand den Holbeinischen Judas jemals für den Heiland ansehn, wenn auch schon Holbein J. C. darunter geschrieben hätte? In der That hat dieser Holbeinische Judas etwas teuflisches im Gesicht. Dergleichen Köpfe und Bildnisse bekannter Personen beleuchtet nun Herr L. häufig. Wir können ihm aber hierinn nicht folgen, sind auch nicht im Stande allemal die Uebereinstimmung der Zeichnung und der Gemüther klar einzusehn, woran der Fehler an uns seyn mag, wie S. 97. Des Calas Abschied ist vortreflich. Ausdrücke der grösten Laster in einigen Angesichtern, zumal eines Mannes, der doch bey einer grossen Nation so viel Freunde und Beschützer hat. Herr L. nähert sich nun noch mehr und mehr, seinem Hauptzwecke, nehmlich in diesem und jenem Zuge des Gesichtes, Beschaffenheit der Gemüther auszufinden, die jener Zug bezeichnen soll. Die Erhabenheit hat ihren Sitz auf der Stirne, der Adel in der Nase. Wie man einen Menschen auf eine einzelne und seltene That hin unrichtig beurtheilen, und dann die aus der Physiognomie gezogenen

Schlüsse verdächtig machen könne. Eine grosse Schwierigkeit der Physiognomik, die darinn liegt, daß auch kleine, gemeinen Augen unmerkbare Züge, einen wesentlichen Unterschied im Gemüthskarakter beweisen. Die Klassifikation hingegen hält Herr L. für nicht so unmöglich, und versichert sich, man könne die verschiedentlich gestalteten Nasen unschwer in Klassen bringen, deren jede dann ihre physiognomische Bedeutung habe. Hier rückt er einen Brief des Hrn. L. M. Zimmermanns ein, in welchem derselbe einige Einwürfe wider die Physiognomik beantwortet. Hr. L. fährt fort, da die Physiognomik so höchst nöthig sey, so werde die Natur sie auch nicht allzu schwer gemacht haben. Er beweiset den grossen Nutzen des Gefühls des Edlen und Schönen; die Erleichterung alles Umgangs und aller Geschäfte, die leichter werden, wenn wir den Mann kennen, mit dem wir zu thun haben, ihn aber sehr oft, auf keine Weise, als durch die Physiognomie kennen lernen. Eine Beantwortung des Einwurfs, die Physiognomik könne uns zu Splitterrichtern unsers Nächsten machen: Herr L. hingegen hoft, sie werde uns den Menschen besser und mehr ganz kennen lehren, und uns also lehren im Urtheilen gerechter zu seyn. Die Kenntnisse, die zur Physiognomik erfodert werden, darunter die Anatomie. Einige Beyspiele von Männern, die der Physiognomik kundig gewesen sind. Ein gewisser Kupiz, der das teuflische Gemüthe unter den schönen Zügen

der Brinvilliers entdeckt hat. Unter diesen Physiognomisten ist auch Herr Zimmermann und des Hrn. Lavaters Eheliebste. Die Gesichter einiger Knaben mit einer Schätzung des daraus zu verhoffenden Gemüths, sowohl ganz als in blossen Schattenrissen. Mehrere solche Umrisse. Eine gute Zeichnung einer kranken, dem Tode sich nähernden, in schwerster Wehmuth versunkenen Frau. Ein männlicher Kopf, in welchem Herr L. eine besondere Fähigkeit zu Geschäften entdeckt. Eine sehr zusammengesetzte Erklärung eines von Raphael gezeichneten Kopfes, in welchem z. E. die Kraft die Stirne bey den Augenbraunen stark heraustreibt, und sich auch an dem Kinne zeigt; wo hingegen das Ohr kraftlos ist; es soll einen nach der Wahrheit begierigen Mann bedeuten, bey welchem Glauben und Zweifel abwechseln. Ein feiner und umständlicher Kommentarius über einen jungen Kopf des Raphaels, in welchem deutlich die ganze Kraft auf der Oberlippe sich koncentrirt. Zwey ziemlich einander ähnliche Köpfe nach le Brun, mit der Auszeichnung der feinen Unterscheide. Ein Italiäner, denn man kennt die Nation unter den Zügen: tief, klug, künstlich und fleißig, doch kein Erfinder. Den planvollen weisen Mann würde vielleicht nicht ein jeder, wiewohl Herr L. thut, in dem kleinen Kopfe entdecken. Der folgende Kopf, der für uns hoffnungsloses Schrecken und ein starkes Leiden bezeichnet, wird vom Hrn. L. näher auf das Mitleiden

und auf das Schrecken bey fremder Noth bestimmt. In einem Kopf des le Brun finden wir ein ängstlich um sich sehendes Auge mit Furcht. Vier schöne Profile, genau erklärt: ein wirklich heiter denkender Gelehrter, ein freundschaftlicher Officier, ein gutmüthiger getreuer Medikus Herr Franke, der Mährische Aufseher bey der Anstalt zu Montmiral, ein wirklich menschenliebender, nicht sektirischer, allgemeiner Menschenfreund, dessen wirklich Gutes wir sonst kennen, aber doch im Gemählde nicht alles entdecken würden, was Herr L. entdeckt: wie dann in einer Silhouette eines bekannten Göttingischen Lehrers Herr L. eine Menge von Eigenschaften wahrnimmt, die er aus den Schriften desselben erkannt zu haben vermuthlich sich versichert, die uns aber viel zu fein vorkommen, als daß man sie in einem Schattenrisse unterscheiden könnte: wie z. E. das beständige Kalkuliren, bey einem dennoch heitern und poetischen Genie; zur Nase setzt auch hier Herr L. sein meistes Vertrauen. Ein wirklich kennbarer Tartar. Erdichtete Silhouetten, deren Zeichner sich vorgenommen hat, gewisse Gemüthskaraktere auszudrücken; für uns sind diese Buchstaben nicht recht leserlich, da wir doch die Meynung der Natur in denselben lesen sollen. Zwey ganze männlichen Ausdrucksvolle Silhouetten. Ein Löwengesicht mit fast allzu grossen und aufgesperrten Augen. Michael Schuppach, der berufene Landarzt zu Langnau, zweymal vorgestellt; dessen Gemüth aber hier

ganz anders geschildert wird, als neulich vom Hrn. Köchlin; der bey dem fetten, gutmüthigen Gesichte gar viel mehrere Schlauigkeit, und gerade die Absicht gefunden hat, die Hr. L. läugnet. Wem sollen wir nun Glauben zustellen, dem Bemerker der Physiognomie, oder dem Aufzeichner der Thaten? — — Ein räthselhafter Karakter bey einem wirklich auch etwas räthselhaften Gesichte eines bey dem völligen Mangel aller Heiterkeit originaldenkenden Mannes.

Der zweyte Theil hat 300 Seiten und 106 Kupfer, ohne die vielen Anfangs- und Schlußzierathen. Keine Ordnung muß man hier suchen. Wir wollen also bloß dasjenige anzeigen, was sich unsere Aufmerksamkeit vorzüglich zugezogen hat. Eine Menge Köpfe, theils idealische von berühmten Mahlern, theils wirklich nach der Natur gezeichnete, und dann bey jedem Kopfe die Triebe und Eigenschaften, die Herr Lavater in den Zügen des Gesichtes ausgedruckt findet. Virgil sagt von Helden alter Zeiten, die Steine warfen, die unsre heutigen geschwächten Krieger nicht mehr zu bewegen die Kraft haben: eine solche Kraft hat Herr L. im Entdecken der feinsten Eigenschaften der Menschen in den Zügen des Gesichtes; nicht nur in den beweglichen, die Werkzeuge der Leidenschaften und derselben Kennzeichen sind, sondern in den unveränderlichen Knochen, der Stirne, der Nase und den Ohren. Wir kennen einen Theil der hier abgemahlten Männer, und zum Theil ge-

nauer, als es Hrn. Lavater möglich ist; aber unmöglich können wir in ihrem Gesichte die subtilen zusammengesetzten Kräfte finden, die Herr L. an denselben entdeckt. Von einigen glauben wir auch so viel zu wissen, daß sie die Eigenschaften ganz und gar nicht besitzen, die man hier aus ihrem Gesichte erräth. Eben so geht es uns mit andern Bildern berühmter Männer, wo wir die Buchstaben im geringsten nicht leßlich finden, die für Hrn. Lavatern so deutlich sind. Wir geben den Herzog von Malborough zum Exempel, wiewohl dessen Kopf hier verstellt ist; er war der schönste Mann am Hofe, aber den Feldherrn vom kältesten Geblüte, fähig ein Heer von zwanzigerley Nationen mit gleichem Feuer anzufüllen, den können wir in den schönen und zärtlichen Zügen nicht entdecken. Die hier gezeichneten Kleistischen Gesichter versprechen auch wohl den mit dem feinsten poetischen Geschmacke verbundenen kriegerischen Muth nicht; die Thoren haben auch bey weitem die deutlichen Beweise des Unverstandes nicht, die Hogarth so richtig ausgedruckt hat. Unmöglich ists uns, am Ruytern, am Connetable von Bourbon zu sehen, was dem Herrn L. so sichtbar ist. Eben so wenig sind wir S. 213. über das Gesicht mit Hrn. L. einig In dem Cölla Gesicht ist nichts Freudenloses; so auch Lips; dennoch ruft Herr Lavater aus; o Physiognomik, Mutter der Menschenfreude, Gerechtigkeit und Liebe! Unmöglich finden wir an Pfenningern die von Hrn.

L. ihm verliehene Eigenschaften. Cartesius, der Erfinder neuer Welten (weder in der Natur noch im Portrait). Einige besondre Anmerkungen des Hrn. L. die Schuster seyen fast alle bucklicht und blöde. Von der Aehnlichkeit der Sterbenden mit ihren Eltern. Von der Verstellung; es hält hier Lavatern etwas schwer, sich aus der Schwierigkeit zu wickeln, die aus der betriegenden Verstellung einiger klugen Bösewichter entsteht. Doch glaubt er, und hierinn sind wir nicht von ihm entfernt, ein Lügner könne niemals seiner Rede den versicherten Ton und die Uebereinstimmung mit den Augen, dem Anblick, mit dem ganzen festen Wesen der Wahrheit geben; doch gesteht der Mann aufrichtig, er sey sehr oft durch die Verstellung betrogen worden. Sokrates und seine Silenischen Neigungen, die dem Zopyrus so kenntlich waren. Herr L. läugnet gerade zu, daß des Sokrates Gesicht solche Neigungen verspreche, und wir glauben es ungeachtet der eingedruckten Nase auch nicht. Die Physiognomie aus dem blossen Munde, aus dem Hinterhaupte, aus den Schattenrissen, wo die so nothwendigen Augen fehlen; dennoch hat Hr. L. sehr feine und ausgezeichnete Karaktere, aus solchen Silhouetten errathen. Mit dem Sonnenvergrösserer gerathen diese Schattenrisse sonst wie Herr L. erfahren habe, am besten. Was man in den Schattenrissen entdecken könne. Die Thiere; eine Reyhe Schedel derselben, und dann verschiedene Köpfe. Hier gewinnt Herr L. viel, aber billig ist die

Physiognomie der Thiere am leßlichsten; sie drückt allemal herrschende einfache Triebe aus, und besteht in dem starken Ausdrucke dieser Triebe. Dennoch sind wir nicht durchgehends mit dem wackern Manne einig. Im Kopfe des Lämmergeyers (denn es ist nicht der Goldadler, den er abmahlt, der Bart macht den Geyer kenntlich) finden wir, wie überhaupt im ganzen Thiere, etwas Dummes, und der Kopf verspricht wirklich die grimmige Stärke nicht, die wir den Vogel haben ausüben sehn. Im Elephanten findet Herr L. nebst andern Tugenden sogar Delikatesse. Einige menschliche Schedel, theils von Kindern im Vergleich gegen ältere Köpfe, theils von verschiedenen Nationen, wo doch noch etwas Zweifel bleibt. Und dann das Alphabet der Physiognomie in den Knochen, die Bedeutung des Nasenbeins, des Kinnes u. s. f. Aber hier ists uns unmöglich mit Hrn. L. zu denken. Boerhaave hatte mit seiner eingedruckten Nase den grösten Geist und das beste Herz. Die Affen, ein lächerliches Chor. Bey der thierischen Physiognomie vergißt Herr L. die ihm günstigen sichtbarlich ehrlichen Jagdhunde. Sogar teuflisch finden wir die Bosheit nicht S. 194. und Hogarths Wilkes ist viel karakteristischer. Maximilian I. Herr L. findet in seinem Gesichte eine Menge von Tugenden, die wir weder in seinem Gesichte noch in seinen Geschichten finden. Hrn. Lavaters eigene Gedanken über den Florstyl und den Metallstyl im

Kupferstechen. Kleinjogg, vortreflich gestochen. Ein Kind, in einer Art zu stehen, die etwas von der schwarzen Kunst hat, aber weicher und gar nicht ruig ist. Ein Vorzug sonst des Werkes, den es ungerecht wäre zu vergessen, ist in der Schreibart und in der grossen Anzahl kräftiger Ausdrücke, die Hr. L. erfunden hat, und die dennoch verstehlich sind, und ganz neue Begriffe bestimmen. Er ist gewiß ein Bereicherer der deutschen Sprache.

1777 ist der dritte Band von den physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. Caspar Lavater, Pfarrern, auf 371 S. im größten Quart mit 104 Kupferplatten herausgekommen. Die Anzeige dieses Werks wird uns allemal schwer, nicht nur wegen der eigenen, vom Hrn. L. erdachten, mehrentheils nachdrücklichen, zuweilen aber für uns ziemlich etwas dunkeln Ausdrücke; sondern vornehmlich wegen des Unterschiedes, den wir zwischen dem vortreflichen Manne und uns in Ansehung der Physiognomie, anmerken. Oft, sehr oft, sagen die Geschichter zu uns etwas ganz anders, als was Hr. L. gesehen hat; zuweilen gerade das Gegenspiel dessen, was er in den Zügen gefunden hat. Manchmal ist es uns überhaupt unbegreiflich, wie nicht nur Hänge, Fähigkeiten und Kräfte im Ohre und andern unbeweglichen Theilen ausgedrückt seyn können. Widersprechen und Kritikenschreiben ist überhaupt die Weise unsers Wochenblatts niemals gewe-

sen, und am wenigsten gegen einen Mann, für den wir die größte Hochachtung tragen. Dennoch wird es dem Leser vielleicht angenehmer seyn, bey den Erklärungen der Köpfe, die wir anders auslegen, zweyerley Meynungen zu hören. Daß wir vieles, sehr vieles übergehen müssen, sagt sich von sich selber, denn das ganze Werk ist Original, und voll eigener Gedanken und eigener Ausdrücke. Zuerst vertheidigt sich der Hr. V. über einige, wider die vorhergehenden Theile gemachte, Einwürfe. Er soll ein Materialist seyn, und ist es, wie er versichert, nicht, obwohl diese Lehre an sich selber, nach seinen Gedanken, die Möglichkeit der Auferstehung und eines zweyten Lebens nicht bestreitet. Griechische Gesichter; es gebe hierseits der Alpen weit mehrere unbedeutende Gesichter; vielleicht, weil in den heissen Ländern die Leidenschaften stärker sind, und folglich auch ihre Ausdrücke in den Zügen des Gesichts stärker bleiben. Die Köpfe des Hippokrates und anderer grossen Griechen; den sittlichen Charakter finden wir in ihren Werken, aber die Köpfe sind eben nicht zuverlässige wahre Gleichheiten. Zu Priams Zeiten mahlte man nicht, wenigstens findet man beym Homer keine Spur vom Mahlen, und die gegrabenen Steine, die wir von den Helden dieser alten Zeiten besitzen, sind unmöglich nach Urbildern gemacht worden. Raphael; Hr. L. findet viel Vortrefliches in diesem Kopfe, und wir ein schönes wollüstiges Weibergesicht, das nicht den geringsten

Zug hat, aus welchem wir den obersten Staffel in einem Theile des menschlichen Wissens erkennen köñten. Die Physignomien der Thiere, zumal auch vieler lasterhalten Pferde, dann den Löwen u. s. f. Hier ist viel Wahres; die Ehrlichkeit des Jagdhundes, das Stilltückische der Katzen, das Muthige des Pferds, das Dumme des Schaafes stehen mit leserlichen Buchstaben an ihren Zügen geschrieben. Alsdann der Kupferstich, in welchem ein Wasserpferd mit dem Krokodill, und die Menschen und Hunde mit dem Wasserpferde streiten; ohne Zweifel eine Europäische Erdichtung, worinn doch L. die Sprache der Natur findet und erklärt. Das Seepferd hat in der That etwas Gräßliches. Die Beantwortung einiger Einwürfe; in den festen Theilen sey niemals ein Widerspruch des einen gegen den andern, wohl aber in den beweglichen (wenn der stolze Mensch aus Absicht die Demuth nachahmen will). Johnson; in der That zeigt uns sein Kopf ein elendes kümmerliches Gesicht, von dem wir keinen Rambler hofften. In der Oeffnung des Mundes stecke das Charakteristische der Menschen. Die Physiognomie der Handschrift; etwas ist darin wahr. Aber solte N. 1. Phlegma in der Handschrift stehen? Hat der Schreiber dieser ersten Aufschrift sich in den Verdacht dieses Lasters gesetzt? Eine durch allzuvieles Schreiben geschwächte halb lahme Hand finden wir darinn, und eine Eile im Schreiben. Hätte der Mann sich dem Phlema überlassen, und langsam geschrieben,

so würden keine Spuren dieser Schwachheit bleiben, die Phlema anzeigen sollten. Und dann ist die Handschrift nicht mehrentheils eine Nachahmung des Schreibmeisters? Einige Münde und Ohren. Wenn das sichtbare Ohr das Werkzeug des Sinnes wäre, so würden wir davon etwas hoffen; aber unmöglich fällt uns bey, daß nicht nur kräfte, sondern sehr zusammengesetzte moralische Notionen Kräfte im Ohre ausgedruckt seyn können, wie zugleich die Festigkeit wider die Schmeichler und wider die Drohungen. In den Kindern findet Hr. L. noch keine ächte Physiognomie, nichts Bestimmtes; dennoch liefert er eine Menge Köpfe und Brustbilder von Knaben und Kindern mit der Erklärung ihrer Naturgaben. Auf der 35. Tafel lieset Hr L. wiederum anders, als wir; der Kopf dünkt uns sauer und wunderlich, und die Hartnäckigkeit im Ausführen ist für uns unsichtbar; daß aus N. 3. etwas werden müsse, können wir auch nicht verstehen. Noch unsichtbarer für uns ist das Edle auf der 155 S. Wo Gefühl ist, da ist Kraft, sagt Hr. L.: im Physischen gerade das Widerspiel. Die Kraft war beym Boötier, beym Römer; das Gefühl beym Athenienser. Die starke Faser läßt sich minder bewegen, und empfindet minder. Karl v. Hedlinger, der treffliche Stempelschneider, dessen sittliches Lob Hr. Göthe hier giebt. Die verschiedene Köpfe gleichen einander nicht, aber Hr. L. lieset sie dennoch geläufig, und findet in den Zügen das Grosse und das Gute. Andere

Künstler; einige höchst unversprechende Köpfe, wie d S. 187. 55. T. Musikalische Kunstler; Jomelli, an welchem Hr. L. vieles sieht, und wir nichts sehen, als daß er kein Mann sey. Die Dichter: sehr streng ist hier der V. in seinem kurzen Verzeichniß. Ohne Ton und Manier sey keiner; Bodmer, Geßner, Wieland haben doch ihre Manier, und kaum könne eine Nation solche Dichter aufweisen, sagt Hr. L. Nach diesem Verzeichniß nennt er die Dichter Propheten der Schöpfung und der Vorsehung Gottes; eben die schlüpfrigen ansteckenden Dichter. Und hingegen scheint Hr L. sagen zu wollen, denn schwer ist es zu wissen, ob er es sagt, er könne Pope und Voltaire nicht für Dichter hingehen lassen. Pope war nicht nur der meist harmonische aller heutigen Dichter; er hatte auch die angenehmste und feinste Empfindung. Wie spann der Mann das schimmernde Gewebe des rape of a Lock! Und Voltaire; wie prächtig und imposant ist sein Mahomet und viele andere seiner Schauspiele! Nicht aus ihren Physiognomien, sondern aus ihren Werken erkennen wir diese beyden für wahre und grosse Dichter; und verschiedene von denen, die Hr. L. zur Zunft zählt, könnten wir nicht einmahl unter ihnen in den zweyten Rang setzen. Göthe; in verschiedenen einander nicht ähnlichen, Köpfen, dessen Grösse wir wiederum nicht weiter im d. S. 222. finden, und Genie sey Liebe, Liebe, Liebe: wir dächten, iene sey eine Vortreflichkeit des Verstandes, diese eine Vollkommen-

heit des Willens, und leider können beyde getrennt seyn. Religion: ein Abschnitt, dem wir allen Beyfall geben. Die Religion ist um eben so viel der Tugend vorzuziehen, als die Ewigkeit dem zeitlichen Leben. Die Religion ist der Preiß der Glückseeligkeit in jenem, die Tugend in diesem. Aber des Spinoza Religion! denn er glaubte eine Gottheit, sagt Hr. L. (wovon er selbst ein Theil war, und deren übrige Theile nichts von ihm zu fodern hatten, als was er mit eben dem Rechte von ihnen verlangen konnte). Zu S. 249. ein häßliches Gesicht, in dessen Zügen er wiederum vieles lieset, das für uns unsichtbar ist. Borromeo: hier müssen wir völlig dem Hrn. V. widersprechen. Der Mann war ein Verfolger, ein Tyrann, der mit seinem Gelde Rebellen warb, die ihre rechtmässigen Herren, die Rhätier, anfallen sollten, warum? weil dieselben gerne eine Schule für ihre, der Landsherrn, eigene Kinder anlegen wollten. Und die verschmitzte Grausamkeit steht auf dem Gesichte geschrieben. Atheisten mit Frommen verglichen. Bolingbroke hat in der That etwas Teuflisches im Gesichte. Im Leben Diderots mag man die Fehler sehen, die man ihm Schuld giebt; das Gesicht verräth sie nicht. Die Nummern 5. und 6. sind unfehlbar versetzt, denn nicht Zinzendorf, sondern la Mettrie, hatte das Hogarthische unsinnige Tollhauslächeln. Spinoza mit einem grossen Lobe. Die Liebe, die Duldung sind Tugenden. Aber sollten wir dieselben an

Männern finden, die ein in die Ewigkeit wirksames Gift ganzen Nationen zum Verderben ausschenken? Zinzendorf im N. 5. scheint seinen Charakter auszudrücken. Die Vergleichung des männlichen stärkern, und des weiblichen feinern Geschlechts. Gegen S. 303 über scheint uns der Marquise du Chatelet Kopf zu seyn. S. 337. ein bekannter Arzt etlichemal in verschiedenen Arten von Stichen. Hr. L. schreibt demselben ein äusserst unbeständiges Wesen zu; er soll, wie Tigellius, von einem Aeussersten zum Entgegengesetzen übergehen, und herzhaft und verzagt, gütig und empfindlich seyn u. s. f. U. v. S. (Ulysses von Salis); der Kupferstich thut dem wackern viel besser gebildeten Manne unrecht. Ein bekannter König; dieses Gesicht lesen wir ganz anders, als Hr. L. denn hier soll man sich auf die Züge, und nicht auf die Thaten gründen; uns scheint es einen abgehärteten, durch die Ermüdung etwas abgelebten, König auszudrücken. Ueberhaupt hat sonst Hr. L. den liebenswürdigen Fehler, daß er zu freygebig rühmt, und vielleicht zu sparsam tadelt; wiewohl der letztere Fehler sonst fast kein Fehler ist. Vom übertriebenen Lobe könnten wir aus diesem Bande mehr als eine Probe zeigen, wenn wir uns nicht versicherten, selten, überaus selten, sey es nöthig, oder auch erlaubt, die Fehler seiner Mitbürger zu entdecken. Hr. L. scheint mehrere Bände anzusagen, als er sich vorgenommen hatte.

CVII.

Von der Bevölkerung. *)

1776. (S. 1067.)

Man sieht überhaupt auf dem Lande mehr Gebohrne als Sterbende, und in den Städten mehr Sterbende als Gebohrne. Hieraus schließt man durchgehends, und Herr Baumann schließt wie andere, die Lebensart und die Luft in den Städten sey ungesunder als auf dem Lande. Wir finden dieses nicht ausgemacht. Die Stadt hat ihre dem Leben schadende Fehler, das Uebereſſen, das träge Leben, das Wachen, die hitzigen Getränke und scharfen Speisen, und über alles die stärkern und schwerer zu befriedigenden Leidenschaften. Aber das Land hat seine eben so schädlichen Fehler oder Nachtheile; die dumpfigen, niedrigen, heissen Stuben erwecken alle Frühlinge in vielen Gegenden eines Landes faulichte Brustkrankheiten, die überaus viele Menschen wegraffen und in den Städten selten vorkommen. Die Rotheruhr herrscht auch alle Jahre bald in diesem bald in jenem Striche auf dem Lande, und in den Städten überaus selten. Vergleicht man die Londonschen Verzeichnisse mit den Listen der Sterbenden eines ganzen mehrentheils in Dörfern bestehenden Landes, wie Helvetien, so ist

*) Dritter Theil zu Süßmilchs göttl. Ordnung von Hrn. Baumann.

zu London die Anzahl der die Neunzig und selbst die Hunderte übersteigenden ganz gewiß grösser, als in einem eben so stark bewohnten Theile des gesunden Helvetiens. Nur ist die Sache selbst in so weit wahr: die Verzeichnisse sind richtig, und zeigen auf dem Lande mehr Geburten, in den Städten mehr Sterbende an, und zwar ist der Unterschied um desto merklicher, je grösser die Städte sind. Aber die Ursache ist nicht eine mehrere Tödtlichkeit der Stadtluft. Die Stadt begräbt ihre Gebohrnen mehrentheils selbst, wenigstens ziehn dieselbe überaus einzeln aufs Land. Hingegen kommen in die Städte unzählbare Bediente, Handwerksleute und Soldaten, davon ein Theil daselbst stirbt, und die Todtenverzeichnisse so sehr anschwellt, daß zu Paris die in den Hospitälern und Fündlingshäusern Sterbenden bis auf 12000 im Jahre steigen, die mehr als die Hälfte fremd und nicht zu Paris gebohren sind. Hingegen begräbt das Dorf bey weitem seine Gebohrnen nicht alle: es schickt als Mägde, als Knechte, als Soldaten, als Matrosen, eine überaus grosse Anzahl weg, die in der Welt herum, und guten Theils in den Städten sterben; und hingegen hat das Dorf keinen andern Zugang zur Bevölkerung, als seine eigene Gebohrnen. Da nun in grossen Städten mehr Bediente, mehr Leute die ihr Glück suchen, mehr ehlose als in den kleinern sind, so nehmen in eben dem Verhältnisse die Todtenverzeichnisse der Städte zu, und die Geburten ab.

Theure Jahre vermindern die Zahl der Ehen, wie hingegen eine gewisse Hoffnung zur Nahrung sie vermehrt. Grosse Höfe vermindern auf dem Lande die Ehen, weil sie viel Gesinde erfordern, das gutentheils unverheyrathet bleibt. — Durchgehends ist die Fruchtbarkeit der Ehen in Handelsstädten gering. — Der Schaden ist sehr groß den die vielen ehelosen Soldaten thun; in Frankreich können sie in hundert Jahren das Reich anstatt der Bevölkerung entvölkert haben. Die unehelichen Kinder tragen zur Bevölkerung nichts bey, sie sterben schleunig und jung weg, und kommen selten zum Verheyrathen. Ihrer sterben zu Berlin im ersten Jahre die Hälfte mehr als der ehelichen. Paris wird auf 600000 Einwohner berechnet, Zehntausend mehr als zu London sind, (beyde grosse Städte kann man aus den Tabellen nicht richtig schäzen. Zu London mangeln in den Listen der Gebohrnen alle Dissenteurs, alle Katholiken, Juden und Sektirer, vermuthlich ein volles Viertel der Gebohrnen. Dem Verzeichnisse der Sterbenden gehn auch so viele unaufgezeichnete Begräbnißörter ab, daß man die vorbeygegangenen Gestorbenen auf 3000 schätzt. Zu Paris werden die Todten ungeheuer vermehrt, wenigstens durchs Jahr mit Zwölftausend, die in Hospitälern und Fündlinghäusern sterben, und grossentheils vom Lande nach Paris gekommen sind. Der Umfang von London ist sonst um ein so vieles grösser, daß man sich zu Paris unmöglich mehr Einwohner

ner vorstellen kann, und wenn daselbst die Häuser höher sind, so wohnet zu London ein Theil der Einwohner unter der Erde).

CVIII.

Ulrich Zwingli. *)

1777. (S. 1018. f.)

Man stellet sich gemeiniglich die Urheber der Reformation als blosse strenge, etwas zu strenge Theologen, ohne Anmuth und ohne Kenntniß der Grazien vor. So war Zwingli nicht; er hatte seinen Verstand mit dem Lesen alter Griechen und Römer ausgeziert. Der Charakter des Pindarus, den er zu einer A. 1526. gedruckten Auflage beygefügt hat, beweiset deutlich daß Zwingli die wahre Schönheiten des Dichters gefühlt, und ihm nicht ein unbestimmtes Lob ertheilt, sondern eben dasjenige gefühlt und erhoben, was den Pindarus von andern Dichtern unterscheidet; insbesondere sieht er im Sänger von Theben den Freund der Tugend, den aufrichtigen Mann, der auch von seinen Helden dasjenige nicht verschwiegen hat, was ihnen zur Vollkommenheit abgieng. Aber Zwingli hatte noch andere wichtigere Einsichten; er war ein lebhafter Patriot, ein Feind fremder Besoldungen, ein Mißbilliger der damaligen Helvetischen zum Scha-

*) Ulr. Zwingli Lebensbeschreibung und Bildniß von Nüscheler.

den und zum Verlust vieler Tausenden gereichenden Kriegsdienste; er sah die Vortheile einer tugendhaften und gerechten Regierung im Innern ein, und gab der Stadt Zürich die weisesten Räthe. Die Münze wurde gebessert, die geilen Weiber abgeschafft, die Freystätte für Uebelthäter verschlossen, die Schulmeister besser besoldet, und entbehrlicher Geistlichen Stellen und Einkünfte zur Aufnahme der Schulen verwandt; sogar auch das Ansehen des dem Evangelio entgegenen Adels verringert. Sonst war Zwingli ein Schüler des gelehrten Henrich Lupulus (Wölflein von Bern) und dann des Gottesgelehrten Thomas Wittenbachs von Biel, aus einem adelichen vor wenigen Jahren ausgelöschten Geschlechte. Er gerieth, durch seine Geschicklichkeit, bald in einen solchen Ruf, daß ihm sogar der päbstliche Hof eine Besoldung gab, und zu verdoppeln willig war. Aber in der heil. Schrift, die Zwingli fleissig las, und schon im 26. Jahre in der Urkunde verstehen konnte, sah er bald, daß die herrschende Kirche von den Grundsätzen der Religion gänzlich abwich, so daß er sein Mißfallen nicht bergen konnte. Der Abt zu Einsiedeln und der Bischof von Konstanz unterstützten ihn in seiner Bestrafung der Mißbräuche in der Röm. Kirche, und im Andringen auf das allgemeine Lesen den heil. Schrift. Im J. 1519. wurde er nach Zürch zum Predigtamt beym Münster berufen, und hier trat er nun auf eine grössere Schaubühne, und unternahm wichtigere Verbesserungen in der Religion. Verständige Männer erkannten bald

an ihm den ächten Prediger der Wahrheit. Bernhard Samsons schamloser Ablaßhandel brachte Zwingli's Bestrebung zu mehrerer Wirksamkeit; er hatte Ansehen genug, dem Indulgenzkrämer den Zutritt nach Zürch zu verschliessen (und hier war keine Eifersucht eines Augustiners wider einen Dominikaner, denn Zwingli war ein Weltpriester). Schon A. 1520. befahl auch der Rath zu Zürch, nichts zu predigen, als was in den Schriften beyder heiligen Testamente stünde, und aller Menschensatzungen zu geschweigen. Auch trat der Bischof von Konstanz A. 1521. wider den Lehrer der Wahrheit auf, und von dieser Zeit an begegnete ihm die Römische Kirche wie einem offenbaren Feinde. Nur der sittliche Pabst Adrian hatte Einsicht genug, zu trachten, einen gefährlichen Feind seiner Hierarchie zu gewinnen, und bot ihm alles, nur nicht die päbstliche Krone, an, welches aber der Eiferer ohne Bedenken Ausschlug. Verschiedene Priester traten nun auf Zwingli's Seite, und darunter der Geschichtschreiber Stumpf. (Johañ Haller, Probst zu Almandingen, schon A. 1521., der darüber seine Stellen verlohr, ein Stammvater der jetzigen Haller in Bern, so wie es auch Wittenbach war). Eilf Geistliche legten A. 1523. eine Bittschrift ein, worinn sie um die freye Predigt des Evangeliums anhielten. Nach und nach wurden zu Zürch verschiedene Disputationen gehalten, in welchen Zwingli mit den Vertheidigern der Römischen

Kirche zu streiten hatte. Da aber zum Grundgesetze befohlen worden war, bloß aus Gottes Wort sich zu vertheidigen, so war Zwingli seinen Gegnern leicht überlegen. Einige der vornehmsten Männer spotteten der Niederlage der römischen Kämpfer in einer gedruckten Ironie. Verschiedene Priester heyratheten, und Zwingli selbst ehlichte A. 1524. eine adeliche Witwe, die aber, ihm zu lieb, sogleich allen damals dem Adel vorbehaltenen Schmuck ablegte. Ein Schuster, Hottinger, vergriff sich, aus allzugrossem Eifer, an einem Bilde, und wurde nachwärts von den Römischgesinnten aufgefangen und hingerichtet. In einer neuern Disputation lagen die Fürsprecher der Bilder unter, und die Bilder wurden, doch mit aller Behutsamkeit, abgeschafft. Die Messe fiel A. 1524. nach einer durch eine niedergesetzte Kommission geschehenen reifen Ueberlegung, und A. 1525. wurden die Klöster in der Stadt Zürch aufgehoben. Zwingli's Buch von der wahren und falschen Religion fand vielen Beyfall, obwohl überhaupt bey den damaligen unruhigen Zeiten, da man alle Augenblicke, einen Irrthum oder eine Nachrede zu widerlegen, die Feder ergriff, selbst Zwingli oft bey der Eile nicht alle Kräfte seines Geistes anwenden konnte. In dem eben erwähnten Buche trug er nur seine Meinung wegen des Abendmahls vor, die nun die allgemeine Lehre der Reformirten Kirche ist. Im Traume fiel ihm der tröstende Spruch ein: denn dieser ist das Pa-

scha des Herrn. Er wollte keine Kirche nach seinem Namen genannt wissen, und drang vornehmlich auf die Besserung des Herzens. Mit überlegtem Muthe lehnte er sich über die allmächtige römische Hierarchie auf, predigte sehr oft, und arbeitete unbegreiflich viel. Im Jahre 1525. wurden ihm seine Sorgen durch die Wiedertäufer erschweret, deren Enthusiasterey aller geist- und weltlichen Ordnung den Untergang drohete. Einige von denselben überzeugte Zwingli, andere wurden, doch ohne Strenge, bestraft, und einem der Hartnäckigsten von ihnen, der wegen der Kaiserlichen Verfolger in Lebensgefahr war, verschaffte Zwingli selbst einen sichern Aufenthalt. Da die katholischen Orte eine Disputation zu Baden veranstalteten, weigerte Zwingli A. 1526. sich daselbst einzufinden, weil man auf ihn lauerte, und sogar zu Zürich, ihn heimlich aufzuheben einen Anschlag gemacht hatte. Il stilo Romano, sagte Fra Paolo. Nach Bern zu der wichtigen A. 1528 gehaltenen Disputation, die den Umsturz der Römischen Religion in dieser Republik nach sich zog, gieng er aber willig hin, wiewohl unter einer Bedeckung von Gewaffneten, und doch geschah ein Schuß auf ihn. Zu Zürich versammlete sich A. 1528. der erste Synodus, und Zwingli hatte den Vorsitz. Und nun gerieth er in einen Streit mit Luthern, den Zwingli hochschätzte, aber nicht lutherisch heissen wollte, ob er wohl Luthers Lehre überhaupt billigte. Man muß aber eingestehen, daß Luther über die persönliche Gegen-

wart im Sakrament keine Einwürfe vertragen konnte, daß er die Unterwerfung Zwinglis im Gespräche zu Marburg vorausforderte, und die Anträge brüderlicher Liebe, die ihm von den Reformirten geschahen, nicht annahm, ob er wohl doch beym Abschiede versprach, den Frieden zu lieben, und Aergerniß zu vermeiden. Dieses war ein unglücklicher Streit, der dem ganzen Wesen der Reformation einen unwiderbringlichen Schaden, auch noch in folgenden Jahrhunderten, that. Zwingli pries dennoch selbst Luthers Schriften zum Durchlesen an. Die Römischgesinnten vergrieffen sich nun mehr und mehr an den Reformirten; zu Schwitz verbrannte man einen Pfarrer aus dem Gebiete der Zürcher, und Zürch erklärte endlich den Römischen den Krieg, doch wurde der Friede bald wieder hergestellt. Zwingli äusserte damals so milde Gedanken von der Seeligkeit tugendhafter Heiden, daß sie ihm in den damaligen eifrigen Zeiten zu grossen Vorwürfen gereichten. Das Gesetz der Natur ist auch Gottes Gesetz, sagte Zwingli, und durch Gott den Heiden bekannt worden; wenn sie dieses Gesetz also halten, so halten sie es auch durch die göttliche Gnade. Endlich griff Zürch wieder zum Entschlusse, den katholischen Orten den freyen Getraidekauf abzuschlagen. Da sie wegen ihrer Lage (wenigstens Schweiz und Uri) fast durch keinen andern Weg das Getraide erhalten können, so grieffen die Katholischen mit Verzweiflung zu den Waffen, und schlugen im späten November, fast in der Nacht, die übel angeführten Zürcher. Zwingli wollte nicht entfliehen, und wurde

mit vielen Wunden hingerichtet und verbrannt; Thomas Plater rettete aber sein unverletztes Herz aus der Asche. Er hatte nur 47 Jahre gelebt, und hätte dem Vaterlande noch viele Dienste thun können, wenn er, wie es ihm frey stund, seines Lebens geschont hätte. Sein billiges Lob: unter den Verbesserern des Glaubens, habe noch keiner seine Gedanken deutlicher, bestimmter und gleichförmiger auszudrücken gewußt.

CIX.

Ueber die Ausbreitung der christlichen Religion.

Nach Gibbon. *)

1777. (S. 311..)

Herr Gibbon schreibt mit vieler Vorsicht, (doch merkt man endlich seine Gesinnungen.) Ueber die Wunder erklärt sich Hr. Gibbon nicht deutlich, und wirft ein, es sey allzuschwer, die Zeit zu bestimmen, in welcher die falschen Wunder angefangen, und die ächten aufgehört haben. Wenn man aber dennoch die herzhafte Berufung der im dritten Jahrhunderte noch lebenden Vertheidiger des Christenthums lieset, wenn man betrachtet, daß sie alle den Tod für ihren Glauben litten, wenn man sich erinnert, daß Julian an diesen Wundern keinen Zweifel bezeugt, so

*) History of the roman Empire by E. Gibbons V. I. 1776.

ist man geneigt, wenigstens in den ersten drey Jahrhunderten, nicht allen Wundern den Glauben abzusprechen. Daß Hr. Gibbon wenige Märtyrer macht, darinn ahmt er den heutigen Ungläubigen nach, und braucht dazu eine Stelle des Tertullianus, die aber weiter nichts besagt, als daß einige Jahre lang, wie es auch wahr ist, vom Decius an bis zum Diocletian, die Kirche ziemlich Ruhe gehabt hat. Aber die vom Nero hingerichteten Christen waren zahlreich, so sagt es Tacitus, und Diocletian gieng so weit, daß er meynte, die christliche Religion ausgerottet zu haben, und diesen Sieg auf steinernen Denkmälern und auf den Münzen bekannt machte. Er gab auch solche Gesetze, die es einem Christen schwer machten, zu entrinnen, wie Hr. Gibbon selbst eingesteht. Alle Geistlichen wurden in Verhaft gezogen, man brauchte die strengsten Mittel, sie zum Abfall zu zwingen, und auf alle diejenigen waren harte Strafen gesetzt, die einen Christen retten würden. Sonst rühmt Hr. Gibbon die guten Sitten der Bischöfe. Daß aber wenige von denselben hingerichtet worden seyen, widerspricht der ungemein grossen Anzahl der Päbste in den ersten Jahrhunderten, die auf keine andere Weise erklärt werden kann, als durch viele Hinrichtungen. Von der Polizey der Kirche. Anfänglich seyen alle Christen an Ansehen einander gleich gewesen. Die Bischöfe haben sich nach und nach über die Aeltesten erhoben, und Hr. G bemüht sich, zu zeigen, wie zumal das Ansehen des römischen

Bischofs gewachsen sey, ungeachtet des Widerstandes der afrikanischen und gallicanischen Kirchen. Wie nach und nach die Christen reich geworden, so daß der Bischof zu Carthago für eine plötzliche Liebessteuer 850 Pf. St. zu sammeln im Stande gewesen sey. Wie die Kirchen zu Einkünften gelangt seyen, und wie der Gehorsam gegen die Bischöfe wichtiger geworden, als die sittlichen Gebote. Die vermuthliche Anzahl der Christen zu Rom setzt hier Hr. Gibbon auf 50000. Zu Constantins Zeiten möge der zwanzigste Theil des römischen Volks die christliche Religion angenommen haben, (so daß dieser Kaiser eben nicht aus Staatsklugheit zu derselben übergegangen seyn muß). Warum die Christen mehr verfolgt worden seyen, als die Juden? Sie waren von ihrem Glauben abgefallen, und die Juden hingegen waren dabey geblieben; auch die Versammlungen waren den Römern sehr zuwider. Man habe den Christen die Aufruhren einiger Juden zugerechnet, wie Tacitus den Aufruhr des Theudas. Wie kann aber der Verfasser schreiben, Trajan habe wegen den Christen nichts verordnet gehabt, und es wären auch keine Geseze wider sie in Kraft gewesen, da hingegen des Plinius Worte deutlich solche Strafgeseze zum Grunde setzen. Noch seyen die Obrigkeiten den Christen günstig gewesen, das Volk aber habe sie gehasset und ihren Tod verlangt. rc.

CX.

Werlhof, ein Arzt und Dichter. *)

Herr Werlhof ist nicht ein blosser Dichter. So groß dieser Name scheint, wenn man einen Virgil einen Homer nennt, die nichts als Dichter gewesen sind, so ist er, wie gewisse Mahlereyen, nur in einer ziemlichen Entfernung groß. Ein Dichter, der nichts als ein Dichter ist, kann für die entferntesten Zeiten und Völker ein glänzendes Licht seyn. Aber für seine eigene Zeiten, und für seine Mitbürger, ist er ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der Gesellschaft. Seine Gaben erwecken Verwunderung, aber sie haben keinen Antheil an der allgemeinen Wohlfarth; er kann für einige Stunden einen Leser vergnügen, aber er vermehrt kein Glük; und vermindert keine Sorgen und keine Schmerzen.

Weit grösser sind die Vorzüge eines gelehrten, geübten, und folglich glücklichen Arztes. Seine Gaben sind ein Werkzeug, durch welches die Vorsehung ihre Güte verbreitet. Erschrockene Ehegatten, zitternde Kinder, tief gerührte Eltern hoffen, und erhalten öfters von ihm das erwünschte Leben eines unschäzbaren Ehemanns, einer zärtlich geliebten Frau,

*] Vorrede zu dessen Gedichten. (1749.)

eines unentbehrlichen Vaters, eines hofnungsvollen Kindes; die Sehnsucht beschleuniget seine Wege, die Hofnung begleitet ihn, und der Segen derer, die er gerettet hat, folgt ihm nach, wenn er zurükgeht. Ein Dichter vergnügt eine Viertelstunde; ein Arzt verbessert den Zustand eines ganzen Lebens.

Ich nehme vielleicht mein Amt schlecht in Acht, wenn ich die Vorzüge der Dichtkunst erniedrige, die ich bey den Schriften eines beliebten Dichters erheben sollte. Aber mein Freund verachtet die falsche Beredsamkeit, die dem Heiligen des Tages heuchelt, und ihm denjenigen weit nachsezt, den sie morgen eben so weit über ihn erhebt.

Werlhofs Poesien zeugen von seinen grossen Gaben, und mahlen sein menschenliebendes Herz ab. Aber als ein Arzt wendet er dieses Herz und diese Gaben unmittelbar zu dem wahren und wesentlichen Wohlseyn seiner Mitbürger an. Er dichtete also nur in den kleinen Zwischenräumen, in welchen der Arzt nicht wirken kann. Reisen, schlaflose Nächte, Krankheiten selber, sind die einzige Zeit, die er auf die Dichtkunst wendet, und so sehr wir diese in ihm lieben, so wenig läßt uns die Menschenliebe zu, seine Zeit der mitleidigsten aller Künste, der Arzneywissenschaft, zu mißgönnen. Wir verzeihen dieser leztern um so eher ihren Vorzug, weil sie zwar Werlhof hindert, mehrere Früchte seiner Dichtkunst an den Tag zu legen, aber an derselben völligen Reife keine Abnahme verursachet hat. Die Reinigkeit der Sprache,

die Flüßigkeit des Sylbenmasses und der Wortfügung, die richtige Wahl der Reime, könnten nicht vollkommner seyn, wenn dem Hrn. Werlhof schon kein anderes Amt von der Vorsehung aufgetragen wäre, als die Dichtkunst.

Es giebt Reime, die die Obersachsen eingeführt haben, und worinn weder die Buchstaben vollkommen ähnlich sind, noch der Laut bey den andern Deutschen übereinstimmig ist. Alle Dichter haben sie, als eine nöthige Ausdehnung der Freyheiten der ohnedem so eng eingeschränkten deutschen Poesie, freymüthig angenommen, und ohne Scheu gebraucht. Werlhof ist fast der einzige Dichter, der auch diese Nachsicht verschmäht, und mit der beständigsten Richtigkeit die vollkommene Uebereinstimmung des Lautes in seinen Reimen beobachtet hat.

Eben so sorgfältig und zärtlich auch ist Werlhof in allen andern Schönheiten des Reims gewesen, die den Abschnitt, den Wohlklang, die Wortfügung, die Richtigkeit der Sprache, und die Wahl der Wörter betreffen.

Alle diese Vorzüge würden in unsern Augen nicht mehr als mittelmäßig seyn, wenn sie die einzigen wären. Die Absicht des Dichters ist zu gefallen und zu rühren, und die äusserliche Richtigkeit hat bey dem Verstande ihren Werth, aber keine Macht auf das Herz des Lesers. Es sind zu allen Zeiten Dichter gewesen, die sich mit dieser äussern Schönheit begnügt haben, und alle diese Dichter haben ihres Zweks ver-

fehlt. Aber bey unserm Verfasser sind sie, wie sie in der That seyn sollen, nur zierliche Kleider der wahren Schönheit. Wahre und gründliche Gedanken, wohl ausgefundene Aehnlichkeiten verschiedener Begriffe, scharf unterscheidende Varietäten ähnlicher Ideen, kurze und dennoch das Wesen der Dinge abmalende Beywörter, anständige Vorstellungen wirklich zärtlicher Leidenschaften, alles dieses sind Schönheiten, die auch ohne Zierde des Schalles und der Sprache gefallen; aber die sich der Vollkommenheit nähern, wenn dieser äussere Schmuck sie begleitet. Ich finde diese Vereinigung beyder Vorzüge nicht nur deswegen schön, weil Wohlklang, Reinigkeit und Richtigkeit, Eigenschaften guter Gedichte sind, sondern auch deswegen, weil es sehr schwer, und folglich sehr ungewöhnlich ist, wenn ein Dichter sie mit der Stärke der Gedanken, und dem Feuer des Ausdruckes verbindet.

Unter diesen wenigen Dichtern, die keine Art von Schönheit verabsäumt haben, wird ein jeder Kenner unsern Hrn. Verfasser zählen, und ich sehe seine Gedichte als eine der seltenen Schönheiten an, bey welchen nicht nur einige Gesichtszüge schön sind, sondern alles, was eine Schönheit ausmacht, in einer regelmäßigen Uebereinstimmung zusammentrifft.

Und dennoch ist noch ein Vorzug, den ich über alle diejenigen schätze, die ich noch benannt habe: Es ist die herrschende Tugend, und die ungeschminkte Gottesfurcht, die alle Gedanken des Verfassers belebt.

Wenn die grösten Gaben Werkzeuge des Unglaubens, der Ueppigkeit, oder der zügellosen Satyre sind, so sind mir diese Vorzüge eben so verhaßt, als die Stärke an dem Tieger, oder die Macht an einem unbilligen Fürsten.

Wenn aber ein grosser u. erhabener Geist seine Talente dem Glauben, der Wahrheit und der Tugend zu Füssen legt; wenn ein Newton die Offenbarung aus der Natur vertheidigt, ein Fenelon die Tugend mit dem Reize der Beredsamkeit ziert, und ein Racine die Religion mit den herrlichsten Farben der Poesie ausschmückt; so entsteht bey mir jenes reine Vergnügen, das mit demjenigen eine Aehnlichkeit hat, welches wir vermuthlich empfinden würden, wenn wir in die Bekanntschaft eines seligen Geistes von einer höhern Ordnung kämen. *)

---

*] Man hat sich nicht gescheut, diese Vorrede der Politik zuzuschreiben. Aber seit 1753 habe ich Göttingen verlassen, und seit 1766 ist der verehrungswürdige Werlhof todt, und in den zwey lezten Auflagen meiner deutschen Schriften bleibt diese Vorrede, unabsichtlich, als ein reines Zeugnis meiner wahren Hochachtung.

v. H.

CXI.

Vom Nutzen der Hypothesen.*)

In allen Meinungen der Menschen herrscht eine Mode, eine mehrentheils unüberlegte und veränderliche Gewohnheit, deren ganze Völker folgen, ohne eine Ursache ihres Gehorsams angeben zu können; diese Moden sind eben darum veränderlich, weil sie auf keine wahren Gründe gebauet sind. Es ist der Wahrheit unmittelbares Vorrecht, daß sie ewig bleibt.

Es sind kaum hundert Jahre verflossen, daß in Europa die Erklärungen der natürlichen Begebenheiten, und die willkürlichen Lehrgebäude, angesehene Vorzüge grosser Gelehrten waren.

Nachdem einmal Rene' Des Cartes auf eine mechanische Weise die Bildung und den Bau der Welt erklärt, und sich die Freyheit genommen hatte, solche Figuren den kleinsten Theilen der Materien zu geben, und ihnen solche Arten von Bewegung mitzutheilen, wie er sie zu seinen Erklärungen nöthig hatte, so sah ganz Europa diese schöpferische Gewalt als ein unzertrennliches Vorrecht eines Weltweisen an; man baute Welten, man verfertigte Elementen, Wirbel und Schrauben, und meynte dem gemeinen Besten aus-

*] Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Büffons Naturgeschichte. 4. Hamb. 1751.

nehmend gedient zu haben, wenn die wirklichen Begebenheiten in der Natur sich nur einigermassen durch den angeblichen Bau erklären liessen, den man für sie ausgesonnen hatte.

Aber dieser bequeme Gebrauch dauerte nicht so lang, als die indolenten Naturlehler wohl gewünscht hätten. Die Erfindungen der Einbildungskraft sind wie ein gekünsteltes Metall, es wird die Farbe, aber niemals die Dichtigkeit und die unzerstörbare Festigkeit besitzen, die die Natur ihrem Golde giebt; eine falsche Münze ist gangbar, weil die Neuigkeit ihr einen Glanz giebt, die Zeit deckt ihre Röthe und ihre unächte Herkunft auf. Die Streitigkeiten, die der natürliche Stolz und die Ruhmbegierde der Menschen nothwendig erregten, waren die ersten Mittel die Blösse der Hypothesen aufzudecken. Ein junger Weltweise fand einen bequemen Weg zur Grösse in der Widerlegung eines berühmten Mannes, und es war ihm viel leichter, dessen Schwäche zu finden, als etwas bessers an die Stelle des niedergerissenen Lehrgebäudes zu setzen; ein gemeiner Probstein entdeckt das Kupfer in dem edlen Metalle, aber Gold zu machen ist für die Menschen zu schwer. Hieraus folgte ein allgemeiner Krieg unter den Gelehrten, und da nichts von ihren Meynungen auf die Natur gebauet war, so blieb nichts von demjenigen übrig, was mit so grosser Bewundrung war aufgebauet worden. Der Carteſianer verdrang den Schüler der Peripatetischen Sekte, der Gassendiste

fand

fand die Schwäche des Cartesianers, und eine allgemeine Vergessenheit hat nunmehr die streitenden Lehrer begraben. Die siegenden Meynungen, und die überwundenen, sind in ein unpartheyisches Nichts zurückgesunken, aus welchem sie die Einbildung ohne die Erlaubniß der Natur gezogen hatte.

Ein grosser Vorzug der neuern Zeiten war die immer steigende Kunst der Arbeiter, die zur Enthüllung der Natur Werkzeuge verfertigten. Bequemere Sternröhre, ründere Glastropfen, richtigere Abtheilungen eines Zolles, Spritzen und Messer thaten mehr zur Vergrösserung des Reiches der Wissenschaften, als der schöpferische Geist des Des Cartes, als der Vater der Ordnung Aristoteles, als der belesene Gassendi. Bey jedem Schritte, den man näher zur Natur that, fand man das Gemählde unähnlicher, welches uns die Weltweisen von derselben gemacht hatten.

Die Verachtung der Hypothesen wuchs mit der Ueberzeugung, daß sie eben so wenig richtig wären, als ein aus der Einbildung hingemahlter Kopf eines Aeneas, eines Romulus, eines Pharamunds, dem wahren Urbilde ähnlich seyn kann; der Mahler und der Weltweise hatten das Urbild nie gekannt.

Die mathematische Lehrart breitete sich über Europa aus, sie lehrte uns kriechen, da wir vorher fliegen wollten, und lieber langsam uns der Wahrheit nähern, als geschwind von derselben entfernen. Man trug den Menschen das schwere Gesetz auf, nichts

zu glauben als was erwiesen wäre, und nach und nach wurde es von den gesitteten Völkern angenommen. Engelland fieng an; Boerhaave und Holland folgte nach, Deutschland bequemte sich dazu, und Frankreich, so ungern es seinen Landsmann verließ, so unangenehm als es ihm war, der Einbildung Rechte zu verleugnen, in welcher es einen Vorzug vor seinen Nachbarn hatte, schämte sich endlich, und that in seiner Akademie, in der Persohn seines Reaumürs, seines Maupertuis, seines Clairauts, der Wahrheit die längstverschuldete Abbitte.

Die Mittelstrasse ist für den Menschen der allerschwerste Weg; er wird viel eher aus dem Unglauben zum Aberglauben übergehen, er wird aus einem üppigen Leben viel leichter ein Mönch in der Trappe, als daß er zwischen beiden Abwegen in einem vernünftigen Christenthum fortleben sollte. Die Mittelstrasse ist eine Linie, ein Weg ohne Breite; wer wollte sich auf demselben erhalten? So wenig das Herz des Menschen sich auf der Mittelstrasse festsetzen kann, so wenig kann es auch sein Verstand; auf einer Seite fliegt der Mensch zu hoch mit eigenen Schwingen, und wird ein Pelagianer, er sinkt auf der andern, und wird unter den Händen des Jansenisten zur Maschine. Eben so gieng es der Naturlehre; man hatte sich bey den willkürlichsten Erklärungen übel befunden, und ward zum Zweifler; die Akademie zu Athen wollte sich vor dem Irrthume hüten, sie sank

immer tiefer, und glaubte endlich gar nichts mehr, um nicht zu irren.

Ich glaube mit Recht zu den Ausschweifungen des menschlichen Verstandes, zu seiner Uebermäßigkeit (denn die glückliche Sprache unsers gemäßigten Vaterlandes hat keine rechten Wörter für Excès und Caprice,) die Gewohnheit rechnen zu können, alle Hypothesen, alle Systeme zu verachten; eine Gewohnheit, die immer mehr und mehr zunimmt, und die dem menschlichen Geschlechte schädlicher werden kann, als die Träume der Schulweisen nimmermehr haben seyn können.

Der Mensch ist von Natur faul, seine träge Kraft senkt ihn mit einer ewigen Gewalt zur Ruhe. Alle wilde Völker, die sich den Trieben der Natur wehrlos überlassen, sind zu aller Arbeit äusserst verdrüßig, sie hucken auf der Erde, sie schmauchen Toback, sie schlafen in ihren Hängebetten, und würden niemals aufstehen, wenn sie der Hunger und die Noth nicht aus ihrer Gemächlichkeit triebe.

Die Europäer haben mehrere elastische Kräfte, die ihre Schläfrigkeit stöhren. Der Ehrgeitz, das Exempel, die Scham, die Ermahnung, die Neubegierde, lassen ihren Verstand nicht so Brache liegen, wie bey den Völkern, die für Ehre und Weisheit keinen Namen haben. Aber alle diese Triebe sind noch kaum stark genug, uns zu der schweren Arbeit anzufeuren, die die Nachforschung der Wahrheit erfordert.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Im scharfsinnigen Italien, im tiefdenkenden Spanien, ruhen tausend und tausend fähige Köpfe, unter dem Schatten des Aberglaubens und der Gewohnheit, und verträumen ihre Kräfte.

Noch wallen doch die Gemüther der Europäer voll Ehrbegierde, mit der Liebe zur Neuigkeit, die Linnäus als das hauptsächliche Vorrecht des Menschen ansieht, womit er sich über die Thiere erhebt, und wodurch er der Bezwinger beyder Welten, der natürlichen und derjenigen geworden ist, die er selber aufgeführet, und die Theorie genannt hat.

Man stelle sich nun eine Zeit vor, wo aus ganz Europa alle willkürliche Meynungen, alle Hypothesen gänzlich, nach dem Wunsche vieler neuern Weisen, verbannet sind; man nehme die Sätze dieser des menschlichen Herzens nicht recht kundigen Geometern an: daß der Mensch die innere Natur der Dinge zu kennen unvermögend sey; daß wir nichts zu hoffen haben, als die Wahrnehmung einiger Erscheinungen; und daß die Wahrheit in einem Abgrunde liege, über welchen wir keine Brücke haben.

Was wird wohl die Wirkung dieser Sprache der Verzweißung seyn, wenn sie die Oberhand gewönne? Eben die, so die erkannte Unfruchtbarkeit eines neuen Landes hat. Sobald der reisende Waghals kein Gold, keine seines Wunsches würdige Waare an dem ungastfreyen Ufer mehr hoffet, so verläßt er die angefangene Entdeckung, niemand verfolgt die ersten Untersuchun-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

gen, das Land bleibt unbebaut, und sein blosser Namen haftet auf dem gleichgültigen Gedächtnisse der Nachwelt.

Ich befürchte sehr, das Reich der Wahrheit werde eben dieses Schicksal erfahren, sobald wir in demselben keine fruchtbaren Entdeckungen zu machen hoffen, sobald unsre Neugierigkeit und unser Ehrgeiz kein Eigenthum in demselben mehr erwarten. Wenn der Weg zur Wahrheit uns so weit, so ungewiß, so schwer gemacht wird, wenn man uns vorsagt, daß wir nicht anders als mit dem Senkbley in der Hand gehen sollen, und doch dabey uns zu wissen thut, daß wir mit aller Vorsicht alle Augenblicke fallen werden; wenn alle unsre Bemühungen uns zu nichts, als von einer pöbelhaften Unwissenheit zu einer gelehrtern führen, werden wir uns wohl bewegen? werden wir in einer mühsamen Reise fortfahren, die uns nirgends hin führt? wird nicht die Gemächlichkeit, wie ein neuer Cineas, einem jeden gelehrten Pyrrhus ins Ohr sagen: warum willst du die gewissen Vergnügungen der Wollust und der Ruhe verläugnen, und mit einer chimärischen Ritterschaft die Rechte der Wahrheit, ohne den geringsten Anschein etwas auszurichten, unfruchtbar vertheidigen? wenn du alles gethan hast, so bist du wieder wie jetzt, bey der Unwissenheit.

Sollte jemand mich mit dem Beyspiele der Mathematik widerlegen wollen, von welcher man alles Willkürliche, alles Halbwahre und Unerweisliche glaubt verbannet zu haben, so würden mir doch solche Ant-

worten auf diesen Einwurf bleiben, die mir zureichend vorkommen, meinen Gegner mit mir zu vereinigen.

Die Mathematik gehet mit überaus einfachen Dingen um; mit Linien, mit Dreyecken, mit Vierecken, mit Ziffern, deren Eigenschaften wenig an der Anzahl, und vollkommen ausgemacht sind. Sie beschäftiget sich mit diesen einfachen Grössen, und suchet derselben Verhältnisse und Zusammensetzungen. Keine andern menschlichen Wissenschaften haben diesen Vortheil, und es läßt sich bey keiner eine gleiche Strenge gebrauchen.

Da ich von der Naturlehre in ihrem ganzen Umfange hauptsächlich schreibe: so ist es bekannt, daß uns von den Körpern, aus denen die Natur besteht, und von der Bewegung, die ihre Kräfte ausmacht, das meiste unbekannt ist. Ein mathematischer Lehrer fängt vom Punkte, von der Linie, von solchen einzelnen Dingen an, deren vollständige Erklärung er zur Hand hat. Wo fängt der Naturlehrer an? Die Elemente der Körper sind völlig verborgen, die ersten aus den Elementen entstandenen Körner der Materie, die Urkräfte der Schwere, der Schnellkraft, des electrischen und des magnetischen Wesens, des Lichts und des Feuers, sind uns nur hin und wieder stückweise, und unvollkommen bekannt.

Der gröbere Bau der Thiere und Pflanzen; der Bau, den die Vergrösserungsgläser einsehen, und der nur Gebürge von Elementen in Ordnung bringt, ist noch wenig und selten in einzelnen Körpern entworfen.

Selbst der noch gröbere Bau, den ein Messer zergliedert, den eine Richtschnur mißt, und ein Treibofen trennet, ist noch so unausgeführt, so unzuverlässig, daß die grösten Mathematiker, wenn sie von den Kräften der Thiere haben schreiben sollen, die Feder niedergeleget, und verlangt haben, man soll ihnen Maasse und Winkel, und einen Grund schaffen, auf den sie bauen könnten. Kann man denn von uns eine mathematische Strenge verlangen? Kann eine Summe von Begriffen gewiß werden, wenn die einzelnen noch umbestimmt sind?

Es ist wahr, diese spröde Schöne, die Mathematik, ist den Hypothesen nicht so feind als sie sich anstellt. Sie sieht sie als eine Schwachheit an, deren sie sich schämet, und sich derselben doch nicht ganz entziehen kann; und hierinn kömmt sie mit den irrdischen Schönen überein. Der grosse Vorzug der heutigen obern Mathematik, diese verblendende Meßkunst des Unermeßlichen, ist auf eine blosse Hypothese gegründet. Newton, der Zerstörer der willkührlichen Meynungen, hat dieselben nicht gänzlich entbehren können. Wie am Leibe des Achilles, muß doch an seiner Sehkunst eine verwundbare Stelle seyn, wie könnte sonst ein Euler, und sogar ein Mahler, ein Gautier, dieselbe widerlegen? Seine allgemeine Materie, das Mittel des Lichts, des Schalles, der Sinne, der Schnellkraft, war es nicht eine Hypothese? und da dieser Prometheus sich näher zur Erde lenkte, da er

die Zeiten ausmessen, und den Begebenheiten feste Schranken setzen wollte, wurde er nicht gezwungen, willkührliche, und gar sehr dem Zweifel unterworfene Meynungen zum Grunde zu setzen?

Nach einem Newton wird sich nun wohl niemand schämen, etwas nicht völlig erweisliches zu lehren. Hat ein so guter Kenner das Wahrscheinliche als eine Münze gebraucht, so kann es doch nicht sogar ohne Werth seyn. Es ist an dem, es ist eine Nothmünze, es dient blos ein Gewerbe unter den Gelehrten zu unterhalten; die Gewißheit ist ein ächtes Gold, dessen Preiß niemals heruntergesezt werden kann; es würde uns lieb seyn, wenn wir dessen so viel hätten, daß wir die willkührliche Münze entbehren könnten.

Da aber dieses nicht angeht; da wir ohne diese leztere fast von der ganzen Naturlehre schweigen müßten; da alle die Theile der menschlichen Wissenschaft einzelne Bruchstücke ohne Zusammenhang und ohne Verbindung würden; sollten wir nicht diese mangelnden Theile mit dem Wahrscheinlichen ergänzen, und anstatt eines Schutthaufens ein Gebäude aufrichten? Ich bediene mich mit Fleiß dieses Gleichnisses; ich habe Bücher von mathematischen Lehren gesehn, die vom Bau des menschlichen Leibes geschrieben haben, und die von ihrer Arbeit alles Unerläuterte zu verbannen sich verbunden zu seyn glaubten; wie unzureichend, wie abgebrochen, wie allgemein, wie unbestimmt haben sie reden müssen, um das Wahrscheinliche zu vermeiden!

Doch ich komme zu dem wahren Nutzen der Hypothesen. Sie sind zwar noch die Wahrheit nicht, aber sie führen dazu, und ich sage noch mehr, die Menschen haben noch keinen Weg gefunden, der glücklicher zu derselben geführet, und es fällt mir kein Erfinder ein, der sich derselben nicht bedienet hätte. Als Kepler dem Laufe der Planeten seine Gesetze bestimmen wollte, so bildete er sich eine Meynung, eine unwahrscheinliche Meynung, deren Ungrund erwiesen ist; und dennoch führte ihn diese Meynung zu dem wunderbaren und von der Nachwelt bestärkten Gesetze des Verhältnisses der periodischen Umläufe der Planeten gegen ihre Entfernung von der Sonne, zu einem Grunde, der dem Newton fest genug war, darauf zu bauen.

Die Alchymisten mahlten sich Gespenster, goldene Berge, und mehr als ovidische Verwandlungen vor; sie arbeiteten, um sich diesen Gespenstern zu nähern, und fanden auf dem Wege eben so nützliche, und vielleicht dem menschlichen Geschlechte noch nützlichere Wahrheiten, als ein Mittel wäre, Bley zu Gold zu machen; eine Erfindung, die uns in kurzer Zeit mit allem möglichen Golde in die Armuth zurükbringen, und uns in die Nothwendigkeit versetzen würde, mit Diamanten, oder mit einem andern Preise, unsern Handel zu treiben, der zugleich selten und beständig genug wäre.

Die grösten Gesetzgeber der Botanik haben sich willkührliche Grundregeln gemacht, nach welchen sie

Klassen, Geschlechter und Gattungen bildeten, und nach welchen sie Gewächse vereinigten oder trennten. Alle diese Gesetze sind willkührlich, sie sind noch alle unzuverlässig befunden worden; aber sie haben uns dennoch unglaubliche Dienste gethan. Man hat nunmehr die unzählbare Menge der Gewächse in eine solche Ordnung gesetzet, daß wir leichter, und unendlich gewisser, zehntausend Pflanzen unterscheiden, als die Alten ihre Sechshunderte.

Die angenommenen Hypothesen haben wirklich erweisliche Aehnlichkeiten entdecket; sie haben uns noch nicht ganz zur Wahrheit, aber doch weiter auf dem Wege dazu fortgeführet; jedes neue Lehrgebäude leitet uns etwas näher, und ohne dieselben hätten wir keinen Schritt gethan.

Ich finde dieses Gleichniß für meinen Zweck so deutlich, daß ich es noch nicht verlassen werde. Wenn man keine Hypothesen bey der Kräuterkenntniß gebrauchet, und nur wie Clusius oder Bauhin einzelne Pflanzen wohl zu beschreiben gesuchet hätte, so würde, nach dieser von unsern Gegnern geprieseнen mathematischen Methode, gar nichts zum Besten dieser Wissenschaft gethan worden seyn.

Clusius und Johann Bauhin waren grosse Kräuterkenner und gelehrte Männer; ihr Verstand und ihre Arbeitsamkeit sind ohne Tadel. Da sie aber kein Lehrgebäude hatten, noch haben wollten, so blieben ihre Pflanzen ohne Ordnung.

Die unähnlichen waren untereinander vermengt, die ähnlichen getrennt, der Natur widersprochen, und der Gebrauch der Namen so verdorben, daß dieses grosse Hülfsmittel des Gedächtnisses mehr schadete als es Nutzen that. Wenn ein Ehrenpreiß, eine Onagra, eine Scutellaria, ein Epilobium, eine Peplis, eine Lysimachia, alle Lysimachia heissen, und alle eben denselben Namen führen, so sollten sie, nach den Regeln der Karakteristik, ähnliche Wesen seyn. Da aber dieser Namen ohne System ausgetheilet wurde, so bezeichnete er verschiedene und unähnliche Dinge, und verführte also mit seiner Gleichförmigkeit die Lernenden, die bey einem ähnlichen Namen ähnliche Dinge erwarten.

Da diese grossen Männer kein System hatten, und keinem Theile der Pflanzen ein besonderes Vorrecht anwiesen, daß es das Kennzeichen der Art seyn sollte, so bemerkten sie von den meisten Kräutern die Gestalt, die Anzahl und die Lage der Blume, ihrer Decke, der Staubfäden, der Staubwege, der Saftgruben, und der Fache der Frucht ganz und gar nicht. Ihre Beschreibungen wurden dadurch so unvollkommen, daß man sie sehr oft gar nicht würde brauchen können, wenn nicht der Fleiß der neuern von vornen an, eben dieselben Gewächse zergliedert, und Maaß und Zahl bestimmet hätte.

Schon zu den Lebzeiten des Clusius erschien Cäsalpin, ein Mann, der in der peripatetischen Schule

die Liebe zur Ordnung, und den Wunsch alles zu erklären, angenommen hatte. Er war ein mittelmässiger Kräuterkenner. Clusius hat mehr Kräuter erfunden, als Cäsalpin gekannt hat, da sein Kräuterbuch, nach des Micheli Zeugniß, noch nicht 900 Gattungen in sich fasset.

Mit einem so geringen Vorrathe setzte sich Cäsalpin vor, die Botanik systematisch zu machen. Es war fast nicht möglich, daß er bey seiner kleinen Kenntniß der einzelnen Theile, das Ganze untadelhaft hätte übersehen und anordnen können. Er nahm also die Frucht allein, und zwar mehrentheils nur denjenigen Theil zum Leitfaden an, an dem die Keime sitzen, und dennoch trat er der Wahrheit näher, und bestimmte mehr wahre Aehnlichkeiten, mehr natürliche Klassen, als alle Kräuterkenner vom Theophrastus bis zum Tournefort.

Dieser Letztere sah die Pflanzen auf einer andern Seite, bey der Blüthe, an; einer Seite, auf welcher die Franzosen alle Dinge anzusehen pflegen. Er wählete wenige Gestalten von Blumenblättern, die noch dazu weder genug bestimmt, noch genug unterschieden waren, und nach dieser unvollkommenen Hypothese führte er ein Gebäude auf, das sich die Verwunderung von ganz Europa zuzog. Selbst sein Gegner Ray bediente sich seines Lichtes, die Ordnung zu erheitern, die er in seinem hohen Alter den Kräutern vorschrieb.

Tournefort genoß fast dreißig Jahre nach seinem Tode seinen Ruhm, und war ein Gesetzgeber in seiner Wissenschaft. Aber die Hypothesen sind, wie wir schon gesagt haben, ein Gerüste, gemacht sich der Wahrheit zu nähern; sie dürfen nicht immer aufrecht bleiben. Linnäus trat im Norden auf. Er wählete sich neue Grundsätze, er gründete seine Methode auf eine Hypothese, auf die willkührliche Ordnung der Pflanzen nach ihren Staubfäden und Staubwegen, die nach einer wahrscheinlichen Meynung eine Aehnlichkeit mit den befruchtenden und befruchteten Theilen der Thiere haben. Dieses neue Lehrgebäude that die grösten Dienste. Alles wurde rege; von allen Kräutern wurden alle Theile der Blume und der Frucht aufs genauste beschrieben, denn sie waren nunmehr alle nöthig geworden. Die Botanik hebt seit dem ihr Haupt über alle andere Wissenschaften empor; sie ist nicht nur der Vollkommenheit selbst am nächsten, sie hat nicht nur nach und nach der Natur fast alle ihre Klassen und Aehnlichkeiten abgerathen, sondern sie hat dem ganzen Naturreiche ihre Lehrart mitgetheilet. Die Kenner der Thiere und der Erzte haben bey ihr, wie die Römer beym Areopagus, ihre Gesetze geholet, und sich denselben unterworfen.

Ich habe bishieher meinen Satz mit Exempeln beweisen; es wird mir eben so leicht seyn, mit abgezogenen Begriffen mich zu vertheidigen. Wenn die Menschen handeln sollen, so werden sie wirksamer

nach dem Verhältnisse der Stärke ihrer Triebe. Ihre natürliche Trägheit wird durch den Ehrgeiz, und durch ihre andern der Schnellkraft ähnlichen Gemüthsbewegungen überwunden. Leben, Geld und Ruhe, werden willig aufgeopfert, sobald ihr herrschender Trieb es erfordert; und dieser herrschende Trieb ist hauptsächlich eine eigene Hypothese, und gleich nach derselben das Vergnügen, die Hypothese eines andern zu zerstöhren.

Ein Lehrgebäude, das unsern Namen führen soll, eine Meinung, die aus unsern Kräften entsprossen ist, thut bey dem Gelehrten, was die Ehrsucht bey dem Alexander that. Mühe, Aufwand, Zeit, Erfahrung, Kunst und Werkzeuge, alle Kräfte des Willens und des Verstandes, werden mit Lust, und ohne Widerspruch angewandt, wenn wir einen Zweck dabey haben, wenn dadurch unser Lehrgebäude wahrscheinlicher, gewisser und angenehmer wird. Wer würde die Staubfäden in fast unzählbaren Blumen gezählt und gemessen haben, wenn sie nicht das Wesentliche seines Lehrgebändes bey dem Linnäus, und also die Hauptmittel gewesen wären, dasselbe vollständig zu machen, und die allgemeine Monarchie in der Botanik zu erhalten? Da Newton einmahl auf den Gedanken gekommen war, die Strahlen des Lichtes zu spalten, so dauerten ihn keine Kosten die Künstler mußten ihr äusserstes thun, ihn mit Werkzengen zu versehn, die für seine Absicht fein genug wären, und er unterwarf

sich den mühsamsten und schwersten Abmessungen und Abtheilungen, weil es um die Wahrheit seiner Lehre zu thun war.

Doch die Hypothesen haben noch einen ernsthaftern Nutzen, den sie auch bey den fühllosesten Weltweisen behalten, wenn schon einer entstehen würde, der die Wahrheit bloß wegen ihrer Schönheit, und ohne Rücksicht auf seinen Ruhm, lieben sollte. Sie werfen nemlich Fragen auf, deren Beantwortung von der Erfahrung gefordert wird, und die ohne Hypothese uns nicht eingefallen wären, eine Wirkung, die ihren unsäglichen Vortheil in den Wissenschaften hat.

Die wenigsten Menschen hätten Scharfsicht genug, von sich selbst sich Fragen vorzuschreiben, und einzusehen, auf was vor einer Seite ein Vorwurf am nützlichsten anzusehen wäre. Aber ein System, oder die Zerstörung desselben, wirft eine unzählbare Menge von solchen Fragen auf, die wir der Natur vorlegen, und die sie öfters beantwortet. Also hat das Ptolomäische, das Tychonische, und das Copernikanische Weltgebäude den Sternkennern gewiesen, worauf sie zu merken hätten, und ihnen die Wahrnehmungen ausgezeichnet, aus welchen die Wahrheit erkannt werden sollte.

Eine jede Wahrscheinlichkeit besitzt einen Theil der einzelnen Wahrheiten, die einen allgemeinen Satz mit noch andern ausmachen, die uns diesesmal noch

mangeln. Wir ersehen also genau aus dem, was wir haben, dasjenige, was wir ermanglen, und finden ein Verzeichnis von denjenigen Erfahrungen und Bemerkungen vor uns, die unsere Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit machen würden, wenn wir sie besäßen. Wie ein Feldmesser, der eine Landkarte entwirft, von welcher er einige Stellen bestimmet hat, dazwischen ihm aber die Stellungen anderer Oerter fehlen, dennoch einen Umriß macht, und nach halb gewissen Nachrichten die übrigen Städte anzeigt, die er noch nicht mathematisch kennet, eben so thut der Naturlehrer. Hätte jener gar keinen Entwurf gemacht, in welchem er nebst dem Gewissen das noch Ungewisse in eine zusammenhangende Verfassung gebracht hätte, so würde seine Arbeit die noch übrigen Stellen, und um die Gränzen genauer zubestimmen, viel schwerer, viel unangenehmer und fast unmöglich seyn, weil sie keinen Zusammenhang hätte, und kein Ganzes ausmachte.

Endlich sind die blos wahrscheinlichen Lehrgebäude auch um deswegen höchst nützlich, weil sie eine Eifersucht und einen Wettstreit unter den Gelehrten erweken. Ein Läufer, der um einen Preiß mit seinem Nebenbuhler rennt, greift sich ganz anderst an, und macht viel geschwindere Schritte, als wenn er für sich seinen Weg gienge.

Der Preiß ist die Ehre des Rechtshabens, und das gemeine Beste genießt die Früchte des Bestrebens der Streitenden.

Darf ich mich selber zum Beyspiel geben? es kann ohne Eitelkeit geschehen. Wäre Boerhavens und meine Meinung von dem Athemholen niemals in Zweifel gezogen worden, so hätte ich mich mit einem oder zweyen Gründen begnügt, und meine Ueberzeugung nicht vermehret.

Der Umfang der Wissenschaften ist unermeßlich; man weiß nicht, wo man anfangen soll, in einem Felde zu arbeiten, dessen Weite und Fruchtbarkeit gleich groß sind. Aber der Streit lehret uns einen Theil dieses Feldes wählen, den wir fleißiger umarbeiten, und wenn man ihn uns streitig macht, mit Ernst umzäunen. Ich wurde genöthiget neue Versuche zu machen, und diese öfters zu wiederholen, und fand nicht nur die Wahrheit dessen, das ich vertheidigte, ich fand auch neue Gründe dazu, und überzeugte mich, daß kein Grund mehr bleiben könnte, warum man an einer Lehre zweifien sollte, deren Richtigkeit ich mit Augen an so vielen Thieren gesehen hatte.

Dies ist ein kleines Beyspiel; die Figur der Erde ist ein grosses. Newtons Meinung davon war etwas mehr, und des Caßini Ausmessung etwas minder als wahrscheinlich. Man stritt; und dieser Streit brachte uns die zwo vortreflichen Reisen nach dem Pol und nach der Mitellienie zuwege, die nunmehr die

Sache nicht nur nach des Newtons Sätzen entschieden, sondern vielgenauer und gewisser gemacht haben, als eine blosse allgemeine Rechnung hätte thun können.

Blosse geometrische Sätze, oder allgemeine und vollkommen wahre Erklärungen der natürlichen Erscheinungen, würden keine Streitigkeit, keine Nacheiferung erwecken. Dieses thun die Hypothesen, woran zwar vieles ist, das sie in Stand setzet vertheidiget zu werden, vieles aber doch bleibet, das man angreifen kann.

Streitende Sekten sind wie Stahl und Feuersteine; sie zeugen zwar Feuer, aber auch Licht dabey, uns zu erleuchten.

Niemand wird wohl glauben, daß meine Schutzreden für die Hypothesen so gemeint sey, daß ich das Wahrscheinliche dem Wahren an die Seite setzen wolle. Nein; der Mond wird niemals wie die Sonne scheinen, aber doch ist sein schwächerer, sein kalter Schimmer uns nützlich. Die Ptolomäische Einrichtung war falsch, niemand zweifelt mehr an ihrem Ungrunde: viele Erfahrungen die richtig waren, lagen unter noch mehrern Meinungen, die nichts Wahres hatten, vermischt; und dennoch hatte die Welt mit einem sehr grossen Nutzen diese Hypothese so viele Jahre gebraucht, und davon im gemeinen Leben fast eben den Vortheil gehabt, den wir von der Wahrheit selber haben. Endlich ist der Tag gekommen, und hat den krystallenen

Himmel, die übermüthige Lage der Erde in der Mitte der Welt, die unnöthige Geschwindigkeit der Sonne und der Fixsterne, und die andern Fehler dieses Lehrgebäudes, von dem Wahren getrennet. Hätte man vor der Zeit von den Sternkundigern eine allgemeine Gewißheit verlangt, die sie nicht im Stande waren zu liefern, so hätte man so viele Jahrhunderte gar keinen Begriff von der nähern oder weitern Entfernung der Gestirne von uns, von ihrer Ordnung und Bewegung, und von dem Verhältnisse der Theile der Welt unter einander gehabt; man hätte von den gemeinsten Erscheinungen, den Finsternissen, sich keinen Begriff machen können, und wäre in einer barbarischen Unwissenheit geblieben, aus welcher doch Ptolomäus uns schon halb herausgerissen hat.

Alsdann wird niemand sich über die angenommenen und unerwiesenen Lehrsätze beklagen können, wenn wir der Wahrheit ihren unendlichen Vorzug lassen, und das Wahrscheinliche nur um den Preiß ansetzen, den es an sich selber hat. Niemand wird Betrogen werden, wenn wir zwar mit dem Wahrscheinlichen die Lücken des Wahren ergänzen; wenn wir aus demselben über den Abgrund der Unwissenheit Erwartungsbrücken bauen, aber dabey warnen, daß sie nur bis auf einen gewissen Grad zuverläßig sind. Wir können annehmen was wir wollen, wenn wir den Leser nur bey dem Angenommenen aufrichtig erinnern, unsere wahrscheinliche Meinung seye von dem Wah-

ren noch sehr, oder noch ziemlich, oder nur wenig entfernet; wenn wir gestehen, es fehle uns noch zur Ueberzeugung diese noch ungemachte Erfahrung, jenes Maaß, oder der Bau von diesem noch nicht bestimmten Theile. Kann jemand klagen, wenn man Scheidemünze für Scheidemünze angiebt, und ihren Preiß nicht höher setzt, als das Silber an derselben werth ist? der betrügt allein, der sie für lauter Silber anbietet.

Ich glaube, aus diesen Betrachtungen werde man denjenigen, die der Natur Werke und Thaten zu erklären sich bestreben, die Freyheit vergönnen, nebst dem Erwiesenen etwas Unerwiesenes, etwas Wahrscheinliches zuzubauen, und also ein Gebäude aufzuführen, dessen Hauptsäulen zwar feste, dessen Theile aber nicht alle von einer gleich unerschütterlichen Stärke sind. Die Erfahrung hat uns belehret, daß solche Erwartungsstücke mehrentheils die Ursachen gewesen sind, daß sie mit der zuverläßigsten Materie in kurzem von ihrem Verfasser, von seinen Gegnern, oder von der Nachwelt ersetzt worden; und ich glaube, es ist nunmehr wahrscheinlich, die Hypothesen seyen sowohl in Ansehung des Verstandes als des Willens, dem Wachsthume der Wissenschaften zuträglich.

Diese Betrachtung ist um desto natürlicher, je öfter der Hr. von Büffon, als der Haupturheber des gegenwärtigen Werkes, die Freyheit genommen hat, Hypothesen, und zum Theil ganz neue, ganz fremde,

und einem ungewohnten Leser unwahrscheinliche Lehrsätze vorzutragen; denn auch diese Freyheit hat ihren grossen Nutzen. Geht man mit seinen Vorgängern immer auf eben dem Pfade, suchet man nicht neue Wege, so wird nichts entdecket. Es ist wahr, die Erfinder neuer Welten sind nicht allemal glücklich; einige leiden Schiffbruch, andere kehren ohne Verrichtung zurück, und andere entdecken unfruchtbare Gegenden, deren Bekanntschaft uns gleichgültig ist. Aber wäre kein Colon, kein Magelhaens, aus Spanien abgesegelt, so wären viele Schiffbrüche vermieden, aber auch keine neue Welt entdekt worden.

Der Herr von Büffon scheinet von denjenigen Reisenden zu seyn, die gerne neue Seen und neue Welten entdecken mögen, und sich dabey weder die Mühe der Schiffart, noch die Gefahr des Schiffbruchs verdriessen lassen; denn eine irrige Lehre ist für einen Erfinder ein Schiffbruch.

In den drey Theilen des Werkes, das ich ansage, ist keines, worinn er nicht eine eigene, und auch wohl mehr als eine Hypothese, vorgetragen habe. Seine Gedanken vom Ursprunge und der Bildung der Welt, von der Erzeugung der Thiere, und andere zum allgemeinen Baue der Erdkugel, und zum besondern Baue der kleinern Welt gehörige Hypothesen. rc.

Sie sind eben von der Art, die einer Vertheidigung bedürfen, aber auch einer Vertheidigung fähig sind. Man findet überall viel Kenntniß der Dinge,

viele Erfahrung und viel Einsicht; aber doch geht der Verfasser immer etwas weiter als seine Kenntniß, seine Erfahrung, und seine Einsicht. Ich würde mit Vergnügen hievon den Leser unterhalten, und meine Gedanken über des Herrn von Büffon Meynungen mit Freyheit und Bescheidenheit sagen, wenn es möglich wäre sie kurz zu sagen, oder meine Zeit mir eine Ausführlichkeit zuliesse, die anstatt einer Vorrede zu einem Buche werden könnte.

Da diese beiden Fälle nicht möglich sind, so kann ich nichts weiter, als den Leser ermahnen, mit einer philosophischen Achtsamkeit dieses Werk zu lesen. Er wird viel Neues, viel Eigenes finden, und es werden wenige Leser seyn, die nicht etwas hierbey werden zu lernen haben. Sie werden aber auch solche Sätze antreffen, die mit derjenigen Einschränkung müssen angesehen werden, davon ich oben gesprochen habe.

CXI.

Hagedorn und Haller

gegen einander verglichen. *)

Ew. Hochgeb. verlangen meine Gedanken über eine Vergleichung, die Herr Uz und andere zwischen zwey Dichtern gemacht haben, die fast zu einer Zeit ent-

*) Schreiben an den Hrn. von Gemmingen.

standen sind, und in vielem allerdings etwas ähnliches gehabt haben. Ich will versuchen, ob ich ohne der Eitelkeit alles zu erlauben, von mir selber werde sprechen können.

Der Herr von Hagedorn ist in eben dem Jahre, aber sechs Monate früher als ich, gebohren. Beyde kamen wir in eine Zeit, da die Dichtkunst aus Deutschland sich verlohren hatte. Denn Brokes und Pietsch hatten einzelne, und jener zuweilen grosse Schönheiten, er überlies sich aber allzusehr der unendlichen Fertigkeit, mit welcher ihm die Reime aus der Feder giengen. Beyde wurden wir sorgfältig erzogen; ich wurde aufs strengste zur Arbeitsamkeit und zur Ordnung angehalten, und Homer war mein Roman im zwölften Jahre. Beyde hatten wir das Unglück Waisen zu werden, und mich traf es härter, weil man mich völlig mir selber überlies. Beyde dichteten früh, und ich schrieb eine Unendlichkeit von Versen von allen Arten, ehe ich fünfzehnjährig wurde; meine Begierde war unersättlich; ich ahmte bald Brokes, bald Lohenstein, und bald andere niedersächsische Dichter nach, indem ich eines von ihren Gedichten zum Muster vor mich nahm, und ein anderes ausarbeitete, das nichts dem Muster nachgeschrieben, und doch ihm ähnlich seyn sollte. Der Herr von Hagedorn kam doch noch in ein Gymnasium, ich aber wagte es An. 1723. auf die hohe Schule zu gehn.

Beyde hatten wir mehr Geschmack als Kräfte. Mein Freund (denn wir haben Briefe gewechselt, und viele Jahre im besten Vernehmen gestanden) schmelzte seine ersten jugendlichen Gedichte um, und verbesserte sie, wie er zu mehrern Kräften in der Dichtkunst kam. Ich gieng einen Schritt weiter, und an einem glücklichen Tage im Jahre 1729 verbrannte ich alle meine unzählbaren Verse, Hirtenlieder, Tragödien, epische Gedichte, und was es alles war. Ich ließ mir selbst keine Spuren davon über; nur war ich in meinem Geschmacke noch nicht so gebessert, daß ich alle diejenigen vertilgt hätte, die es verdienten. Ein schmeichelnder Zuhörer schrieb sich noch einige ab, die ich beybehalten hatte, die ich aber selber unterdrückt habe, und er gab sie zwanzig Jahre hernach einem Verleger ohne mein Vorwissen, und zu meinem grösten Verdruß. Lange hernach, und jetzt mehr als jemals, war mein Geschmak besser als meine poetischen Kräfte; ich sah jenseits allem, was ich zu leisten vermochte, eine mögliche Vollkommenheit, die ich zu erreichen unvermögend war. Ich sah, zumal im Virgil, eine Erhabenheit, die sich niemals herunterließ, wie ein Adler in der obern Luft schwebte, eine Ausarbeitung, die an der Harmonie, an der Mahlerey, am Ausdrucke nichts unausgefeilt ließ, und die in meinen Gedanken noch niemand nachgeahmt hat.

Der Herr von Hagedorn besuchte Engelland, ich auch, und noch etwas früher. Diese Reise hatte auf beyde einen wichtigen Einfluß. Wir fühlten, daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen konnte, als man in Deutschland bis hieher gesagt hatte; wir sahen, daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen liessen, und strebten beyde nach einer Stärke, dazu wir noch keine Urbilder gehabt hatten.

Sehr jung machte sich der Herr von Hagedorn mit seinen Poesien bekannt; ich um etwas später. Ein Freund, der sich zuviel aus den meinigen machte, unternahm A. 1731. eine kleine Sammlung davon drucken zu lassen. Ich erhielt, daß er mir die Besorgung überließ, wodurch ich so viel gewann, daß ich vieles weglassen, und verschiedenes verbessern konnte.

Beyde haben wir an den bürgerlichen Kriegen zwischen den deutschen Dichtern keinen Antheil genommen. Beyde waren wir wohl der wässerichten Dichtkunst eben nicht günstig, und lebten mit Bodmern in Freundschaft. Aber selbst zu Felde ziehen, dieses wollten wir nicht. Ihn verschonten die sogenannten Gottschedianer noch. Mich aber, weil ich ein Schweizer war, mißhandelten Gottsched, Schönaich, Mylius, und andere in die Wette. Das Tintenfäßlein, die Aesthetik in einer Nuß, die Bemühungen griffen mich mit der heftigsten Rachbegierde an. Man war grausam genug, meine Mariane

schimpflich zu parodiren. Man that der Ewigkeit eben die Ehre an. Ein Freund schrieb mir, er habe Hrn. Gottscheds Hand vor sich liegen, mit welcher er die Aesthetik korrigirt hat. Aber was sollte ich bey einem Kriege gewinnen? In einer Wissenschaft, die sich auf Erfahrungen gründet, kann eine Streitigkeit ihren Nutzen haben; sie giebt uns einen Anlaß, die Versuche zu wiederholen und zu vermehren; und die Wahrheit kann durch das Zeugniß unpartheyischer Sinne erwiesen werden. Aber in Wissenschaften, die auf dem Geschmacke beruhen, ist es unendlich langweilig, die Quellen des Schönen allemal bis zu den ersten Gründen zurückzubringen, und bey einem Leser zu erzwingen, er solle sich eine Stelle gefallen lassen, die ihm nicht gefällt. Es war mir also viel leichter, harte Urtheile anzuhören, als vor dem Tribunal der Welt einen langwierigen Proceß zu führen.

Der Herr von Hagedorn dachte auch bey der neuen Poesie wie ich, und wir blieben beyde dem Reime getreu. Ich sah auch, daß unsre Gründe ungefehr gleich waren. Mir kam es immer vor, wenn man Hexameter machen wollte, wie sie gemeiniglich sind, so wäre die Arbeit zu leicht; und leichte Arbeit ist auch in der Poesie schlecht. Sollte man aber die Harmonie beybehalten, und richtige Füsse von langen und wirklich kurzen Sylben abwechseln lassen, wie Herr Uz und von Kleist, und in Schweden Li-

thau gethan haben, so wäre die mechanische Arbeit sehr schwer. Und einmal fehlt dem deutschen Hexameter der Spondäus, und die einsylbigten Wörter sind zu häufig.

Selbst der neue Schwung der Sprache, der in den hexametrischen Versuchen herrscht, däuchte dem Hrn. von Hagedorn eine Neuerung, und mir kam er oft verworren und gezwungen vor. Nicht daß wir beyde Klopstocks Verdienste nicht gefühlt hätten; ich suchte ihn von Langensalze und aus dem Weißischen Hause in das meinige zu ziehn; das Glück sorgte aber besser für ihn, und seine Gaben wurden belohnt. Wir blieben indessen beyde bey den Reimen. Im Lehrgedichte, dünkt mich, haben die gleich langen Verse, in deren jedem ein Begriff ausgeführt ist, einen überaus deutlichen Vorzug. Das in einander Flechten der hexametrischen Verse, das man gewiß biß auf die höchste Ungebühr getrieben hat, steht in einer lebhaften Beschreibung, und im Affekte, ganz gut; aber der nüchterne Philosoph spricht feyerlicher in einem in sich selbst vollkommnen Verse, der die Sache auch dem Gedächtnisse am besten eindrückt.

Herr v. Hagedorn kam endlich mit mir auch in den Lehrgedichten überein, die einen grossen Theil seiner Gedichte ausmachten. Wir suchten beyde diesem Gedichte den Nachdruck zu geben, dessen es fähig ist, und für Worte Gedanken anzubringen.

Bey allen diesen Aehnlichkeiten blieb zwischen uns eine grosse Ungleichheit. Eine der Ursachen bestund in der Lebensart. Unser Herr v. Hagedorn war von einem fröhlichen Gemüthe, er trank ein Glas Wein, und genoß der freundschaftlichen Freuden des Lebens. Ich hingegen sagte im neunzehnten Jahre meines Alters dem Wein ab, ob mir wohl Horazens Fluch nicht unbekannt war; aber es schien mir erträglicher, keine zur Nachwelt durchdringende Verse zu machen, als einem unaufhörlichen Kopfwehe unterworfen zu seyn. Hieraus folgte, daß ich mich den lustigen Gesellschaften entzog, und mein Vergnügen bey einem stillen Theetische, oder bey den Büchern suchte.

Hieraus entstund ein grosser Unterschied im ganzen Tone unsrer Poesie. Der Hr. von Hagedorn dichtete Lieder, darinn er die Liebe in dem Wein besang, und die die ersten waren, die man in Deutschland den Liedern der Franzosen an die Seite setzen durfte. Mir gefiel nichts über den verliebten Baurenkerl, und wie viel munterer würde noch das Gemählde seyn, wenn der geschickte Dichter in einem Lande gelebt hätte, wo Freyheit und Ueberfluß den Landmann belebt.

Aber die Frölichkeit und die Kenntniß der Welt breitet über alle Gedichte, auch über die Lehrgedichte meines Freundes, eine Heiterkeit aus, wodurch er sich dem Horaz nähert, und den Boileau übertrifft. Mit dem Pope hat er eine grosse Aehnlichkeit in der

feinen Auspolirung der Verse, worinn wenige, auch seit unsern Zeiten, es Hagedorn nachgethan haben. Dem Horaz kam er in der lächelnden Ironie, in der unschuldigen Schalkhaftigkeit der Satyre, und in der Kenntniß des gesellschaftlichen Menschen nahe. Noch jetzt finde ich nichts, das der Glückseligkeit und dem Freunde vorzuziehen seye. Hagedorn schrieb rein wie Boileau, und scharfsinnig wie Horaz. Der Erstere blieb zurück, so bald er nicht über die Poesie schrieb, und fiel ins Tiefste, wenn er den Menschen überhaupt zum Vorwurf seiner Satyre machte. Horazen mangelte es an der Harmonie, er merkte es selber, und gestund, er schreibe fast wie in Prosa, so angemessen die Ausdrücke sind, so fehlt ihm überall der Wohlklang eines Virgils.

Was bleibt mir dagegen? Nichts als die Empfindlichkeit; dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperamente ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung, und am meisten noch der Erkenntlichkeit, mit einer Lebhaftigkeit an, dabey mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen kommen. Noch jetzt brechen mir Thränen beym Lesen einer großmüthigen That aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhülflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freylich meinen Gedichten einen eignen schwermüthigen Ton, und einen

Ernst, der sich von Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidete.

Ich kenne ein einziges Gedicht meines Freundes, daß ein in etwas trauriges Gefühl zeigt, und doch läuft es endlich in eine Art von Lächerlichkeit hinaus; es ist die dankbare Liebe eines Sohns gegen seine Mutter.

Ein anderer Vorzug des Hrn. von Hagedorn war die Kenntniß der Sprache. Er lebte in Deutschland, und war von seiner Jugend an im reinen Deutschen erzogen. Hier konnte ich ihn nicht erreichen; in meinem Vaterlande, jenseits den Gränzen des deutschen Reichs, sprechen selbst die Gelehrtesten in einer sehr unreinen Mundart; wir haben auch in unsern symbolischen Büchern, und in den Staatsschriften andre Deklinationen, andre Wortfügungen. Diese Unarten mußte ich nach und nach ablegen, und da meine anderweitigen Arbeiten mir nicht zuliessen, meine Stunden auf die Muttersprache zu wenden; so blieb mir allemal eine gewisse Armuth im Ausdrucke, die ich schon damals am besten fühlte, wenn ich mich gegen die Leichtigkeit des Günthers verglich. Manchen Gedanken lähmte mir der Zwang der Sprache; manchen andern drükte ich mit einem unvermeidlichen Verluste an der Reinigkeit, und an dem leichten Schwunge des Verses aus.

Mein Freund blieb dabey ein Dichter; und hatte daneben keine beschwerliche Arbeit. Er las, was

seinen Geist zieren konnte, und besaß mehr als ein andrer die Kunst, einzelne und nicht überall bekannte Begebenheiten aufs angenehmste anzubringen; wodurch eben seine Lehrgedichte sich vor andern ausnehmen, deren Stoff bloß aus den allgemeinen Begriffen der Dinge genommen ist.

Ich hingegen wurde frühe von andern Berufsarbeiten gedrückt, und erlag fast völlig unter der geehrten Bürde, da des würdigsten Ministers Zutrauen mehr auf meine Achseln legte, als sie tragen konnten. Anatomie, Botanik, ernsthafte Geschäfte gaben keinen Stoff her, der sich in die Poesie einweben ließ, sie brachten vielmehr die Gedanken in eine Strenge, und in eine Trockenheit, die der Einbildung Flügel dämpfte. Vielleicht kömmt eben von der Gewohnheit in weniger Zeit viele Arbeit zu thun das allzusehr gedrungene Wesen, das man hin und wieder an meinen Versen getadelt hat. Die Verse wurden mir schwer, ich unternahm nicht leicht in einem Tage über zehn Zeilen aufzusetzen; auch diese veränderte ich ohne ein Ende an meinen eigenen Kritiken zu finden. Auch hörte ich sehr frühe auf einiges Vergnügen an der Poesie zu fühlen. Bis ins Jahr 1736. nahm ich nur dann und wann vor, einen Begriff auszuarbeiten, nach dieser Zeit aber griff ich niemals zur Feder, als wenn entweder ein dringender Affekt ein Vergnügen fand sich abzumahlen, oder die Pflicht ein Gedicht von mir forderte.

Hingegen dichtete der Herr v. Hagedorn bis an seinen zwar frühen Tod, der schon An. 1753. einfiel; und dennoch ist mein poetisches Leben noch kürzer gewesen; denn nach 1748. finde ich kaum vier neue Seiten in meinen Gedichten. Beyde haben wir glücklich zu der Zeit geschwiegen, da die Natur nicht mehr redet, und die gedämpfte Einbildung der Vernunft keine Zierde mehr verleihet.

Der Herr von Hagedorn hat sehr witzige Dinge geschrieben, und es ist mir nicht begreiflich, wie man ihm diesen Ruhm absprechen kann. Er konnte mit einem Worte den Kontrast zweyer Begriffe auszeichnen.

So hündisch liebet nicht
der Wanduhr gleich giebt das Gewicht
ihm Kräfte. u. s. f.

Gemählde der Natur hat er sparsam und allemal auf der moralischen Seite gegeben. Man ist über ihren Werth noch nicht einig. Aber wie unnachahmlich hat Virgil gemahlt. Jedem unbeseelten Dinge gab er ein Leben, einen Adel, den ihm niemand gegeben hätte. Ich habe mehr gemahlt, zumal Werke der Natur; das kann man nicht, lese ich irgendwo. Es ist wahr, Aberlin giebt mit dem Pinsel einen Begriff von einem Staubbache, der auch für ein Kind sinnlich ist. Aber die Poesie mahlt, was kein Pinsel mahlen kann; Eigenschaften andrer

Sinne

Sinne neben dem Gesichte, Verbindungen mit sittlichen Verhältnissen, die nur der Dichter fühlt.

Vielleicht hat man bis zum Ueberflusse gemahlt, und die Franzosen setzen die poetische Mahlerey unter die Fehler ihrer Feinde der Britten, und ihrer verachteten Nachahmer der Deutschen. Aber eben diese Franzosen fangen an der Natur die schuldige Abbitte zu thun; St. Lambert und selbst de l'Isle mahlen ihr nach.

Sie sehen, mein erhabener Freund, daß der Hr. von Hagedorn und ich Aehnlichkeiten haben, und wiederum einander unähnlich sind. Wären die Menschen gerecht, sie würden nicht um Vorzüge zanken. Kann nicht eine Rose sehr schön seyn, und dennoch die Nelke reizend bleiben. Hassenswürdig sind in meinen Augen die Sultane, die nicht glauben auf ihrem poetischen Throne sicher zu seyn, so lang sie Brüder haben. Und was gewinnen sie? Sie erwürgen, und werden erwürgt.

Die größte Unähnlichkeit zwischen uns bleibt wohl in den Schilderungen vergnügter Leidenschaften. Et ego in Arcadia, ich habe auch geliebt, mit aller Lebhaftigkeit die Süßigkeit der Liebe gefühlt, und mir, in sehr jungen Jahren zwar, einige Ausdrücke dieser Empfindungen erlaubt. Das war aber keine Belustigung für mich, es war d.3 ernsthafteste Geschäft meines Herzens. Die lächelnde Freude aber habe ich

nie gefühlt, die Hagedorn so lebhaft empfand, und so angenehm abzumahlen wußte.

Jetzt, da das Alter mich ernsthafter gemacht hat, jetzt sehe ich nicht mehr als ein Nachtheil an, daß ich das Vergnügen freundschaftlicher Ergötzungen nicht genossen, nicht empfunden, nicht gemahlt habe. Nicht daß Hagedorn sich jemahls von dem Wohlstande entfernt habe, den die Ehrerbietung gegen die Tugend erfordert. Er hat auch von Gott würdig und empfindsam gesprochen. Nein, weil seit seinem Tode die unzählbare Menge deutscher Dichter sich mehr als jemahls mit dem Thyrsus und den Grazien beschäftigt.

Ich bin nicht ohne Gefühl für die leichten Schwünge des lächelnden Anakreons; ich habe Gleims glückliche Nachahmungen mit Lust gelesen, und mit Vergnügen angepriesen. Nun aber, da diese fröhliche Sekte alle ernsthafte Dichterey verdringen will, da sie mit der Duldung nicht zufrieden, zur Verfolgerinn wird, nun sehe ich lieber, daß ich nicht zu derselben gehöre.

Ich vermeide allzu traurige Betrachtungen, und dennoch sind auch bittere Arzneyen nöthig, wenn die Krankheit sie erfordert. Aber so angenehm, so reizend diese Dichterey seyn mag, so kann ich mir den Schaden nicht verheelen, den sie thut.

Unser Jahrhundert ist gesellschaftlicher, als alle vorhergehenden. Die beyden Geschlechter sehen ein-

ander mit der grösten Freyheit; überall breitet sich der Geschmack zum Tanze, zu Schauspielen, zu Lustbarkeiten aus. In dieser den Vergnügungen so gänzlich ergebenen Welt ist die reizende Dichtkunst nicht an ihrem Orte, sie die den herrschenden Trieben noch mehr Zunder reicht. Des Menschen Herz wird ohnedem der ernstlichen Arbeiten leicht überdrüssig, und hängt an dem sinnlichen Vergnügen mit natürlichen Fesseln. Je öfter, je reichlicher er sich in dem angenehmen Tranke der Wollust berauscht, je weniger Geschmack findet er an den ernsthaften Forderungen der Pflichten. August, der kluge Fürst, der die Menschen vollkommen kannte, August, der keinem Gotte seine eignen Lüste aufopferte, fand dennoch die erweichenden Ovidischen Gedichte seinen lüsternen Römern schädlich.

Was soll die Welt werden, wenn der Fürst zuerst in Schauspielen, in Bällen, in ewigen Verlarvungen und rauschenden Lustbarkeiten seine so enge Zeit verschwenden will; wenn der Minister an Pracht, an Buhlschaften, an feyerlichen Mahlzeiten, an allen Nothwendigkeiten, die Pracht und Eleganz täglich vermehrt, eben die Zeit anwenden muß, die er für das Land verwahren sollte; wenn der allgemeine Rausch endlich die Kaufleute, die Bürger, die Gelehrten überwältigt, und in einem neuen Sybaris die Wollust das einzige Geschäfte bleibt.

Kann eine Regierung, ein Land, eine Stadt, eine hohe Schule ohne Arbeit bestehn? kann diese Arbeit von Menschen erwartet werden, deren Seelen mit den flatternden Bildern süsser Empfindungen ganz eingenommen, ewig nach dem Genusse lechzen.

Ist es also jezt die Zeit, die fröhliche Welt mit reizenden Poesien zu noch grössern Begriffen aufzufordern, die sie sich von der ächten Glückseligkeit machen soll, welche man ihr im Wein, in der Liebe, in Buhlschaften, in Lustbarkeiten verspricht? Giebt man dem erhitzten Kranken im Fieber erhitzende Weine? Ist also der Gebrauch zu rühmen, den so viele muntere und fähige Köpfe von ihren Gaben machen, die nichts als ein ätherisches Oel sind, womit man das Feuer der herrschenden Leidenschaft zur heftigsten Lohe bringt.

Ist es also das Murren eines Sauertopfes, wenn ich gewünscht habe, wenn ich noch wünsche, daß so vieler Witz, daß eine so rosichte Einbildungskraft, daß die glühenden Farben der hellsten Mahlerey nicht zum allgemeinen Schaden angewendet würden; und sind die lustigen, die schalkhaften, die flüchtigen Dichter, sind ihre Bewunderer gerecht, wenn sie nicht nur frey seyn wollen, zum Schaden der Sitten, zur Unterdrückung nöthigerer Pflichten reizend und verführerisch zu dichten; wenn sie sogar diejenigen verfolgen, die noch einigen Ernst bey der Poesie beybehalten, und dieselbe zu ihrer grossen Bestimmung, zur Auf-

munterung zurückführen wollen, am Glücke der Welt durch die Tugend zu arbeiten?

CXIII.

Vom Nutzen der Reisebeschreibungen. *)

Ich habe zu allen Zeiten für die Aufsätze vernünftiger und wissensbegieriger Reisenden eine besondere Neigung gehabt. Ich fand in denselben die Naturgeschichte im Grossen, die Kenntniß der Erdkugel und des Menschen. Ich lernte von jener die wahre Ertragenheit eines jeden Landes, und seine Früchte aus den dreyen Reichen, die wir aus dem blossen Ansehen der Himmelsstriche nicht lernen können, indem die gesammelte Erfahrung aller Reisenden beweiset, daß Europa in Ansehung der kleinen Entfernung vom Pol das wärmste Land in der Welt, Asien in gleichem Abstande vom Nordpol schon kälter, Amerika im Nordtheile sehr kalt, und im Südertheile am allerkältesten ist. Ich lernte aus denselben die Uebereinstimmung und die Verschiedenheit der Gewächse und Thiere, davon sehr viele, und je länger man sucht, je mehrere sich in beiden grossen Welttheilen finden. Man hat in Jamaika schon ziemlich viele europäische Kräuter, in Nordamerika aber mehrere

*) Vorrede zur Sammlung neuer und merkwürdiger Reisen, Göttingen; eilf Bände. (1750.)

gefunden, und die von den wärmern Gegenden, trifft man jemehr und mehr sowohl in den heissen Inseln unter Asien, als in den Antillischen an. Die Thiere finden sich auch immer häuffiger in beiden grossen Strichen des festen Landes. Der Bär, d r Löwe, das Elend, der Luchs, das Pferd, der Stier, der Bieber, und die meisten andern vierfüssigen Thiere sind in beiden anzutreffen, und die Lama hat man nunmehr auch in Bengala, den Lamantin aber um Kamtschatka entdeckt. Ich erfuhr aus der allgemeinen Uebereinstimmung der Reisenden, daß auf allen Bergen der Welt sich versteinerte Muscheln fänden. In Carolina, im Caucasus, im Taurus, in Arabien, in China, und in allen Ländern die wir kennen, hat die Erfahrung diesen Satz bestätiget; denn die Andischen Gebirge, worauf die Parisischen Weltmesser keine versteinerte Muscheln gefunden haben, sind zu hoch, und auf einer gewissen sechstausend Schuhe übertreffenden Höhe haben die Alpen ebenfalls keine. Ich bemerke aus allen Nachrichten, daß auf dem meisten Theile des Erdbodens überhaupt die See abnimmt und schwindet; die Carolinischen Ufer und die Schwedischen nehmen zu, und selbst die süssen Seen in den Gebirgen nehmen ab, welches beweiset, daß diese Abnahme des Wassers nicht von den Winden, sondern von einer viel allgemeinern Ursache herkömmt, obwohl das Maaß dieser Abnahme allzu frühzeitig bestimmet worden ist. Ich finde, daß das Gold in

heissen Gegenden am häufigsten, in gemässigten minder häufig, in kältern mehr Silber, das Eisen aber fast über die ganze Welt zerstreuet ist, woraus jenes Erz zur Seltenheit und zum Preiße der Waaren, dieses aber zur Nothdurft der Menschen hergegeben zu seyn scheinet. Ich stelle Tausend andere Betrachtungen von dieser Art an, die alle auf die Nachrichten der Reisenden gegründet sind, und die mir die Wohnung des menschlichen Geschlechts bekannt machen.

Aber die größte Bemühung der Menschen ist die Kenntniß seiner selbst, und diese sind wir grossentheils den Reisenden schuldig. Wir werden in einem Lande unter Bürgern erzogen, die alle einen gleichen Glauben, gleiche Sitten, und überhaupt gleiche Meynungen haben; diese flechten sich nach und nach in unsre Sinnen ein, und werden zu einer falschen Ueberzeugung. Nichts ist fähiger, diese Vorurtheile zu zerstreuen, als die Kenntniß vieler Völker, bey denen die Sitten, die Gesetze, die Meynungen verschieden sind; eine Verschiedenheit, die durch eine leichte Bemühung uns lehrt dasjenige wegzuwerfen, worinn die Menschen uneinig sind, und das für die Stimme der Natur zu halten, worinn alle Völker miteinander übereinstimmen. So wild, so grob die Einwohner der in der friedlichen See zerstreuten Inseln sind, so weit der Grönländer von Brasilien oder vom Vorgebirge der guten Hofnung abliegt, so allgemein sind doch die ersten Grundsätze des Rechtes

der Natur bey allen Völkern. Niemand beleidigen, einem jeden das Seine lassen, in seinem Berufe vollkommen seyn; ist der Weg zur Ehre bey den alten Römern, bey den Anwohnern der Strasse Davis, und bey den Hottentotten.

Eben diese Reisen decken uns eine unendliche Verschiedenheit in der Herrschaft des Verderbens auf, die sich über alle Einwohner der Welt ausgebreitet hat. Wir finden überhaupt die Einwohner südlicher Länder faul, geil, grausam und verrätherisch; gegen den Pol nehmen diese Laster immer mehr ab, und die äussersten Theile gegen den Nordpol sind mit solchen Völkern vom Eiß-Cap bis zur Wagersbay bewohnt, die fast ohne Leidenschaften, und eben deswegen ohne Obrigkeiten und ohne Krieg sind. In den wärmern Ländern herrscht fast ohne Ausnahme eine monarchische Herrschaft, auch auf den kleinen Insuln der friedlichen See. Die freyen Staaten sind mit wenigen Ausnahmen an das einzige Europa gebunden, und scheinen also eine Erfindung der durch die Wissenschaften erleuchteten, und über die Fehler der königlichen Regierung nachdenkenden Menschen zu seyn. Beide äusserste Theile der alten Welt zeigen uns künstliche und gesittete Völker, auf einer Seite die Europäer, auf der andern China und Japan, fast unter einem gleichen Himmelsstriche; da hingegen die schönen Künste und die innerliche ordentliche Eintheilung der Regierung von dem übrigen Erdboden verbannet zu seyn scheinet. Das Alter der Menschen ist überhaupt ziem-

lich gleich, doch länger in den etwas kältern Gegenden und ohne Zweifel am allerkürzesten in den heissen wo die Menschen eher zu ihrem Wachsthume und zur Kraft zu zeugen, und vermuthlich also auch am ehesten zu den übrigen, und zur letzten Stufe des Lebens gelangen.

In der Bildung der Menschen finden sich einige geringe Verschiedenheiten, wovon die größte die Schwärze ist, die in Afrika hauptsächlich in den heissesten Gegenden herrschet, hingegen in Amerika unter eben der Linie gar nicht, und in Asien viel geringer angetroffen wird. Die andere eben so merkliche, ist die von den Weissen in dem innern Afrika und in der Darienischen Meerenge befindlichen Menschen, deren Haut Pferdeweiß, und die Augen zu blöde sind, die Sonne zu vertragen. Alle diese Menschen kommen dennoch in ihren Haupteigenschaften überein, und die letzte allereinfältigste Art hat doch ihre Sprache, ihre gesellige Lebensart, und ist der Unterweisung fähig, und nimmt sich also von dem allerklügsten Orang Utang noch beträchtlich aus.

Doch wir haben bisher nur einige kleine Proben von den Gedanken gegeben, die die Reisebeschreibungen bey uns erwecket haben, und die ohne Ende häuffig und verschieden sind. Mit einem Worte, wir lernen durch sie die Welt kennen, und ersetzen einigermassen den Mangel eigener Reisen und eigener Erfahrung. Wir bereichern uns mit tausend nützlichen Wahrheiten; wir legen unsere Vorurtheile ab, und wir ge-

niessen die Frucht der Lebensgefahren und der langwierigen Bemühungen andrer Männer, die in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten für uns gearbeitet haben. Der Arzt, der Kräuterkenner, der Mineralienliebhaber, der Naturkündiger, der Sittenlehrer, der Staatsgelehrte, der Patriot, der Gottesgelehrte, der Kaufmann, der Künstler, lernen auf tausenderley Arten. Sie erweitern ihre Begriffe, und kommen auf Spuren, auf die ihr eigener Verstand sie niemals hätte führen können.

Sollen aber alle diese Vortheile wirklich seyn, so muß man solche Nachrichten lesen, die von wahrhaften und kündigen Männern herstammen, bey welchen das Vermögen und der Willen die Wahrheit zu sagen sich vereinigen. In einem Thevet, einem Lukas, einem Le Blanc, einem Pinto, lernet man nicht die von Gott erschaffene Welt, sondern eine Fabelwelt kennen, die nirgens als in dem Gehirne ihrer Verfasser eine Wirklichkeit hat.

Man siehet, wohin diese Betrachtungen führen. Nicht alle Reisebeschreibungen sind nützlich, und viele können wirklich schaden. Gegen einen Kämpfer, einen Tournefort, einen Rauwolf, findet man hundert trokene Seefahrer oder abentheuerliche Helden, die weder die Sprache, noch die Gesetze, noch die Natur der Länder gekannt haben, wo sie gewesen sind, und deren Reisen dem Leser eben so wenig Nutzen schaffen als ihnen selbst. Diese Wahl ist nun eben so schwer nicht, und

wir hoffen versprechen zu können, daß man sie in unsrer Sammlung finden werde.

Man wird allemal des Verfassers Ordnung und Worte beybehalten. Ich gestehe, daß es mich dünkt, des Salmons und andrer Weise, aus verschiedenen Reisebeschreibungen eine zusammenhängende Geschichte zusammenzutragen, seye nicht so nützlich und nicht so angenehm, als wenn man bey der Urkunde bleibt. Diese findet mehr Glauben; der Leser lernt aus dem Ganzen urtheilen, ob die Verfasser sein Zutrauen verdienen; sie ist auch angenehmer, weil sie die Natur abmahlt. Wir haben bey der allgemeinen Reisegeschichte überall alles trockener, und manchmal eine Menge von Widersprüchen verschiedener Reisebeschreiber bemerkt, aus welchen sich der Leser auf keine Weise helfen kann. Man hat diese Fehler durch die schlechten Quellen vermehrt, woraus man geschöpft hat. Die Naturgeschichte ist zumal mehrentheils unzureichend, und mit unähnlichen zusammengestoppelten Kupfern mehr verstellt als bereichert worden. Wider diese Fehler wollen wir uns sicher genug stellen. Kein schlechter, kein mittelmäßiger, kein unzuverläßiger Schriftsteller soll in unserer Sammlung Raum finden.

CXIV.

Ueber die Scholastische und Wolfische Philosophie. *)

Die Herrschaft der Metaphysik hat ein Ende. Wahr ist, sie hat lange gedauert. Wenige Monarchien dauerten solange als die Aristotelische. Seine Philosophie herrschte zwölf Jahrhunderte durch über ganz Europa; ihre Eroberungen erstreckten sich bis nach Persien und Indien, und die Macht eines Schulmeisters von Athen gieng weiter als die Herrschaft eines Augusts und Trajans. Auch noch zu unsern Zeiten findet eine mächtige Sekte ihren Vortheil dabey, diese Philosopie zu unterstützen; die ihrem eigenen Geständnisse nach, ungemein tüchtig ist, Meinungen zu vertheidigen, die dieser Sekte eigen sind, und die die Vernunft mit Widerwillen annehmen würde, wenn man sie ihr ganz nakt vorbrächte. Newtons Namen wird in den meisten Schulen der römischen Kirche kaum a) ausgesprochen. Hie und da erhebt sich ein Freund der Atomen, von der Dämmerung der

*) Auszug aus der Anzeige der hollmanischen Logik in der Bibl. raisf. T. 37.

a) Damals.

Gassendischen Philosophie erleuchtet, der bald darauf ein Opfer seiner Liebe zur Wahrheit wird, die dieser Sekte beständig verdächtig ist, und allezeit durch den verhaßten Titel der Neuerungen sich anschwärzen lassen muß b). Engelland, Holland, Deutschland, ein Theil von Frankreich und Italien, haben dieses Joch seit einem Jahrhunderte abgeschüttelt. Man ist müde geworden, sein ganzes Leben mit der Erlernung allgemeiner Sätze zuzubringen, die man niemals Gelegenheit fand, zu irgend einem Gebrauche anzuwenden. Man sah, daß die eingebildete Welt, die die Scholastiker erschaffen hatten, nirgends in der wirklichen Welt, zusammenhängt. Gott schuf einzelne Wesen, Körper und Bewegungen, und man hatte sich einzig um die Einrichtung der Klassen, und um Modifikationen bekümmert.

Ist man aber nicht vielleicht in dieser Verbesserung zu weit gegangen? Hat man nicht zugleich mit dem Geschwätze der Schule auch dasjenige verbannt, was sie nützliches hatte? Hat man nicht unterlassen, die allerwesentlichsten Begriffe zu erklären? Ist man nicht dadurch in eine weitschweifige und unbestimmte Schreibart gerathen? Und hat dieser Mangel an Bün-

b) Begebenheiten, und zwar häufige Begebenheiten, gaben zu diesen Betrachtungen Anlaß. Sie haben sich zu Salzburg und zu Ingolstadt zugetragen. Die Gesellschaft, die die Schlüssel der scholastischen Weltweisheit besitzt, verfolgte daselbst im allerbuchstäblichsten Verstande gute ächte Katholiken, bloß weil sie den Meinungen des Gassendi Beyfall gaben.

digkeit nicht seinen Einfluß auf alles dasjenige ausgedehnt, was über die Zeit, über die Bewegung, über die Freyheit, über die menschliche Seele, geschrieben worden ist, und überhaupt auf alles dasjenige, was in das Gebiet der Metaphysik gehört?

Wolf bejaet alle diese Fragen auf das stärkste. Er hat sich verbunden geglaubt, die Erklärungen, die Abtheilungen, und die Wörter, die die Modifikationen ausdrücken, wieder in die Philosopie zurückzuführen; Dinge, die man als barbarisch verstossen hatte, und die nun wieder mit aller Ehre in den Schriften dieses Weltweisen und seiner Anhänger zum Vorschein kommen. Man sieht, sogar in seiner Sekte, vermessene Geister entstehen, die sich alles Zweifels schämen, die die Arten den Erklärungen der Gattungen unterwerfen, und die sich nach und nach eben die Herrschaft über die Wissenschaften anmassen, die Bakon und Gassendi der Schule entrissen haben. Sie schreiben über Vorwürfe, von denen sie das wenigste verstehen. Ihre allgemeine Sätze sind für sie, was Salomons fabelhafter Ring; alle Thoren eröfnen sich bey ihrer Ankunft; das allerverborgenste wird aufgedeckt, und die ganze Natur unterwirft sich ihrem Zepter. Sie sind Naturkündiger, Aerzte, Rechtsgelehrte, Theologen, blos weil sie die Metaphysik verstehn; sie würden auch Redner und Dichter seyn, wenn sie sich nicht allzuhoch hielten, Redner oder Dichter zu werden.

Man hat in der Meinung, daß alle unsere Begriffe uns durch die Sinne beygebracht werden, und daß wir uns keinen eigentlichen Begriff von unkörperlichen Wesen machen können, ich weiß nicht was, gottloses finden wollen. Allein Krankheiten, Träume, und die Wirkung der Arzneyen beweisen auf eine unumstößliche Art, daß die Vorstellungen und das Gedächniß mit dem Bau des Gehirns verknüpft sind, und daß folglich die Begriffe, wenn sie sich der Materie eindrücken, keine unkörperliche Dinge in derselben vorstellen können.

Der Streit der Realisten und der Nominalisten gerieth zur Schande der menschlichen Natur. Ein Augenblick von unpartheyischer Untersuchung ist hinlänglich einzusehen, daß allgemeine Begriffe bloß in der Art zu denken vernünftiger Wesen ihr Daseyn haben, die das Allgemeine von einzelnen Dingen absondern. Dieser Streit ist seit zwey Jahrhunderten beygelegt; die Helden beyder Partheyen liegen, samt ihren unermeßlichen Zänkereyen, in einer verdienten Vergessenheit bey einander. Allein es war eine Zeit, wo man sich um einen Streitpunkt zerrieß, der gewiß den trojanischen Krieg rechtfertigt, und die Unternehmungen der Griechen entschuldigt. Schmähungen, Verläumdungen, Schläge, Verfolgungen, sogar der Mord wurde angewandt, die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung zu vertilgen. Man tödtete Philosophen, weil sie die Wirklichkeit eines Pferdes leugneten,

das weder braun noch schwarz noch weiß, noch von irgend einer andern Farbe, sondern das blosserdings ein Pferd wäre. Unter allen Hirngespinsten die dem menschlichen Geschlechte schädlich sind, halte ich der Talmudisten ihre für die närrischen, aber gleich nach ihnen die Träume der Scholastiker.

CXV.

Ueber das Verhältniß der Sprache zu den Wissenschaften. *)

Noch jetzt behalte ich einen alten philosophischen Groll wider einen Gelehrten der ein Bewunderer der Chinesischen Sprache war. Wahr ists eine Sprache scheint reich, die 80000 Wörter besitzt; allein man kann sich irren, wenn man bloß nach der Anzahl urtheilt. Ein Münzkabinet von 5000 recht verschiedenen Münzen ist mehr werth, als eines von 80000 das meistens nur aus gedoppelten bestünde, und das nur 800 verschiedene Münzen hätte, deren jede 100 mahl wiederholt wäre. Die Chineser haben ein Wort, um ein Pferd, ein anderes um ein zweyjähriges Pferd, wieder ein anderes, um ein Pferd auszudrücken, das irgend einen Fehler, oder eine gute Eigenschaft hat. Sie haben 100 Stammwörter, die alle nur ein Pferd nach

*) Aus der Anzeige der Hollmanischen Logik in der Bibl. raiſ. T. 37.

nach seinen Eigenschaften bezeichnen. Ich bin völlig überzeugt, das diese wunderliche Sprache die Chineser verhindert hat, sich in den Wissenschaften hervorzuthun. Man kann ihnen allerdings weder den Geist der Erfindung, noch eine vollkommene Aufmerksamkeit, noch eine natürliche Scharfsinnigkeit absprechen, die von ihrem Klima herzurühren scheint. Neben so vielen Vortheilen besitzen sie noch denjenigen, ein unermeßliches Volk auszumachen, das gleichen Gesetzen, und einer gleichen Sprache unterworfen ist, und bey welchen die Wissenschaften mehr geehrt werden, oder aufs wenigste mehr geehrt worden sind, als bey allen andern Völkern des Erdbodens. Mit allem dem haben sie es nirgends weit gebracht, als in der Sittenlehre, die die Wissenschaft des Herzens ist, und die die Araber, die Perser, und die ältesten Morgenländer, ohne Buchdruckerey und oft ohne Bücher, eben so hoch als die Chineser getrieben haben.

Ich bin überzeugt, daß die Schicklichkeit (aptitude) einer Sprache selbst der Philosophie ungemein behülflich sey. Eine Sprache, so wie die griechische, die beynahe alle ersinnliche Begriffe mit Leichtigkeit und Genauigkeit auszudrücken im Stande ist, muß nothwendigerweise viele Vorzüge vor einer heutigen Sprache haben, die blos das Wörterbuch eines besondern Volks ist, das sich schwerlich lenken läßt neue Begriffe auszudrücken, und das lieber die Begriffe selbsten missen will, als sie durch neue Worte bezeichnen.

Der Hr. v. Voltaire hat diesen Punkt gar zu weit getrieben. Er will die französische Sprache einschränken, die so nöthig hätte noch mehr erweitert zu werden. Die Vollkommenheit einer Sprache in Ansehung der Wissenschaften besteht allerdings darinn, so viel verschiedene Wörter zu haben, als verschiedene Begriffe sind. Allein die Begriffe eines gesitteten Volks vermehren sich täglich. Welche erstaunliche Menge von Begriffen hat man nicht seit hundert Jahren erlangt? Die Naturlehre, die Naturgeschichte, die Zergliederungskunst, die Kräuterkunde, die Künste und Handwerke haben uns eine unendliche Menge neuer Begriffe geliefert; der Umgang und die Verfeinerung der Höfe selbst das Verderbniß des Herzens haben andere Begriffe ausgebildet. Wie soll man diese Begriffe behandeln, wenn Worte fehlen, dieselben auszudrücken.

Man erlaube mir mich bey dieser Gelegenheit mit aller Lebhaftigkeit eines Menschenfreundes über die falsche Ehrbegierde zu beklagen, die alle Völker von Europa je mehr und mehr einnimmt. Man hatte, über Künste und Wissenschaften zu schreiben, die Lateinische Sprache; die in alle Wege reicher ist, als die Gemische die aus derselben entstanden sind. Nun vernachläßigt man eine so zahlreiche, an vortrefflichen Schriftstellern so reiche Sprache, und dieß bloß, um in einer eingeschränkten halbstummen Mundart zu

schreiben, *) die nur die Gedanken einer einzigen Nation ausdrückt, und aller andern Völker ihre verstellet. Bald werden die Gelehrten von einer neuen Last unterdrückt werden, die schwer auf ihnen liegt. Man muß das Englische, das Französische, das Italienische erlernen; denn diese Nationen sind fest entschlossen, nicht anderst als in ihrer Muttersprache zu schreiben. Man entschließt sich dazu, in der Hoffnung dasjenige nutzen zu können, was bey Nationen geschrieben wird, die viele gelehrte, scharfsinnige und erfindsame Köpfe hervorbringen. Allein auch die Holländer, die Deutschen, sogar die Schweden und die Dänen, sind eifersüchtig über ein Vorrecht, das dem gemeinen Besten so sehr zuwider ist, und schreiben nun ebenfalls ihre besten Tagebücher, ihre Geschichte, und die Entdekungen ihrer Akademien in ihrer Muttersprache. Künftig wird man zehn Sprachen verstehen müssen, um nicht unwissend zu seyn. Der aufgeklärteste Kopf wird nicht länger vermögend seyn, alle Worte zu fassen, die man zu der Zahl der Begriffe hinzufügen muß, welche sich alle Tage vermehrt, und deren Vermehrung das menschliche Geschlecht wirklich bereichert; da hingegen die vielen Sprachen ihm nur gleichviel bedeutende Töne liefern. Welche Vortheile hatten nicht die Griechen vor uns voraus? Sie hatten nur

*) Der Hr. v. H. zielt hier auf die Oberherrschaft der französischen Sprache.

eine einzige Sprache zu erlernen, und konnten der Erlernung der Sachen diejenigen kostbaren Jahre wiedmen, die wir nun zur Erlernung ihrer Benennungen anwenden müssen.

Einzelne Bemerkungen.

I.

Ueber die Religion und die Kirche.

Die Religion ist immer das Einzignothwendige des Menschen. Ihre Wirkungen gehn bis in die Ewigkeit fort, und dies Bedürfniß nimmt beständig zu; deñ einst bleiben doch alle Arbeiten hinter uns. (1757. S. 120.)

II. Die Furcht des Todes ist freylich zum Theil eine Folge des Uebergewichtes des sinnlich empfundenen Gegenwärtigen, vor der durch Schlüsse erworbenen Kenntniß des Zukünftigen. Sie ist aber auch guten Theils ein Schlag des Gewissens. (1768. S. 815.)

III. Warum Gott das natürliche und das sittliche Uebel zugelassen habe? Das Erstere, selbst wenn es Tugendhafte betrifft, ist ein Mittel zur Besserung der Menschen, oft auch ein Mittel, die Bande der Gesellschaft enger anzuziehen, und die Menschen einander nützlicher und werther zu machen. Die Tugend macht bey sehr mäßigen Umständen uns glücklicher,

und sicherer glücklich, als das Laster beym Reichthum und bey der Macht. Die glücklichste Familie, die glücklichste Nation ist diejenige, die tugendhaft ist. Warum erlaubt Gott das sittliche Uebel? Weil er nicht Götter, nicht Klötze, sondern freye denkende Wesen schuf, und dasjenige Geschöpf nicht tugendhaft seyn kann, dem es unmöglich ist lasterhaft zu seyn. — Die denkenden Wesen zum Guten aufzumuntern, hat Gott mit der Tugend, Heiterkeit und reine Freude, mit dem Laster Schaam, Reue und andere nachtheilige Folgen verbunden. Die Ueberwindung des Lasters dient in diesem Leben zur Prüfung, und erhebt uns zu einer mehrern Fähigkeit gut und glückseelig zu seyn. Selbst die Wiederkehrung des Lasterhaften zur Tugend ist für ihn eine desto lebhaftere Freude, je kräftiger er den Werth der Tugend nunmehr fühlt; der mächtige Einfluß, den die Tugend in diesem Leben auf unsere Glückseeligkeit hat, läßt uns denjenigen Einfluß ermessen, den sie im künftigen Leben haben wird, wenn kein Körper uns mehr der natürlichen Leiden bloßsetzen, kein Laster uns selbst unwerth, und uns Gott mißfällig machen kann. (1776. Zug. 350.)

IV. Der Anfang und die Ausbreitung des Christenthums sollen blos durch menschliche Mittel bewirkt worden seyn? — Aber die verdorbenen Menschen zu den Tugenden umzubilden, durch welche das Christenthum selbst bey seinen Gegnern, ehrwürdig gemacht worden ist, was war das Mittel? Kennen es die Veräch-

ter? War es in der Philosophie, oder in der Religion zu suchen? (17-2. S. 774.)

V. Es wäre durch hundert Beyspiele zu zeigen, wie leicht die Menschen sich einbilden können, eine Sache sey unbegreiflich, die sie doch bey erhaltenem mehreren Lichte ganz wohl begreifen. (dies über die sogenannten Geheimnisse in der Religion. (1763. S. 352.)

VI. Die neuere Philosophie ist durchgehens eine Verfolgerin, die alle diejenigen mit Verläumdungen und Schimpfreden bestraft, die nicht von ihrer Sekte sind. Billig hassen sie die Lehre Jesu, die den Feinden Gutes zu thun befiehlt, und von der ihrigen so weit entfernt ist. Wenn wir keine andere Ursache hätten, die Religion zu lieben, so würden wir dazu genugsamen Grund finden, wenn wir die Sittenlehre ihrer Widersacher und die Herzen derselben kennen lernen. (1768. S. 952.)

VII. Die Religion der Weltweisen hatte wenig Einfluß auf die Sittenlehre des menschlichen Geschlechts. Viele zweifelten über alles, und über die Natur der Gottheit am meisten. Manche von ihnen verwarfen die Eigenschaften eines wahren Gottes, und die Besten und unter ihnen Sokrates, waren von der Vielgötterey nicht rein. Anaxagoras war der erste, der Gott für einen Geist erkannte; die Stoiker waren fast in dem nemlichen Irrthum, den seit ihnen Spinoza wiederholt hat, und machten das Alles zum Gotte. Die Weisen unterrichteten dabey das Volk nicht über die

Religion, und waren durchgehends der Meinung, man müsse die Götter seines Landes nach den Sitten desselben verehren, denen sich Sokrates nicht entzog. Sie suchten das Unvernünftige der Vielgötterey zu beschönigen. Sie vertheilten die Vorsehung und Regierung der Welt unter verschiedene Götter. Ueber das Gebet waren sie kalt und uneinig. Viele verwarfen es, und andere schränkten es auf die zeitliche Glückseligkeit ein. Die Welt war eben um die Geburt des Heilandes über die göttlichen Sachen in der grösten Unwissenheit, wie man auch aus des Cicero Schriften siehet, und folglich beweißt die Geschichte selbst, das Unvermögen der menschlichen Vernunft, die Göttliche Natur Gottes und unser Verhältniß gegen denselben zu entdecken. (1766. S. 768.)

VIII. Man rückt den Philosophen das wenige Gute vor, das jemals im Großen von ihnen bewirkt worden ist; da hingegen die christliche Religion aus Barbaren gesittete und menschliche Nationen gebildet hat. (1771. S. 247.)

IX. Warum will man doch die Augen verschliessen und nicht einsehen, daß die Verbesserung des Glaubens blos der Vergleichung zuzuschreiben ist, die man zwischen der wieder bekannt gewordenen heil. Schrift und den Lehren der herrschenden Kirche machte! Sollte man den Protestanten eine sinnliche Religion zuschreiben, weil sie das Fleischessen und die Priesterehe erlaubten, worinn sie wörtlich die heil. Schrift

sowohl als die Natur vor sich hatten, da sie hingegen die dem verdorbenen Menschen so bequeme Weise abschafften die Bestrafung der Sünde durch Ablässe, milde Gaben, und andere äusserliche Handlungen zu erlangen, die mit dem Verderben des Herzens sowohl bestehen können? Hat die römische Kirche sich als eine erleuchtete Richterinn der Aechtheit der Offenbarung gezeigt, da sie offenbar fabelhafte Schriften unter die Werke der Propheten gemischt hat? Hat nicht die Duldung unter den Protestanten den Anfang genommen? Haben sie jemals Inquisitionen errichtet, und den Irrthum wie die Missethat bestraft? Hat man ihren Mordnächte in Paris, in Veltlin, in Irrland vorzurücken? Hat ihre Kirche, wie die verschiedenen Päbste, diese Mördereyen ganzer Nationen gebilliget, mit Festen gefeyert, mit Lobreden, mit Münzen, mit Denkmählern verewiget? Lächerlich ists die Protestanten zu Socinianern zu machen, weil sie die geheiligten Worte nicht brauchen, womit die Römische Kirche, die Göttlichkeit des Worts bestimmt. Was hat diese Kirche für ein recht, ihre Schulwörter andern Kirchen aufzudringen? — (Zug. 1774. S. 244.)

X. Hr. Hume erwähnt allemal der protestantischen Geistlichen mit einem sichtbaren Hasse, obwohl der nemliche Hume, den Puritanern die ganze englische Freyheit, wie er sie jetzt über alles in der Welt hochschätzt, einzig zuschreibt. Dieser Mann ist auch gegen die Reformation nicht völlig gerecht. — Ihre Ur-

sache war offenbar nichts anders als die Vergleichung, die die Urheber derselben, in Helvetien sobald als in Sachsen, zwischen der wiedererlangten heil. Schrift, und der Lehre, und dem Staatsgebäude der römischen Kirche machten. Keine weltliche Absicht hatte dabey einen Antheil, und die reformirten Geistlichen traten recht mit Eifer alle ihre Macht an die weltliche Obrigkeit fast zum Schaden der Kirche ab. Man weiß, was Beza antwortete, da man ihn bat zu bewilligen, daß die Bischöffe ihre äussern Vortheile behalten sollten. Es ist völlig falsch, daß die Kraft der Beweise die Völker nicht zur Reformation gebracht habe. Sie that es ganz allein, und zumal zu Zürich, Genf und Bern in der grösten Ordnung. Bern ließ die entgegengesetzten Geistlichen gegen einander disputiren, die Akten öffentlich aufschreiben und drucken, und alsdann erfolgte der Schluß: dem erkannten Worte Gottes zu folgen. — Wir haben fast immer die Freygeister gegen die Protestanten unbilliger als gegen die Katholiken gefunden; vermüthlich weil sie für ihre Sekte die protestantischen Grundsätze gefährlicher ansehen, als jene ihre. Eben diese Gunst der Freydenker gegen eine staatskluge und mächtige Kirche macht, daß Hr. Hume an den Unordnungen zweifelt die zur Zeit der Reformation den Klöstern Schuld gegeben wird. Aber sind denn die Gravamina Germanicæ nationis nicht ein Beweiß des äussersten Verderbens der damaligen Kirche? denn wir glauben sie sey nur allein

durch die Eifersucht gegen die Protestanten, und das in sie eindringende Licht der Wahrheit, in den Sitten reiner geworden. (1764. S. 25.)

XI. Den Geist der Verfolgung der römischen Kirche vertheidige wer kann. Aber der Beyfall den die Päbste der Mordnacht zu Paris, und der allgemeinen Mördereyen im Veltlin und in Irrland gegeben; die grausamen Gesetze, die noch jetzt in Frankreich herrschen, die niemals von Rom mißbilligte Inquisition, die Ansprüche selbst die die römische Kirche auf die allgemeine Herrschaft macht, lassen wenige Hoffnung einen Zweifler zu bekehren. – Unter den Christen ist die wahre Duldung der Ungläubigen in ihrem ganzen Umfange entstanden, aber diese Christen waren Protestanten. — Die Vertheidiger des Katholizismus setzen die Bibel herab. Aber es ist ganz unphilosophisch eine göttliche Offenbahrung eingestehen, die die Mittel zum Heil in sich faßt, und dieselbe dem grösten Theile der Menschen untersagen zu wollen. Freylich gab dieses göttliche Buch der despotischen Kirche die tödtlichste Wunde, weil man in demselben den Unterschied zwischen der Lehre und den Maaßregeln Gottes, und ihrer Lehre und ihren Maaßregeln fand. Aber die geringe Anzahl Irrlehrer, die durch die Freyheit zu denken entstanden sind, kommen mit den schädlichen Folgen in keine Vergleichung, die aus der Hinterhaltung des Lichts entstehen, und die einerseits eine gedankenlose Dummheit, und anderseits eine zügellose nnd von

der Furcht Gottes völlig entledigte Frechheit nach sich ziehen. Am schwächsten ist endlich der Beweiß der Religion den ein Doctor der theol. Fakultät zu Besancon (Bergin) vorträgt. Er sagt die Bilder der Kirche, die Festtage, die Ceremonien beweisen die Wunder Jesu. Sie beweisen also die Wunder Jupiters. Eine unverrückte Reihe von Priestern kömmt von Jesu auf mich. Eben eine solche Reihe kam auf den Hannas und Caiphas, und kömmt noch auf die Priester der Juden und die Bischöffe der verschiedenen orientalischen Kirchen. Auf diese Stützen will Hr. Bergier sein Christenthum bauen, und die göttliche Kraft der Schrift soll überflüßig seyn. Die wahre Kirche ist unsichtbar: Kann aber eine Kirche wahr seyn, die dem Geiste und den Worten der göttlichen Offenbarung widerspricht, die sie selbst für das Werk des Heilandes und seiner ersten Schüler ansiehet. Hr. Bergier der sonst die Protestanten zum Theil gelesen hat, hätte auch nicht die Rechte des christlichen Glaubens durch die Rechte seiner, wiewohl mächtigen Kirche schwächen sollen, auf die er jene gründen will. [1768. S. 261.]

XII. Ueberhaupt glauben wir, so wie im sechszehenden Jahrhunderte die bekannt gewordene heilige Schrift alles gethan hat, so sey eigentlich nichts zur Erleuchtung nöthig, als eben dieselbe verglichen mit dem wirklichen Zustande der römischen Kirche, um den protestantischen Kirchen neue Verehrer zu verschaffen. [1772. Zug. 183.]

XIII. Die Hinrichtung des Servets ist den damaligen blutigen Gesetzen allein zuzuschreiben, die von der vormals allein herrschenden Kirche wider die Ketzer gemacht worden, und noch in Kraft waren. Calvin konnte nichts weiter als die Anzeige thun; und die harten Ausdrücke des Spaniers wider die Dreyeinigkeit würden ihm noch heutiges Tages, bey aller von den Protestanten eingeführten Duldung der Ungläubigen, ein hartes Gericht zuziehen. [1765. S. 832.]

XIV. Freylich hätte man den hypochondrischen Spanier (Servet) lieber einsperren sollen; da er aber das Wort Cerberus wider den Gegenstand der tiefsten Verehrung aller Christen gebraucht hatte, so glaubte man im mosaischen Gesetze, und in den nicht abgeschaften blutigen Gesetzen der katholischen Kirche, Ursache genug zum Tode zu finden. Die Duldung war noch nicht erfunden, und ist die spätere Frucht der nothdürftigen Umstände der Holländer, und der aufgeklärten Vernunft. [1771. S. 156.]

XV. Es haben einige die Bestrebungen der Pfälzer, ihre Kirche zu Heidelberg zu behalten, mißbilligen wollen; hierinn gehet man aber zu weit. Diese Kirche war ein Recht, und dieses darf man auch unter den türkischen Despoten vertheidigen. Noch hält man dort das Versprechen bey dem Mahomet, und die mit ihrem Daumen besiegelte Vorrechte der Christen. [1770. S.]

XVI. Die Weisheit des Pfaffenbriefes von 1370. verdient in der helvetischen Geschichte bemerkt

zu werden, als wodurch diese Nation zu allererst die Geistlichkeit in ihre Schranken setzten, und ihnen die Macht abgeschnitten, vor ihre geistliche Gerichte jemand zu laden. [1766. S. 750.]

XVII. In der Geschichte von Italien sagt Denina: „Die grosse Macht der Geistlichen entstund zu Theoderichs Zeiten, aus den guten Diensten, die die Bischöffe dem Volke als Gesandte und Friedensräthe und als mildthäthige Beschützer der Armen leisteten.„ Wir aber glauben die wahre Ursache der Grösse des Bischoffs zu Rom sey wohl diese: daß weder die gothischen Könige zu Rom wohnten, noch die Longobardischen Rom wirklich einnahmen, so daß diese Hauptstadt nach und nach eine eigene Stadt unter der Leitung des Bischoffs wurde. [1771. S. 396.]

II.

Ueber natürliche Merkwürdigkeiten.

I. Das Verdienst des Naturkündigers nicht schätzen, heißt alle die Vortheile verachten, dir wir von der genauern Einsicht in den Bau der natürlichen Dinge geniessen. Was wüßten wir von der Kette der Wesen, wenn nicht die Kenntniß der Insekten und der Kräuter uns die Ringe derselben an einander gehängt hätte? Was war die Philosophie ohne die Schüler der Natur anders als eine schwatzhafte, verworrene und unnütze Unwissenheit. (1748. S. 427.)

II. Die

II. Die Alten hatten zur Kenntniß der Natur auch manche Hülfe, die wir nicht haben; vorzüglich unter den Römern die prächtige Menge von Thieren zu ihren Schauspielen, und die damals mehr bekanntern schönsten Theile der Welt. (1763. S. 501.)

III. Die Streitigkeiten über die Ehre der ersten Wahrnehmung kommen uns immer als Zeichen einer zudringlichen Eitelkeit vor, da es ja wohl möglich ist, daß verschiedene Gelehrte, die die Natur selber Rathsfragen, in entlegenen Ländern die nemlichen Sachen sehen, ohne daß ein Schüler des einen dem andern verrathen haben; denn die Natur ist sich doch überall gleich, und zeigt allen die in ihr forschen, die gleiche lehrende Seite. (1758. S. 1237.)

IV. Viele Gelehrte stimmen in die Klagen von Ausartung des heutigen Menschengeschlechts, ein, und stimmen mit in die Volkssage: nos ætas, &c. Bey den Vornehmen, (obwohl nicht bey allen) den Kaufleuten und sitzenden Handwerkern mag etwas Wahres daran seyn. Sonst zeigen uns auch die alten Holzschnitte, und noch sicherer die Harnische, daß man im vierzehenten Jahrhundert nicht länger gewachsen ist, als heut zu Tage. Freylich mögen die Jägernationen gewisses Ungemach besser vertragen lernen, daran sie sich gewöhnen. Sie sind aber in Nordamerika, nach allen Nachrichten der Engelländer, nicht so stark als die Britten. Und daß das Leben sich nicht abgekürzt habe, siehet man an den Reihen der Euro-

päischen Könige. Man wird manches Jahrhundert zurücksetzen, bis man das Alter Ludwigs XIV. Georgs II. Friedrichs I. und des Königs Stanislaus wieder findet. Wir wissen auch aus unzähligen Verzeichnissen, daß noch vor 150 Jahren die Bürger der Stadt (Bern) wo wir leben, geschwinder nach einander und jünger gestorben sind. [1764. S. 453.]

V. Ob der Mensch eigentlich ein vierfüßiges Thier sey oder sich aufrichte, ist von mehrern Gelehrten untersucht worden, und sie lenken sich fast auf die erstere Meynung. — Uns scheint aber das zur Freyheit der Arme bestimmte Schlüsselbein, der breite Fuß, der kurze Tarsus und Carpus, die Schwachheit der Nackenmuskeln, und insbesondere der Mangel des die Augen zurückhaltenden, und unsers Wissens den auf vier Füssen gehenden Thieren völlig eigenen Muskels, den Menschen, theils von allen, und theils von den meisten Thieren zu unterscheiden; und noch weniger Neigung haben wir zu glauben, der Mensch hätte auf vier Füssen gehen, und alsdann einen ganz andern Bau seiner Theile annehmen können. [1758. S. 397].

VI. Wenn es geschwänzte Menschen giebt, und sie Feuer anzünden, wie Linné meynt, so sind sie gewiß keine Affen. Das Vorrecht Feuer hervorzubringen, hat Gott keinem Thiere verliehen. [1767. S. 783.]

VII. Cui bono? ist eine allzu gewöhnliche Frage gemeiner auch wohl vornehmer Leute, was denn endlich die fleißige Jagd nach kleinen Gewächsen und Un-

geziefer für Nutzen habe. — Wir Menschen sind auf eine so schöne an so mannichfaltigen Geschöpfen reiche Erde geschickt, daß wir diese und aus denselben die Absichten und die Weißheit des Schöpfers erkennen sollen. Die Insekten nähern sich uns, sie nähren nützliche Vögel u. s. w. und viele von ihnen bringen uns beträchtlichen Schaden oder Vortheil. Eben so ists mit den Moossen, uud mit allen Grasarten die in der Haushaltungs- und Arzneykunst ihren Nutzen haben. Auch kann man nicht wohl Klassen und Regeln machen, wenn man nicht alle besondere Arten kennt, und aus denselben die allgemeine Kennzeichen bestimmt. ꝛc. ꝛc. (1754. S. 1124.)

VIII. Die Fähigkeit vollkommener zu werden, hält Rousseau für das eigenthümliche Vorrecht des Menschen. Aber die Thiere wissen auch vieles von sich selbst, das sie nicht nachgeahmt haben, und ein Kanarienvogel, der seine Eltern in fernen Gegenden verlassen, und kein Nest von seiner Art hat bauen gesehen, baut das seinige ungelehrt. (1756. S. 831.)

IX. Allerdings haben die Thiere Begriffe; sie vergleichen dieselben mit einander, sie urtheilen und erinnern sich. — Die Thiere lernen; sie erwerben das Vermögen ihre Nahrung selber zu suchen und sich zu vertheidigen. Sie haben sogar Modelle in ihrer Einbildung, wie könnten sonst die Vögel ihre Nester, und die Biber ihre Hütten bauen? Es ist wahr, sie sind in einen engen Kreis eingeschlossen, aus welchem sie nicht

herausstreten. Sie können einander gar wenige Begriffe mittheilen. Auch die Menschen würden ohne Sprache und ohne Zeichen ihrer Begriffe, bey gar wenigen Begriffen bleiben. Die Triebe (Instinkt) sind nur einfache Erkenntnisse, und die Vernunft ein weitgebrachtes und vollkommenes Vermögen. Die Thiere machen gar selten Abstraktionen, sie haben wenige allgemeine Begriffe, alles ist ein Individuum für sie. [1756. S. 1316.]

X. Die warmen Gegenden der Welt geben überhaupt den Thieren die meiste Verschiedenheit der Farben. Um Angora werden nicht nur die Ziegen, sondern auch die Katzen, und die Kaninchen langöhrig. — — Die hangenden Ohren sind ein Zeichen der uralten Sklaverey bey einem Thiere, und die wilden Arten tragen die ihrigen durchgehends gerade. — Die Leber aller wilden Arten ist kleiner als die Leber der zahmen Art. In den äusserst kalten und äusserst warmen Gegenden, sagt Büffon, findet man die grösten, die kleinsten, und die grimmigsten Thiere. In den gemässigten Gegenden hingegen sind auch die Thiere mittelmäßig groß, und minder grimmig; wie denn in dem minder heissen Amerika die Löwen selbst vor den Menschen fliehen. Auch die Pflanzen sind in den heissen Gegenden äusserst warm und kühl, und in den gemässigten minder wohlriechend und minder würzhaft. Ueberhaupt nehmen die Thiere ab, und der Mensch nimmt täglich mehr im Reiche der Erde überhand. [1757. S. 413].

XI. Die Thiere müssen fast nothwendig ein Mittel haben, sich einander ihren Willen zu offenbaren, da eine Wölfin sich in einen Hinterhalt legt, um ein vom Wolfe gehetztes Thier mit frischen Kräften anzugreifen. Sie lernen auch durch die Erfahrung die Mittel ihrer Erhaltung verbessern. Die Fleischfressenden um den Raub zu bezwingen, die vom Graße lebenden um dem Untergange zu entgehen. Alle diese Listen sind ein Beweis, daß die Thiere eine mehrere Vollkommenheit zu erwerben fähig sind, denn sie werden vorzüglich durch die Erfahrung erhalten. Die erworbene Fertigkeit geht sogar in die Zucht wohlgezogener Hunde über, und wird erblich. [1769. 1404.]

XII. Die Alpenkräuter kommen mit den Nordischen überein, wegen der ähnlichen Kälte; und in Grönland wachsen am Seestrande Kräuter, die auf den hohen Alpen sonst angetroffen werden. Um die Pflanzenkräfte zu erkennen, muß man den einzigen Weg der Erfahrung einschlagen. Die meisten Kräfte schreibt man ihnen nach einer mündlichen Ueberlieferung von den Alten zu, die gar leicht irrig seyn kann. [1770. S. 687.]

XIII. Das Schnee- und Regenwasser ist allerdings gesund, und in vielen Ländern hat man kein anders, als das leztere; doch sollte man es in eisernen Rinnen, mit Pech überzogen sammeln. Das Schneewasser ist reiner, weil keine Fäulniß dabey Platz hat, und keine Insektenener sich einmischen können, es hat

auch wenigere fremde Stoffe, wie das Verhältniß von 60 zu 100. [1770. Zug. 216.]

XIV. Wintringham meynt die Kröpfe entstehen vom Schneewasser. Dies ist aber ein Irrthum. Sie sind ein Uebel nicht der wahren Alpenländer, sondern gewisser sehr warmer Thäler, die weniger Schnee als Deutschland kennen. [1773. 1390.]

XV. Wir finden es sehr gegründet die Namen berühmter Männer den Pflanzen-Geschlechtern beyzulegen, und die Namen derselben müssen unveränderlich bleiben. Wir würden hiebey, da diese Namen eine Belohnung gemeiniglich von der Welt unbelohnter Bemühungen, und eine Aufmunterung seyn sollen, dergleichen Bemühungen sich aufzuopfern, und weder ein Fürst, noch ein Minister, sich sonderlich mit dem beygelegten Namen eines Krautes schmeichelt, alle diese Kränze blos für wirkliche Kräuterkenner sparen. Wir würden auch niemals blosse Hoffnungen noch ungeprüfter Leute zum voraus mit einem Namen belohnen, der durch die Erfahrung an einem unverdienten Manne haften kann. Am wenigsten aber sollte man persönliche Gefälligkeiten, Aufnahmen in gelehrte Gesellschaften, empfangene Geschenke, u. dgl. mit einer Ehre bezahlen, die in die Ewigkeit fortdauern, und dem Verdienste eigen seyn soll. Endlich sollen keine schlechten Ausschreiber und Zusammentrager eine Ehre erhalten, die blos den Vermehrern des Reichs der Gewächse zugehört. rc. rc. [1770. S. 237.]

XVI. Es wird richtig angemerkt, daß man in der Botanik zu viele Mühe auf die blossen Namen wende; nichts ist dürrer als die heutigen Floræ. [1772. S. 532.]

XVII. Hr. Unzer glaubt Konjunktionen der Planeten verursachten Ueberschwemmungen, und ein Komet könne eben wie der Mond die Witterung regieren, auch weil er, wie Newton und die gesunde Vernunft lehren, von der Sonne gewaltig erhitzt werde, der Erde viele Hitze mittheilen. — Wir haben aber schon oft erinnert, daß ein Komet sich wohl nicht lange genug bey der Sonne aufhält, von ihr die Hitze zu erhalten, die Newton berechnet hat, nur ein Beyspiel zu geben, wie man solche Dinge nach Voraussetzung berechnen könnte, und aus dem, was von den Wirkungen des Mondes und der Sonne in flüßige Materien auf der Erde bekannt ist, versichert man sich leicht, daß von entfernten Weltkörpern nichts, das damit zu vergleichen wäre, zu erwarten ist. Diese Versicherung hat freylich nicht der sogenannte Physikus, der nur weiß, daß Kräfte da sind, aber der Mathematikus, der weiß, wie stark sie sind. [1771. S. 398.]

XVIII. Daß nach dem Regen alles deutlicher, grösser, und näher scheint, ist allerdings eine in Helvetien gemeine Wahrnehmung; so wie hingegen die Gebürge in der Dämmerung uns niedriger dünken. [1766. S. 746.]

XIX. Wir haben oft gesagt, die Welt ist aus Gotteshand als ein Wald gekommen. Auch das nor-

dische Island, das jetzt keinen Baum mehr zeugt, war bey seiner ersten Entdeckung ein dichter Birkenwald. — (1764. S. 58.)

XX. Unzählbare Irrthümmer sind zumal in der Philosophie, daraus entstanden, daß man sich auf einen einzigen, oder auf wenige Versuche verlies, da doch bey denselben ein zufälliger Umstand den Ausgang bestimmt hat; da hingegen bey den wiederholten Versuchen die unwesentlichen Umstände wegfallen, und nur dasjenige bleibt, was der Natur beständige Weise ist. — Wenn man sich mit der Beobachtung der Natur abgeben will, so muß man sich nicht denjenigen Ausgang wünschen, der mit unserer, oder unsers Lehres Meinung am besten übereinkömmt, sondern sich alle Arten von Ausgängen gefallen lassen. Und hiergegen wird überaus oft gefehlt! — Viele Irrthümer sind aus unvollkommenen Wahrnehmungen entstanden, wenn man einige Ausgänge, die man oft bemerkt, für allgemein angesehen hat. — Die Wahrnehmung allein lehrt uns in der Arzneywissenschaft die Wahrheit. — Die Wahrnehmung verschafft uns auch ein zärtliches Gefühl des Schönen; und sie erweitert und erhöhet unsere Begriffe von der Majestät des Schöpfers und seiner Werke. (1779. Zug. S. 381.)

III.

Etwas zur Land und Stadtwirthschaft.

I. Die neuen Anbauer in Lappland sollen mit ziemlich schlechtem Fortgange Aecker anlegen. Es scheint der Klugheit gemäß, in jedem Lande diejenigen Gaben der Natur mit allem Fleisse zu bauen, die dessen Eigenschaften angemessen sind, und nicht zu weit nach Norden, Wein, Obst oder Getraide von dieser gütigen Mutter zu fordern, da sie doch den nördlichen Ländern an Fischen, Bergwerken, Waldungen und andern Reichthümern ihr Erbe ausgetheilt hat. (1761. S. 1357.)

II. Eine gute Regel ists, lieber minder Vieh zu halten, und dasselbe recht wohl zu füttern, als mehr Stücke und es elend zu halten. Man nährt am schlechten Vieh zu blossem Verluste, die gleich grossen Knochen und Mußkeln doppelt; die man bey dem bessern Vieh einfach erhält, und also noch einmal soviel Ueberfluß zum Behuf der Milch übrig läßt. (1759. S. 588)

III. Die Landhaushaltungskunst hat in keinem Theile mehr gewonnen, als in der Urbarmachung der eingesunkenen und Landesschädlichen Sümpfe, zumal in Irrland und neuerlich in Schweden. In warmen Ländern sind dergleichen Gegenden gar nicht selten, und könnten zu den vortrefflichsten Ackerflu-

ren werden, da sie jetzt nur das Land mit Ungezieser und fieberhaften Dünsten anfüllen. — (1759. S. 588.)

IV. Die Gerste scheint kalten Ländern gewiedmet zu seyn, und wächßt in den höchsten Helvetischen Thälern bis ganz nahe an das Eiß. (1759. S. 589.)

V. Man darf billig wider die allzugrosse Nutzbarkeit des Salpeters zum Wachsthum der Pflanzen, warnen. In Indostan sind die reichen Salpeterichten Erden zugleich blosse Wüsteneyen. (1759. S. 589.)

VI. Die schwarzen Kühe sind die besten, und auf den helvetischen Bergen sind sie auch die grösten und Milchreichesten. (1759, S. 676.)

VII. Der Torf ist zu nichts, als zum Brennen nützlich zu gebrauchen; und ungeachtet der Spötterey des Linnäus, dennoch der Morgen nach Abzug aller Unkosten so viel werth, als eine gute Wiese, wobey man das Land nicht verliert, sondern gar wohl zu guten Wiesen machen kann.

Guter Torf ist ein nützliches Produkt, und ein Fuder reicht so weit als zwey Fuder Holz. In Helvetien hat man zwar guten Torf, der zu Bern genug im Gebrauche ist, er wird aber nicht verkohlt. (1763. S. 234.)

VIII. Die obrigkeitlich errichteten Vorrathshäuser haben allerdings ihren Nutzen, den Preiß in allzureichen Jahren noch etwas aufrecht zu erhalten. Wir sehen in den neuerlich im Kanton Bern errichteten Weinvorräthen augenscheinlich, daß in den reichsten

Jahren, wo man ehemals den Wein auslaufen lassen muste, der Preis noch ziemlich bleibt, und nicht viel unter dem Drittetl des theuren Preisses fällt; in dem benachbarten Wallis aber noch jetzt in reichen Jahren ganze Weinberge ungelesen bleiben. (1763. S. 590.)

IX. Herr Fougeraux in der Descr. des arts, hält für die Dächer den Schiefer für vortreflich; unsere Baumeister hingegen, wegen seines Springens im Feuer, und wegen der aus den Nägeln unvermeidlich eindringenden Feuchtigkeit ihn für schlechter halten, als die Ziegel; wie wohl es sonst eine Veredlung einer sonst unbrauchbaren Waare ist, dahingegen bey dem Ziegelbrennen an so vielen Orten das Holz in Betrachtung kömmt. Auch in Frankreich ist dieser vormals offenbar weich gewesene Stein mit den Abdrücken fremder und amerikanischer Gewächser öfters bezeichnet. (1763. S. 592.)

X. Man klagt, daß man in unsern ökonomischen Zeiten Verbesserungen unternehme, ohne zu berechnen, ob sie die Unkosten bezahlen werden. Aber dies ist ein Fehler wider die Privathaushaltung; für die allgemeine Oekonomie des Landes ist jede Verbesserung nützlich, wenn sie schon mit dem Schaden des Unternehmers geschiehet, und diese Art von Ausgaben ist in den meisten Ländern die edelste und rühmlichste. (1763. S. 833)

XI. Der Schnee ist freylich eine Art von Dung, wie wollten sonst die Alpenwiesen, die niemand jemals bauet, so unsäglich reich seyn können. Doch glauben wir, er dünge mehr die Wiesen als die Felder, und

sey eine langsame und zur besten Zeit eingerichtete Wässerung. (1764. S. 139.)

XII. An die Stellen der unfruchtbaren Gegenden, hat die Natur die Wälder gepflanzt. Die Tannen wachsen am liebsten zwischen den Klippen, die Eichen auf dürren Auen; die Birke und Fichte im schlechten Sande. Und eben darum ist die Unbedachtsamkeit einer Nation am schädlichsten, wenn sie eine solche, zu nichts als zu einer gewissen Gattung Walde ausersehenen Gegend, vom Holze entblösset, und dadurch zu allem Gebrauche unnütz macht. (1755. S. 555.)

XIII. Daß ein grosser Bauernhof mehr abtrage, als ebenderselbe, wenn er zertheilt ist, — läuft wider alle Erfahrung. Da ein kleines Gut allemal pünktlicher kann besorgt werden, als ein grosses, und da unzweifelhaft ein Eigenthümer mehr Fleiß anwendet, als ein durch Vögte angestrengter Knecht. Wenn aber mehrere Höfe und mehrere Familien auf einem vormals sehr ausgedähnten Gute wohnen, so werden sie freylich mehr zu ihrem Unterhalte aufwenden, und der verkäufliche Ueberfluß wird kleiner seyn. Aber eben dieses ist der allgemeine Nutzen des Landes. Wir ermahnen die Zweifler, in freye Länder zu reisen, die die Natur eben nicht besonders begünstiget hat, sie werden anstatt eines mächtigen Edelmannes zwanzig Familien wohlbemittelter, und mit zahlreichen Kindern gesegneter Bauren, und das Land aufs bestmöglichste benutzet finden. (1770. S. 1263.)

IV.

Ueber die Staatswirthschaft.

I. Nicht das Klima trägt zu den edlern Eigenschaften eines Volkes das Meiste bey; wie Montesquieu meint, sondern die Religion. Der Zustand der Wissenschaften, die Regierung, die friedlichen und gesegneten, oder die kriegerischen und unterdrückenden Umstände wirken vorzüglich auf den Geist einer Nation, womit sich noch andre Ursachen mit verbinden lassen. (1759. S. 22.)

II. Die Menge des nützlich beschäftigten Volkes ist der wahre Reichthum der Länder; alles also, was der Vermehrung durch die Ehen entgegen steht, ist ein wahres Verderben eines Landes. Das Volk aber kann sich nicht vermehren, wenn die Verehlichten nicht eine zuverlässige Nahrung für sich und ihre Kinder erwerben können. Dieses ist nicht möglich, so lange das Land in ungeheure Höfe vertheilt ist, deren jeder nur eine Familie nährt, ihr aber wegen seiner Grösse zur Last gereicht, und sie zwingt, aus Mangel genugsamer Hände, mit Dienstboten das Land zu bauen, die sich wenig oder gar nicht verehlichen. — Ein Bauer der kein eigen Land hat, verläßt das Land, oder stirbt unbeerbt, als ein Soldat oder als ein Knecht, und sein Stamm stirbt mit ihm aus. Zwey Gesetze würden diesen Uebeln abhel-

sen, deren das eine die Theilung der Höfe erlaubte, und das andre die Zusammenschlagung verböte. — (1757. S. 503.)

III. Die Stärke einer Nation bestehet in den volkreichen Städten, und es ist nicht zu hoffen, daß diese in Aufnahme kommen können, wenn die Handwerke, wovon die Bürger leben sollen, auf dem Lande getrieben werden. (1765. S. 341.)

IV. Herr Rumberg ein Schwede, hat politische Tabellen herausgegeben. Er schätzt auf eine ganz besondere Weise das Leben eines Menschen. Dessen Werth bestehet in den Abgaben an die Krone; in den Besoldungen verschiedener Richter, Lehrer, und anderer Diener des Staats; in den Geldern, die man an Kauf und Handwerksleuten giebt; und endlich in der jährlichen Nothdurft eines Menschen. Ein Mensch überhaupt trägt nach diesen Tabellen $42\frac{5}{13}$ Kd. oder etwas über 32 Gulden des Jahrs ein, und ist also kapitaliter Werth 527 Gulden. Ein Arbeiter ist fast noch einmal so viel werth. Ein verheyratheter Mensch ist wegen der zu hoffenden Vermehrung wieder doppelt so viel werth. Die Verbesserung des Landes kann den Werth des Menschen 15mal höher treiben, und alsdann wäre eine Quadratmeile an Kapital fast 2 Millionen Gulden werth. Herr Rumberg berechnet demnach den Schaden so man dem Lande thut, wenn man einen Unterthan auswandern läßt; wenn man eine Ehe hindert; auch wenn ein Baurengut in

Herrn Hände kömmt. Wie unermeßliich ist also, der Schade des Krieges, wo eben aus den besten Jahren, und aus den gesundesten Leuten, zu Hunderttausenden verlohren gehen, und also der Schaden von 300,000 Seelen (oder der geringste Verlust eines siebenjährigen Kriegs bey einer mächtigen Nation,) über 316,000,000 Gulden kömmt. (1762. S. 939.)

V. Die Macht einer Nation ist nicht bloß aus der Anzahl des Volks zu ermessen; denn sehr oft hat ein kleineres Volk ein Grösseres überwunden, und auf dem mehrern Reichthum beruhet viel; und noch mehr auf der bessern Kriegszucht. Die Bevölkerung ist nur dann hoch zu schätzen, wenn sie von arbeitsamen Einwohnern ist, und man darf nichts von unarbeitsamen Armen hoffen. (1772. Z. 32.)

VI. Es giebt doch noch politische Schriftsteller, die zweifeln, ob eine starke Bevölkerung ein Glück sey. Man fürchtet so viele Einwohner werden ihr Auskommen nicht finden. u. s. f. Aber wie findet der Holländer und der Chineser das seinige? Je mehr Menschen je mehr Industrie, weil einerseits der Fleiß unfehlbar nährt, und anderseits ohne Fleiß die Natur allein niemanden das Leben verschafft. (1764. S. 1188.)

VII. In einem Lande können die Taufen sehr zahlreich, gegen die Anzahl der Sterbenden seyn, welches oft ein trauriger Beweis ist, daß von den fruchtbaren Ehen viele Kinder sich ausser Landes verlieren. (1763. S. 105.)

VIII. Die Armen machen doch den grösten Theil einer Nation aus, und wenn man es im Grunde betrachtet, sind sie ihre wahre Stärke, da sie doch eigentlich das Land bauen, fast alle Arbeit thun, auch den grösten Theil der Kriegsleute hergeben. (1757. S. 1005.)

IX. Es ist ein gemeiner Satz in der Staatsökonomie, daß die blosse stärkere Bevölkerung eine Nation zwingt mehr Fleiß anzuwenden, und folglich die Einkünfte des Regenten vermehrt. Es scheint auch eine natürliche Rechnung zu seyn, nach welcher die Tagearbeiten in die Einnahme einer Nation gebracht werden, und folglich mit der Anzahl der geschäftigen Hände, auch die Einnahme einer Nation steigt. Ein Staat verarmet am gewissesten, wenn der Regent den Verkauf des Getraides und Weines und folglich den Anbau im geringsten einschränkt. (1763. S. 93.)

X. Friede, Handlung und eine glückliche Regierung, verdoppeln viel geschwinder die Anzahl der Einwohner, und folglich die Macht eines Landes, als die grösten Eroberungen; und Frankreich soll wirklich 1 bis 2 Millionen weniger Unterthanen haben, als A. 1700, da es Lothringen noch nicht besaß.

XI. Die Religion hilft allerdings die Ehen vermehren, und angenehmer, beständiger, fruchtbarer zu machen, indem sie die unreinen Lüste verdammt und hemmt, durch welche die Ehen seltener und unglücklicher werden. Wie fruchtbar war das Alte nach

seiner

seiner Art gottesdienstliche Italien gegen eben dasselbe, nachdem alle vornehmern Römer Epikuräer waren, und sich allen ihren Begierden überliessen! Die zunehmenden und alle Scham mißkennende Buhlerey war auch damals der Untergang der meisten Kayserl. Familien, und dadurch des Staates selber.

Die Armeen helfen nur allzukräftig ein Land entvölkern, als in welchen sehr wenige Menschen, in den gesundesten und stärksten Jahren, zur Ehe gelangen; auch die harte Begegnung trägt etwas dazu bey. (1772. Zug. S. 413.)

XII. Der Marquis von Mirabeau sagt: Gott selber will nicht, daß die Einkünfte des Fürsten anders steigen sollen, als wenn mit ihnen die Einkünfte des Volkes steigen. — Es war ein grosser Fehler am Colbert, daß er die Manufakturen allein in Aufnahme brachte, und die Landesprodukte vergaß; und lieber auf den Preiße der rohen Materien verlieren wollte, als daß der Künstler gewinnen könnte. — Die Pachter treiben die Steuren eines Volks aufs doppelte dessen, was der König bezieht, und sie sind immer dennoch seine Gläubiger. Sie bringen es dahin, daß alle Quellen erschöpft werden, bis man nichts mehr mit neuen Lasten belegen kann; der Fürst nichts mehr vom Lande, und dieses nichts mehr vom Fürsten hoft, und der Athem eines Kindes die Monarchie übern Haufen werfen kann. — Ohne Eigen-

thum ist kein Lohn, ohne Lohn keine Regierung. Schätze sammeln ist kein Fehler, sie ist allemal die Frucht einer weisen Regierung; und die Könige und Kayser, die Schätze nachgelassen haben, sind gute Fürsten gewesen. *) — — (Theorie de l'Impot).

XIII. Es ist lächerlich, daß man nur Brod und nicht auch Kleider haben will, die eben so nothwendig worden sind. (Dieß zu Gunsten der Manufakturen wider den Hr. von Mirabeau.)

XIV. In Frankreich ist der Satz von den Ephemeristen gar zu gemein: man müßte alle Auflagen in eine einzige verwandeln, die auf dem Lande liegen soll. — Eine solche Einrichtung kann bey einem Volke Platz haben, wo lauter Landbau, und wenige Manufakturen und Künste sind. Gewiß ists, daß nicht der Landbesitzer, sondern der Verbraucher, die Accisen bezahlt; und daß, wenn Engelland seine zehn Millionen Pf. Sterling alle vom Lande heben wollte, es noch etwas mehr als 20 Sch. auf das Pf. jährlicher Einkünfte, und Holland vielleicht das Hundertfache derselben auflegen müste: da in Engelland das Land nur 2 gegen 10 der ganzen Einkünfte bezahlt, und in

*) Eigene Umstände können einen Fürsten zwingen, daß er so viele Schätze sammeln muß, als einen Krieg auszuhalten nöthig sind; aber freylich sind Kanäle, Austrocknung sumpfiger Gegenden, Vermehrung der Produkten und Manufakturen, weit ergiebigere Schätze als Geld, das müssig in Kisten liegt. (1763. S. 94.)

Holland fast alles Einkommen des Staates von den Manufakturen und der Handlung kommen muß, und das Land selbst fast nichts einträgt. (1775. S. 1035.)

XV. Es ist widersinnig zu läugnen, Fleiß und Industrie zeuge Reichthum. Woher hat ihn denn Holland? Daß die Industrie dem Landbau und der Bevölkerung schaden könne, ist ein unmöglicher Einwurf; denn die Industrie zeugt Nahrung, und Nahrung sammelt Leute. — 1775. S. 1036.)

XVI. Die langen Pachten (mehrentheils auf drey Menschen Leben, siehet Herr Arth. Young als den wichtigsten Vorzug der Englischen innern Einrichtung an, als wodurch der Pachter aufgemuntert wird, ein Gut zu verbessern, dessen mehrern Ertrag ihm und seinen Kindern zu Nutzen kommt. Im übrigen Europa hat man diese lange Pachten nicht, und eben dieß ist eines von den stärksten Hindernissen der Aufnahme des Landbaues. — — Anders denkt Herr Y. von den Zehenden, die er völlig verabscheuet, weil der Besitzer des Zehenden einen Antheil an der Verbesserung des Gutes hat. Uns dünkt aber, der Zehende habe für sich, daß hingegen der Besitzer des Zehende in den schlimmen Jahren mit leidet, da hingegen der Landbau bey den Landtaxen und Grundzinsen, auch zur Zeit des Mißwachses, eben die Auflage erfordert; und die Abnahme eines Zehntentheils verhindert doch die Verbesserung eines Gutes nicht so sehr, wenn man es aufs doppelte bringen kann.

In Helvetien sind die Zehendländer die reichsten, und diejenigen wo der Ackerbau die meiste neue Vollkommenheiten hat; und hingegen sind die Gegenden, wo man Grundzinse bezahlt, die ärmsten. Den Pfarrern will Herr Y. lieber ein Stück Land für seinen Zehenden abtreten. Wir, wo wir wohnen, sehen hingegen nicht gerne, wenn die längst festgesetzten Einkünfte einer Pfarrey allzusehr in Ländereyen bestehen, und Herr Y. sollte sich erinnern, was er von der Schädlichkeit kurzer Pachten eben gesagt hat. Eine solche kurze Pacht wäre der Besitz der Pfarrgüter in den Händen eines Pfarrers. (1775. S. 1028.)

XVII. Eine reiche und zur See handelnde Nation, hat zu den Manufakturen grosse Vortheile; eben die grossen Tagelöhne, die Hume als den Verfall der engl. Handlung ansiehet, verschaffen ihr fremde Hände. Sie ersetzt aber dieselben mit wohlfeilen rohen Materien, durch die Nähe der einander in die Hände arbeitenden Künste; mit der Menge der verkauften Waaren; mit den wohlfeilen Zinsen, mit den besten Werkzeugen und Handgriffen. Keine europäische Nation kann gegen die englische harte Waare den Preiß halten; und die englischen Wollenzeuge gehen heutiges Tages mitten durch Frankreich in die entferntesten Länder des festen Landes, und durch die neue Handlung der Engländer dringen ihre Waaren durch den Indus bis in die Länder der Patanen und Angwanen. Englands Fabrikationen sind über-

haupt auch besser, als die Französischen; und daß sich der Engl. Handel noch vermehre, wird durch die Zollbücher und durch die Höhe aller Aktionen deutlich bewiesen. --- --- Eine grosse Schiffarth vermindert einerseits die Anzahl der Lebenden durch die Gefahren der See, und andrerseits vermehrt sie die Nahrung und die Ehe, und zieht nach England viele Fremde. (1768. S. 1200.)

V.

Ueber die Regierungsverfassung freyer Staaten.

I. Einen äusserst unrichtigen Gedanken trägt Pallisot vor, wenn er sagt: Die englische Staatsverfassung sey ewigen Streitigkeiten unterworfen, denn der Friede finde sich nur in den äussersten Gränzen der Abhängigkeit und der Freyheit. War das demokratische Rom und Athen ohne Unruhe? War und ist es das despotische Frankreich? Die Vollkommenheit einer Regierung bestehet nicht in der unmöglichen Abwendung aller Zwietracht; sie besteht in der Lastung des Staats durch genugsame Gegengewichte, so daß er sich selbst wieder hebe, wenn er auf eine Seite sich zu sehr geneigt. Die despotische Herrschaft der Stuarten brachte den Umsturz dieser Familie zuwege; das aristokratische lange Parlement wurde der Nation zum

Greuel; die militärische Obermacht der Armee brachte die ganze Nation wider sie auf, und der Anarchie müde, rief man die Monarchie zurück. Aber zu Rom, da das Volk kein genugsames Gleichgewichte gegen sich hatte, nahm seine Macht ungestört zu, bis es sich blindlings anwendete, einem gefährlichen Bürger die Mittel zur Einzelherrschaft in die Hände zu geben; und diese letztere hörte erst mit der Zerstörung des Staats auf. [1764. S. 566.]

II. Die Wahrnehmung des Hrn. von Mirabeau, daß eine Monarchie nach ihrer Abnahme sich wieder empor hebe, eine Republik aber niemals von ihrer Schwäche wieder zu sich selbst komme, ist ziemlich historisch. [1758. S. 1183.]

III. Wir glauben allerdings, es sey in einer Monarchie weit leichter, ein übel Herkommen zu verbessern als in einer Republik. Aber hingegen sinkt die Republik langsam in Verfall, da ein Commodus plötzlich alle die Tugenden eines bestgesinnten Antonius in wenig Jahren unnütz, und Rom zur Mördergrube macht. Wie schnell war auch nicht die Ausartung der französischen Regierung, nachdem Heinrich todt, und Sülly verdrungen war. [1770. S. 1301.]

IV. Herr Iselin in seinen vermischten Schriften thut einen Versuch, die drey Mächte bey einer Demokratie in ein Gleichgewicht zu bringen. Die erwählende Macht [und die oberste] besteht in allen Gliedern des Staats. Dieses dünkt uns nicht nur allzudemokratisch, sondern allein fähig, ein Land zu Grunde

zu richten. Der Pöbel, man sieht es an Engelland, wählt nicht nach Idealtrieben, aus Verehrung der Tugend; er wählt nach seinem eigenen und höchstverdorbenen Eigennutze, nach der demagogischen Freundlichkeit eines Kandidaten, und nach dem Masse des freygegebenen Weins. Zu Rom wurde die niedrigste Klasse ausgeschlossen, und dieses müste auch in der Idealrepublik geschehen, wiewohl solche Gesetze wie in Engelland, gar bald in Kraftlosigkeit verfallen. rc. [1770. S. 1302]

V. Dem Hrn. Roustan entfährt ein vielleicht unrichtiger Gedanke. Nur die Demokratie sagt er, verdoppelt die Beschützer eines Staats, weil sie ihren Muth verdoppelt. Wir kennen viele wirkliche Demokratien, und beneiden ihre Ruhe, ihre Glückseligkeit und selbst ihren Muth nicht. [1764. S. 774.]

VI. Die Staatsverfassungen sind in Helvetien äusserst verschieden; theils höchst demokratisch, dann halb und endlich ganz aristokratisch. Ob grosse Staaten durch eine Republik beherrscht werden können, wird durch Roms Beyspiel widerlegt. Rom als eine Republik konnte nicht mehr die allzuweit ausgedehnten Provinzen verwalten; Man darf nur des Cicero Briefe lesen, wie elend die Regierung für die Unterthanen und für Rom selber war. [1776. S. 332.]

VII. Der Grundsatz des Rousseau, das Volk sey der oberste Herr, und alle Obrigkeiten (Gouvernement) nur eine Kommißion, die nach Gefallen widerrufen werden könne, ohne daß es selbst in des Volkes

Vermögen stehe, sich dieses Rechtes zu begeben, macht alle Regierungen unsicher und unkräftig. Es war also Pflicht der Regierung ein Buch zu verurtheilen, das alle Macht der Obrigkeit und alle Sicherheit aufhebt. — [1765. S. 695.]

VIII. Die heutigen Rousseauischen Grundsätze: alle Gesetze beschweren die natürliche Freyheit; macht viele Mißvergnügte. Diese Menschen werden nicht zufrieden seyn, bis sie frey werden, wie die Grönländer. Der grosse Grundsatz: das allgemeine Beste erfordere einen Theil der Freyheit eines jeden Bürgers; scheint den neuern Philosophen fremde zu werden. [1771. S. 806.]

IX. Eine Republik mag sich nur durch die Tugend erhalten. Eine Wahrheit die schon Montesquieu bewiesen hat. Und allerdings ist die Schonung in Republiken gegen seine Bürger, bey geringen Verbrechen und bey Amtsnachläßigkeiten, nicht wohl zu trennen. Um die Gleichheit der Stände, welche dem Geiste einer Republik so angemessen ist, zu erhalten; und die Schwierigkeiten die bey Belohnungen obwalten, zu überwinden; sollte jedes Glied der Regierung snur von einem allgemeinen innern Gefühle belebt seyn, eine Pflichten ohne Absicht auf Belohnung oder Strafe mit Eifer zu erfüllen, und mit Feuer dem Vaterlande zu dienen. Diese patriotische Tugend muß sich auf die Religion gründen. [1757. S. 235.]

X. Wir glauben, die Tugenden der Römer seyen Wirkungen ihrer Leidenschaften gewesen; aber wie

glücklich ist die Staatsverfassung, die eben diese Leidenschaften zum allgemeinen Besten zu leiten weiß. (1770. S 1301.)

VI.

Ueber Sprachen und Wissenschaften.

I. Die schönen Wissenschaften und die Künste haben sich immer schwesterlich verbunden; vor der Beredsamkeit waren die schönen Künste rauh und unbelebt; beyde haben sich in gleichem Grade gebildet, und geriethen gemeinschaftlich wieder in Verfall. Die Malerey nahm ihre starken lebhaften Bilder aus den Eindrücken, den die grossen Redner auf den Geist, und folglich auf die Gesichtszüge ihrer Zuhörer machten. Diese waren die Urkunden ihrer Leidenschaften. (1757. S. 236.)

II. Wie sehr sich das abendländische Europa gebessert habe, seit dem die Wissenschaften wieder erneuert worden, kann man am besten ermessen, wenn man die abscheulichen mittlern Zeiten mit den jetzigen vergleicht; nur daß der verbesserte Glauben, nicht vom Antheil beraubt werden muß, den er an der Verbesserung der Sitten, selbst in der Römischen Kirche, gehabt hat. Unstreitig sind auch durch die Wissenschaften die Fürsten, die Minister, die Richter, die Künstler, selbst

die Kriegsleute, in ihren Geschäften klüger und fähiger geworden. (1771. Zug. 99.)

III. Mit Recht haben Schriftsteller die chimärischen goldenen Zeiten des Augusts, des Leo X. und Louis XIV. angegriffen. Alle Wissenschaften steigen nach und nach in glücklichen und vorzüglich in freyen Staaten. Augusts gelehrte Helden, waren alle unter der Republik erzogen, und die Cäsaren konnten nicht mehr ihresgleichen aufweisen. Des Königs Louis XIV. größte Männer waren eben auch älter als seine Regierung, wie Corneille und Paskal. ꝛc. ct. (1765. S. 964.)

IV. Es ist offenbar ein Unglück, daß nicht alle Gelehrte, wenigstens über die gründlichen Wissenschaften, Lateinisch schreiben. Die Gewohnheit der heutigen Nationen, daß jede in ihrer eigenen Sprache schreiben will, wird zum unerträglichen Joche für die Gelehrten, die anstatt der einzigen lateinischen Sprache, jetzt sechs oder acht Sprachen verstehen müssen. Und ob wir heut zu Tage wohl nicht wie ein Cicero schreiben, so ist dennoch die lateinische Sprache unendlich schöner, reicher und wohlklingender, als alle heutigen Sprachen; und wo Kürze und Nachdruck seyn soll, wie auf den Münzen und Steinschriften, müssen auch die Franzosen, die beständige Ausfälle gegen den Gebrauch der lateinischen Sprache thun — auf sie zurückkommen. (1778. Zug. 566.)

V. Eine Vollkommenheit wollten wir gerne bey unsern praktischen Schriftstellern sehen, daß die Schreib-

art reiner, und nicht mit so leicht entbehrenden fremden Wörtern durchspickt wäre. Es ist an dem, man siehet auf die Sache und nicht auf die Wörter. Aber die grösten Gelehrten in andern Ländern, haben den Ruhm ihrer gemachten Erfahrungen, durch eine angenehme und leichte Schreibart zu erhöhen, sich glücklich bemühet. Unsere in ähnlichen Arbeiten noch nicht genug bereicherte Sprache, würde unter der Feder eines geschickten Mannes immer gelenker werden, und den Verfasser mit einem noch grössern Beyfalle belohnen, als die blosse nackende oder in vielfärbige Lappen gekleidete Wahrheit zu thun vermag. (1747. S. 636.)

VI. Die englische Sprache ist reich, und allen Gegenständen gewachsen; nur hat man ihre Regeln nicht genug bestimmt, und aus Gefälligkeit gegen den Reim viele Wörter verstümmelt, das höchst nöthige e verdrungen, und die ohnehin häufigen Mitlauter noch auf einander gestopft. Johnson hat schon viel zur Verbesserung gethan, und könnte man den noch übrigen Fehlern helfen, so würde diese Sprache in Ansehung der guten in derselben vorhandenen Bücher, und der ausgebreiteten englischen Handlung, sich eben so leicht allgemein machen lassen, als die viel ärmere und unkräftigere französische, und selbst als die beyden klaßischen Sprachen. (1757. S. 235.)

VII. Freylich ist den Franzosen unmöglich die poetische Beschreibungen aus andern Sprachen in die ihrige überzutragen, weil diese Sprache eine Menge von Bildern verwirft, die aus dem gemeinen Leben,

den Künsten, dem Ackerbau, und selbst aus der Anatomie hergenommen sind. Hierdurch werden ihre Uebersetzungen gemeiniglich kürzer als die Urkunden, sie verlieren aber einen guten Theil des Mahlerischen, das die Urkunde oft so lebhaft macht. (1761. S. 104.)

VIII. Ist die Ordnung der Französischen Sprache so vollkommen, als ihre Lobredner behaupten? Ist es in der Natur die Vereinigung zu spalten, ne und pas von einander zu entfernen? Und die Energie! Man vergleiche die besten französischen Gedichte gegen die neuern Deutschen Lyrischen, wie wässerich und schwach sind jene. Auch ist die Anmerkung unrichtig, daß eine jede Sprache in Europa um so viel sanfter werde, je näher daß Land dem Mittage ist; der Spanier j oder x ist für die Franzosen nicht sanft, und die Rußische Sprache sanfter, als die südlichere Polnische. (1778. Zug. S. 618.)

IX. Herr Thomas handelt in einer Rede vom Einflusse, den die Gelehrten auf die Regierung haben können. Sie bereiten mühsam die Materialien der Geschichte, der Gesetzgebung, der Kammersachen; und der Staatsmann findet bey ihnen dasjenige vorbereitet dessen Ausarbeitung im Lärm der Geschäfte ihm unmöglich gewesen wäre. Wir wollten beyfügen: daß die Gelehrten zur Tugend der Nationen am meisten beytragen, indem sie leuchtende Beyspiele angenehm vorstellen, und die Tugend rühmlich machen, so wie in der wirklichen Welt die Macht sich die allgemeine Ehrerbietung zuziehet. Die nachdenckenden Gelehrten,

lehren ein ganzes Volk dencken, und sich nur durch die Ueberzeugung leiten zu lassen. (1767. S. 1224.)

X. Es ist nicht wohl möglich, in einem Lande, wo man eine einzige Sprache lernt, ein historisches oder dahin einschlagendes Werk nur in einer mäßigen Vollkommenheit zu schreiben; und der Abbe Lambert gibt einen neuen Beweis, wie weniges Recht die Franzosen haben, andere Völker als Schmierer und unverständige Sammler zu verachten. (1751.)

XI. Ohne die Kritik wird keine Nation jemals das Uebergewicht in Werken des Witzes erhalten. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die wenige Aufnahme der Dichtkunst in den hundert nach Opizen verflossenen Jahren, den Mangel der wahren Kritik zur vornehmsten Ursache habe. Auch gute Köpfe, wie Lohenstein und Hofmañswaldau, liessen sich durch die Geduld der Leser verleiten, bald hart und schwülstig und zur Unzeit gelehrt und metaphorisch, und bald wieder unkeusch und matt zu seyn. —— (1777. S. 326.)

XII. Oft fällt es den Franzosen ein, ihrer Nation die Verbesserung des Geschmaks unter den Deutschen, zu zuschreiben. Aber die poetische Mahlerey, die die Ausländer selbst als einen Vorzug der Deutschen erkennen, konnte man gewiß den Franzosen nicht absehen. Wir wissen hingegen, wie grossen Antheil die englischen Urbilder an dem verbesserten Geschmacke der ersten deutschen Dichtern gehabt habe, die es gewagt, sich

vom Pfade der Gryphius und Weisen zu entfernen. (1779. S. 1278.)

XIII. Wir haben ohne Nationalstolz, der eigentlich an uns ungegründet wäre, mehrere Bardenlieder mit den französischen Lyrischen verglichen, und mit Vergnügen uns überzeugt, daß die deutschen Gedichte an Lebhaftigkeit der Farben, am Neuen und Erhabenen, die hochgerühmten Franzosen überhaupt übertreffen; da ihre Oden bey aller Sprachrichtigkeit, allemal zu sehr im Allgemeinen (Generali) und deswegen kalt bleiben. Und gerne übersehen wir, was uns sonst weniger an unsern Deutschen gefällt, einige Enjambements, oder auch einige Verse, die wir nicht zu skandiren wissen. (1776. S. 300. Zug.)

XIV. Die ganze Klasse der reizenden Schriftsteller, die die Seele erweichen, und die ohnedem heftig reizenden Triebe noch verführerischer abmahlen, scheinen in der That nicht zur nützlichen zu gehören. Die Bestimmung des Menschen ist doch wohl nicht für sich, und für den Augenblick zu sorgen, daß er in Wollust hinfliesse. Er hat Verhältnisse gegen die Zukunft und gegen die Gesellschaft, die das angenehme Leben des Phanias nicht erfüllt. (1770. S. 231.)

XV. Wir haben uns müssen Schuld geben lassen, ein Responsum über witzige, aber in das schlüpfrige fallende Schriften gegeben zu haben, der Beynamen nicht zu gedenken, die man diesem Responso zugelegt hat. Aber wir sind der unveränderten Meynung,

ein Dichter könne naif, witzig und allerliebst schreiben, und dabey um desto schädlicher seyn, je mehrere Gaben er hat, seine gefährlichen Bilder einnehmend zu machen. So denken wir von dem unnachahmlichen la Fontaine. Die Triebe der Natur sind so stark, daß man wider die ersten Grundsätze der Sittenlehre handelt, wenn man dieselbe durch reizende Gemälde noch mehr aufweckt; und der Nachahmung würdig das Leben vorzustellen, das man in dem Schoße einer öffentlichen Beyschläferinn zubringt, ist ein Rath, von dem wir wünschen, daß er weder unsern Kindern, noch unsern Freunden, noch dem ganzen menschlichen Geschlechte gegeben werde. (1770. S. 1329.)

XVI. Bey Beurtheilung eines Dichters sollte man nicht so vielen Werth auf die poetische Schildereyen sinnlicher Dinge setzen; die ein Mahler auch in seiner Gewalt hat; man sollte mehr die moralische Schildereyen betrachten, wodurch sich der Dichter weit über den Mahler erhebt. (1771. S. 307.)

XVII. Wenn der Lobredner in seinem Styl die Blumen gar zu reichlich verschwendet, und eine so deutliche Gesinnung äussert, seinen Mann in allem und auf das geflissenste zu loben, so scheint dies uns das Mittel, den Leser vielmehr wider den Redner und Held einzunehmen, und ihm alles verdächtig zu machen, was mit so mühsamer Begierde zu rühmen vorgetragen wird. Simplex munditiis! ist bey der Schönheit, der Wohlredenheit und Dichtkunst was am meisten gefällt. (1749. S. 144.)

XVIII. Wir glauben angemerkt zu haben, daß keine Anstrengung der Kräfte zu den Studien schadet, wenn sie mit Vergnügen begleitet ist; wohl aber, wenn sie mit Widerwillen, mit Sorgen oder einer verdrießlichen Ueberhäufung erduldet wird. Das Einsame, und oft alles Vergnügens beraubte Leben, macht die Arbeitsamkeit der Deutschen so oft tödlich.

XIX. Wir erfahren täglich, daß Leute gegen sonst allgemein angenommene wissenschaftliche Sätze, äusserst ungläubig sind, und die dagegen dennoch eine unsägliche Leichtgläubigkeit gegen die ihrer Sekte nöthigen Hypothesen bezeugen. Eben so die Freygeister in der Religion! (1747. S. 885.)

XX. Der Alchymist Jugel, hat es mit allen andern Fanaticis gemein, daß er die wahre Wissenschaft verachtet, und sich dadurch selbst den Weg zur Aufklärung seines Verstandes versperret. (1745. S. 22.)

XXI. Es ist bekannt, daß bey der Abnahme des blühenden Zustandes der Wissenschaften, die Alchemie mehr und mehr empor gekommen, und um desto stärker getrieben worden, je elender die Umstände des griechischen Reichs gewesen. (1745. S. 251.)

XXII. Unbequem ist es, Bemerkungen aus Büchern hintereinander aufzuschreiben. Durch diese Weise sammelt man ein Meer, worinn man sein Eigenthum nicht mehr finden kann. Viel bequemer sind einzelne Papiere, die man in Fächern, unter ihren Titeln in Schränken aufbehält. (1764. S. 255.)

XXIII. Der heutige Zustand der Wissenschaften scheint es zu erfordern, daß entweder die Wahrheiten rein vorgetragen, oder das Untermengte blos Wahrscheinliche, auch für blos wahrscheinlich ausgegeben werde. (1749. S. 141.)

XXIV. Wir glauben, es geschehe endlich ohne Schaden der Wissenschaften, wenn in der Republik der Gelehrten Freygeister entstehen, die alles in Zweifel ziehen, was man sonst überall für gegründet angesehen hat. Es entstehet dadurch eine unpartheyische Art zu denken; der Arzt z. B. macht erfahrungsmässige Untersuchungen in die Gründe seines medizinischen Glaubens; das Falsche wird, wie ein sonst ungerügter Missethäter zur Verantwortung gezogen, und das Wahre behält doch seine ewigen Rechte in den Urtheilen der Kundigen. (1756. S. 690.)

XXV. In fast allen metaphysischen Büchern sind die Verfasser nur mit Widerlegungen beschäftiget, als wenn Streiten von dieser Wissenschaft unzertrennlich wäre. (1768. S. 815.)

XXVI. Locke hat mit Unrecht das Nachdenken (Reflexion) von den Sinnen, als einer Quelle der Begriffe, getrennt; das Nachdenken ist selbst in seinen Anfängen nichts als Empfindung; und dieser anscheinend kleine Fehler hat den Locke in der Folge weit geführt. (1756. S. 1317.)

VII.

Ueber die Schaubühne.

I. Es ist möglich daß die Schaubühne nützlich und eine Sittenschule werden könnte. Wer eine Athalia ohne Liebe hat schreiben können, hätte eben auch andre Schauspiele ohne diesen allzuoft besungenen Trieb erfinden können. Aber so wie die Schauspiele jetzt beschaffen sind; so wie sie wirklich vorgestellt werden, so sind erstlich die Lustspiele, und zumal das Lustspiel in dem Geiste eines Moliere, durch und durch mit Stellen angefüllt, die die Tugend und die Wahrheit von der Bühne verscheuchen. Man vertilgt die edlen Eindrücke des Trauerspiels, durch das gleich darauf aufgeführte Possenspiel. — Man hat schon gewünscht, daß man einen grossen Theil der Schauspiele ganz verbieten, und aus andern das Schädliche wegstreichen möchte. — Die Bühne würde sodann eine unschuldige Belustigung seyn. — In dem Trauerspiele, wie es jetzt ist, ist die angenommene Sittenlehre übertrieben; die unnöthige Verachtung des Todes und die Aufopferung aller andern Triebe gegen die einzige Liebe, führt zu keinen guten Lebensregeln, und die Begebenheiten und Grundtriebe die sie entspringen lassen, gehören in eine romanische von der unsern ganz verschiedene Welt. (1774. S. 351. Z.)

D'Alembert sagt die französische Tragödie sollte mehr Thätigkeit und minder Worte haben. Aber wir glauben sie sollte vorzüglich die theatralische Sittenlehre verlassen, die auf die ritterlichen Romane gegründet, und nicht die Sittenlehre der Menschen ist. (Zug. 1774. S. 102.)

II. Die Franzosen vertragen nicht leicht ein Schauspiel in ungebundener Rede; selbst der Geizige fiel, weil er nicht in Reimen war; und doch ist der Reim für das Lustspiel, das Gemälde der gemeinen Natur, fast zu künstlich, und er zieht sehr viele Schwachheiten nach sich, davon auch Moliere wimmelt, und die von der ungebundenen Rede wegbleiben würden. — — Die geschwinden Antworten, die in Engelland sehr gemein sind, dünken uns gezwungen, und verrathen die Kunst allzusehr. In der Schreibart ist der Deutsche mehrentheils so schwülstig als der Britte. „Eh noch der junge Tag auf Hermons Höhen glänzt." &c.*) (1772. S. 1247.)

III. Wir finden die Komödie in Frankreich, vorzüglich auch beym Moliere, so lasterhaft, daß wir den Widerwillen der Geistlichkeit nicht tadeln können. Der Betrug wird fast in allen Stücken gerühmt, und die Einfalt derjenigen lächerlich gemacht, die ihm nicht widerstehen können. Des Jourdains Freund dünkt uns zehnmal unwürdiger, als der elende Jourdain, der sich auf die unwahrscheinlichste Weise zum

*) Cronek.

Mamamouchi machen läßt, und ein guter Türke zu seyn verspricht. — Moliere ist grossentheils ein Possenreisser; in der wahren Kenntniß, vorzüglich der tugendhaften Menschen, ist er fremde, und keines seiner Spiele kann mit den Conscious lovers, ja nicht einmal mit der hecyra hierinn verglichen werden. Er kannte und mahlte eine lasterhafte Welt. (1764. 827.)

IV. Wenn etwas Nützliches auf der Schaubühne ist, so könnte es das Comique larmoyant seyn, wo Leute, wie wir; uns grosse und rührende Beyspiele der Tugend geben. Denn die tragische Tugend ist mehrentheils für die meisten Menschen zu hoch, zu selten, und in den meisten Trauerspieldichtern falsch und romantisch. Die Natur hat unserm Geschmacke nach, sich so wenig beym Moliere erschöpft, daß er mehrentheils nur für den Pöbel und sehr selten für den Kenner geschrieben hat; und sein verdorbenes Herz strafte die Einfalt, dabey er des Lasters schonte. Man will zwar, sein Misantrop und Tartüffe seyen doch voll von einer guten Sittenlehre. Sie mögen es seyn; aber doch überhaupt hat Moliere den schlauen Betrug begünstiget, und die Einfalt lächerlich gemacht, die das mindere Laster (nur Schwachheit) ist. (1768. S. 752.)

Wie gemein sind auf unsern Bühnen, die unaufhörlichen Anspielungen von Kammermädchen und Dienern auf Begriffe, die ohne das die Sinne mächtig genug reizen? Wie gemein ist die falsche Sittenlehre,

die das Glück im Besitz des Reichthums und der Schönheit setzt, und damit die Tugend zu belohnen. (1769. S. 990.)

VIII.

Ueber Schriftsteller.

Pope in seinem Versuche über den Menschen, verdeckt unter angenehmen Blumen ein gefährliches Gift. Seine Absicht gehet dahin, dem natürlichen Triebe oder Instinkte das Wort zu reden. Und der allgemeine Satz: Daß alles was ist, gut sey, streitet sowohl mit der Vernunft als mit der Offenbarung. Sollte der satyrische Pope kein moralisches Uebel kennen? und ist denn das moralische Uebel etwas wünschenswürdiges und gutes? [1746. S. 551.]

II. In dem Leben des Milton bemerkt man einen freyen, und aller Verstellung und Knechtschaft entgegen strebenden Geist, mit etwas Unruhe und einiger Eckelheit im Umgange. Ein Quacker gab ihm Anlaß das Paradiese Regaind zu schreiben, und dieses Werk war sein Liebling. [1750. 572.]

III. Es ist für Deutschland ein Vorwurf, daß die Schweizer zuerst es waren, die in Klopstock den grossen Geist gepriesen, und Dännemark ihn belohnt hat, da er mitten in dem aufgeklärtesten Theile Germaniens verborgen lebte. [1751. 580.]

IV. Ich will die Jahre, (sagt der Herr v. Haller in der Vorrede zu seinen Opp. min.) die mir in meinem Alter noch übrig bleiben, auch dahin anwenden, daß ich meine Werke von den Fehlern nnd Mängeln so viel reinige, als mir möglich seyn wird. Er entschuldigt diese Fehler durch die ungewisse Lebensart, die er habe führen müssen, indem er nie bey einer Wissenschaft habe bleiben können, und auch jetzt seitdem er Göttingen verlassen, in allgemeinen und besondern Geschäften seines Vaterlandes arbeite, die mit der Medizin in keiner Verbindung stehen. Er bescheidet sich auch, daß seit dem seine Schriften erschienen, die nemlichen Gegenstände von andern besser behandelt worden, und siehet endlich die Streitigkeiten als einen Fehler an, den er, so viel an ihm ist, zu verbessern trachten werde: wie man denn von den Streitigkeiten mit Senak, Hambergern, Gunzen, Hubern, keine Spur hier antrift. „ [1763. S. 153.]

V. Man wirft d'Alembert vor, daß er seit 1758. und seit dem Urtheile des Parlements wider die Encyclopedie, sich wieder als einen Katholiken, ja sogar als einen Kontroversisten anstelle. Ueberhaupt beschuldiget man die neuern französischen Weltweisen (in England würde man sie Freygeister nennen) einer verächtlichen Heucheley, indem sie bald die Duldung der Protestanten rühmen, und bald wider sie das Wort nehmen; bald den Aberglauben verwerfen, und bald selber wieder einführen wollen. Starb doch Mau-

pertuis zwischen geweyheten Kerzen, und blieb doch ein Philosoph. [1763. S. 176.]

VI. Gottsched mag zwar als ein grammatischer und prosaischer Schriftsteller sein Lob verdienen; aber der Geschmack des Lobredners des Hermanns und Verächter des Miltons kann auf keinen Ruhm Anspruch machen. Die Kleidung des Schönen mochte er allenfalls beurtheilen, für das Schöne selbst aber hatte er in der That kein Gefühl. [1769. S. 1062.]

VII. Wir haben kürzlich eine scharfe Beurtheilung der Schauspiele des unerschöpflichen Goldoni gelesen. Aber den Ruhm muß man doch dem Manne lassen, daß er eine unzählbare Menge neuer fabelhafter Gemüthsarten geschildert hat, die auf dem Theater neu waren, und gröstentheils feiner und minder Karrikatur sind als die Molierischen Geizigen, oder bürgerlichen Junker, wobey die Unwahrscheinlichkeit oft aufs höchste getrieben wird. --- -- [1769. S. 1292.]

VIII. Büffons schriftstellerischer Karakter hat das Rednerische, das ohne Beweis angenommene, das Zweydeutige, zum Unterscheidungszeichen. [1756. S. 1315.]

IX. Die Fabeln der Minnesinger aus dem 13ten Jahrhundert, beweisen eine schlaue Einfalt der damaligen Zeiten. Der Grund des Verstandes, ist, wie bey allen Nationen und Zeiten gut; die Einkleidung aber, und die indessen veraltete Sprache giebt der Ausmahlung einen gewissen Schimmel, der uns so we-

nig unangenehm vorkömmt, als der so hoch geschätzte grüne Rost der römischen Münzen. --- -- Es kann den Liebhabern der deutschen Sprache nicht anders als angenehm seyn, die kleine Abweichung der Wörter näher kennen zu lernen, die sie in fünfhundert Jahren erlitten hat, und manches ursprünglich deutsche Wort, und manche kräftige Wendung kann sich hier mit einem Geburtsbrief als ächtes deutsch rechtfertigen. 2c. [1757. S. 359.]

X. Wir finden im Pope einen grossen Vorzug an Stärke über den Boileau. Des leztern Satyren über den Menschen haften am äussern, und an einigen, theils einzelnen Nationen zur Schuld liegenden Mißbräuchen, theils unschuldigen Feyerlichkeiten. Pope geht auf die innern Triebfedern des Menschen. In den scherzhaften Heldengedichten, sagt Boileau in schönen Versen mehrentheils gemeine Dinge. Pope hat ganz neue Erdichtungen und neue Schwünge. Sein L'Ombrespiel ist unnachahmlich schön und witzig u. s. w. [1763. S. 63.]

XI. Herr von Linné klagt immer seine Tadler an. Aber hat er nicht zu der mindern Achtung seiner Verdienste dadurch Anlaß gegeben, daß er in der Botanik alle Benennungen fremder Verfasser, eine sehr kleine Anzahl ausgenommen, auslöscht; auch wo sie offenbar besser sind? Hat er nicht die Entdekungen derjenigen, die nicht alle seine Regeln annehmen wollen, unterdrückt? ihre neu gefundenen Pflan-

zen vorbey gegangen, und ihre Verbesserungen unangezeigt gelassen? Hat er nicht von verschiedenen Gelehrten, zumal auch in Wissenschaften wo er fremd ist, sehr hart geurtheilt? Hat er nicht, so lang es ihm immer möglich gewesen, die von ihm für Varietäten gehaltenen, und wahrhaftig doch verschiedenen Gattungen anzunehmen sich geweigert? wiewohl er später verschiedene endlich angenommen hat. — — Wir wünschten, daß bey der Arbeitsamkeit des Hrn. von Linné, bey seinem lebhaften Genie, und der vortreflichen Gelegenheit die Wissenschaften aufzuklären, er sich überwinden könnte, andern gleichfalls mit Augen begabten und weiter nach Süden lebenden vieles also frisch vor sich habenden Männern, etwas mehr zutrauen und überhaupt sich erinnern möchte: daß wie alle Wissenschaften, also auch die Kräuterkenntniß eine Republik sey. [1764. S. 687]

XII. Es muß allerdings vielen die unumschränkte Herrschaft zuwider seyn, die sich Herr Linné über die Thiere angemasset hat. Er hat sich selbst als einen zweyten Adam angesehen, und alle Thiere nach ihren Kennzeichen benennet, ohne sich um seine Vorgänger zu bekümmern. Kaum kann er sich enthalten den Menschen zum Affen, oder den Affen zum Menschen zu machen. [1746. S. 670.]

XIII. In dem brittischen Plutarch wird von Shakespear viel zu viel gesagt. Ein grosser Theil seiner Schauspiele sind voll concetti und unnatürlicher Aus-

drücke, zwischen welchen allerdings zuweilen etwas unverbesserlich schönes hervorschimmert; und es ist eine Anmerkung zur Geschichte des menschlichen Verstandes, daß zur nemlichen Zeit die Italiäner ihre besten Schauspieler und Dichter, die Engelländer die helle Morgenröthe des Shakespears, und Frankreich die elendensten Dichter besessen hat. 1765. S. 1126.]

XIV. Man findet genug Spuren, wie wenig Montesquieu mit seinem Vaterlande zufrieden seyn konnte. Man zwang ihn einen Abschnitt seines Esprit de Loix zu unterdrücken, worinn er zeigte, die Würde eines Statthalters sey für die vereinigten Niederlande nöthig. [1767. S. 999.]

XV. Cäsar Borgia das Ungeheuer, übertraf an Grausamkeit, an Frechheit seiner Lüste und an Treulosigkeit den Nero sehr weit; und es ist ein unwiderlegbarer Beweis des bösen Herzens des Machiavels, daß er dieses Scheusal zum Muster eines guten Fürsten wählte. [1768. S. 388.]

XVI. Des Petrarca ein und zwanzig jährige Liebe für die schöne Laura, war vermuthlich nur auf ihrer Seite Platonisch. Der Dichter rühmt ihre unverlezte Keuschheit, die er mehrmals angefochten zu haben gestehet, und seine zweyte Liebe für eine Fräulein Beccari endigte die Geburt einer Tochter, die des Dichters Erbin wurde. —.— [1768. S. 388.]

XVII. An Voltaire fühlt man doch immer den Vorzug unsrer Zeiten über die unwissenden, unphilosophischen Zeiten des Corneille. Die mehrere Kenntniß

der Sittenlehre und der Philosophie, und das Lesen englischer Schriftsteller, hat den Gedichten des Herrn v. Voltaire einen Nachdruck gegeben, den Corneille nicht haben konnte. Unstreitig hat Voltaire überhaupt das schönste Kolorit, das die französische Scene kennt. Zärtlich und ausgemahlt wie Racine, erhaben wie Corneille an seinen guten Stellen, und philosophischer als beyde. [Bey Gelegenheit einer Anzeige der theatral. Arbeiten dieses Dichters.] [1768. S. 424.]

XVIII. Der Artikel: Luther, in dem Dict. des portraits histor. anecd. des hommes illustr. ist unerträglich, und kein Jesuite würde ihn partheyischer geschrieben haben. Können denn die heutigen Katholiken nicht einsehen, was für Dank die Welt unsern Glaubensverbesserern schuldig ist, und wie sie auch ihnen die Fesseln des römischen Stuhls leichter gemacht haben. [1768. S. 1215.]

XIX. Rabelais wird oft dem Swift vorgezogen. Der Unterschied ist unendlich. Swift hat einen Plan, eine Absicht, seine Einbildung ist reich und der Natur ähnlich. Rabelais Räthsel gleichen oft den Einfällen eines Verrückten. [1771. S. 1044.]

XX. Man sagt in Frankreich Haller habe sich nach dem Boileau gebildet. — Keine Dichter können sich unähnlicher seyn. Des Boileau Vorzüge waren in der Mechanik des ausgefeilten Verses, und in der schlauen Bosheit; sein Geschmack schränkte sich auf die Dichtkunst ein, aber sein Herz fühlte nichts, und man wird kein Zeichen einer Rührung bey ihm finden. [1771. 1045.]

XXI. Shakespear hat überhaupt unnachahmlich schöne Stellen, aber aus Mangel an Geschmack sinkt er in die niedrigsten. Es ist freylich wahr, der Geschmack seiner Zeit hieng am Hanswurstischen. Dies mag eine Entschuldigung für Shakespear seyn, nicht aber für die Schauspiele, deren Ziel die Vollkommenheit seyn soll. Gelehrt war Shakespear nicht. Sein Theseus spricht vom Aristoteles. Wir können auch sein Lob nicht zugeben, daß er die Leidenschaften so vortreflich geschildert hätte, wenigstens nicht die Liebe. [1771. S. 1175.]

XXII. An Fenelon rühmt sein Biographe vornämlich die Sanftmuth. Fenelon hat rund abgeschlagen mit Dragonern die Protestanten zu bekehren, und er hat zwey Provinzen von der Verfolgung befreyet; — Er allein in ganz Frankreich habe sich der Gewaltthätigkeit widersetzt. — Sein Telemach wird freylich gerühmt; wir würden die allzuhäufige heidnische Mythologie, die unanständige Geschäfte der Götter, die unmöglichen Vorschläge, wie die Eintheilung der Bürger in Klassen, und die allzuumständlichen Zweykämpfe, etwas gemildert wünschen. — Er hatte Streitigkeiten mit Bossuet, aber Bossuet war ein stolzer Sophist. [1772. S. 279.)

XXIII. Bacon ist mit dem Galiläi verglichen worden. Der letztere war freylich ein besserer Mathematiker und Sternkenner, aber er war auf wenige Wissenschaften eingeschränkt; Bacon übersah sie alle, und die Mittel sie zu verbessern, wie ein Wesen

von einem höhern Orden, und wie noch niemand sie angesehen hatte. (1772. S. 325.)

XXIV. Herr v. Haller gedenkt mit einigem Verdrusse der Nachrede, die er nach fast vierzigjähriger Arbeit, unzählbaren beschwerlichen Reisen, und beträchtlich aufgewandten Geldern, (wegen seiner botanischen Werke) hat ausstehen müssen. Es ist abgeschrieben, sagte man, weil der Herr v. Haller genau die Schriftsteller anführt, die vor oder nach ihm, aber wie er, über den Bau der Blumen denken. Dennoch sind in der hist. stirp. Helv. einige hundert neue, und noch mehrere vorher fast unbekannte und daselbst zuerst bestimmte Gewächse; und dieses ist, sagt er, der Lohn, den man für seine Bestrebungen genießt, nützliche Wissenschaften zu erweitern! (S. Scheuchzers Agrostographie. N. Ausgabe.) (1775. S. 3.)

XXV. Wir finden nöthig, den wahren Zweck anzuzeigen, den v. Haller bey so vielen Citationen mochte gehabt haben. Es ist die dankbare Hochachtung, die er gegen jene Männer trägt, durch deren Werke er selbst seine Wissenschaften erweitert hat. Hatte er z. B. in dem menschlichen Körper etwas besonders bemerkt, so glaubte er sich nicht gleich berechtiget, dieses unbekannte Land in Besitz zu nehmen, bis er sich überzeugt halten konnte, daß kein anderer es vor ihm schon entdecket. Hat er aber die Spuren andrer Männer gefunden, die vor ihm eben diese Bemerkungen gemacht, so hat er sich verbunden geglaubt,

ihre Namen anzuzeigen, um die grössern oder kleinern Verdienste eines jeden Mannes, aufs sorgfältigste der Nachwelt zur Verehrung aufzubehalten. (1745. S. 120.)

XXVI. Des Jesuiten Peter Daniel Huets Buch von der Schwäche des menschlichen Verstandes, sollte unter der Vernichtung der gewissen Erkenntniß des Menschen, das Ansehen des römischen Stuhls erhöhen, zu dem man, als zu dem Statthalter des Allerhöchsten fliehen, und die Gewißheit suchen müßte, weil selbige ausser der Kirche nicht könnte gefunden werden; und wenn die Vernunft der Ketzer, wie bey der Verwandlung im H. Abendmale so viele Zweifel hervorbrächte; so konnte man sie dadurch binden, daß man ihnen zeigte: alles ist voller Zweifel und Ungewißheit. Und diese Lehre ist auch sonst der Sittenlehre und den übrigen Lehren des Jesuiterordens gemäs. (1745. S. 739.)

XXVII. Corneille hatte schon im Jahr 1625. Schauspiele herausgegeben, und hörte 1672. auf, da noch die französische Sprache ihre Reinigkeit nicht empfangen hatte. Er opferte dem ersten Reime gar zu gerne den zweyten auf, er schrieb auch zu geschwind, und besserte zwar zuweilen in den nachfolgenden Auflagen etwas, aber nicht oft genug. Voltair's Kommentar über den Corneille ist wichtig. Voltaire als ein alter erfahrner Meister in der Schaubühne, besitzt die Gesetze des Wohlstandes sehr wohl, die Corneille oft vernachläßiget hat, ob er gleich der erste

war, der sie auf die Bühne brachte. Voltaire fühlt also sehr genau die Fehler wider die Einheit des Schauspiels, wider die richtige Folge der Auftritte, wider die Beybehaltung der Theilnehmung an einer Person, ohne die kein Schauspiel gefallen kann. Doch treibt Voltaire seine Skrupel gegen Corneille ein wenig zu weit, und er hat dadurch die Nation ziemlich aufgebracht. (1764. S. 1068.)

XXVIII. Wir finden Voltair's Urtheil über den Shakespear völlig unbillig. Der Mann schrieb unter der Königinn Elisabeth. Was hatten damals die Franzosen für Schauspiele? Er starb jung, und war von gemeinen Leuten entsprungen. Es ist fast ein Wunder, daß er dennoch die römische Geschichte so wohl besaß, und die vornehmsten Personen nach ihrem Karakter, selbst nach Voltairens Geständniß, reden lies (1764. S. 1070.) Freylich ist Shakespear ein Gemische von Gold und Koth, aber das Gold bleibt eben so rein, wenn es schon nicht allein in seinen Gedichten herrscht. Man muß gestehen, daß die mechanische Folge der Scenen allzusehr auseinander hängt; aber die einzelnen Scenen, und manchmal fast ganze Stücke sind unverbesserlich, wie Measure for measure, etwas ganz Weniges ausgenommen. (1764. S. 92.)

XXIX. Klopstock hat in soweit die Morgenländer nachgeahmt, daß er aus der heil. Schrift viele Bilder und Ausdrücke nachgebildet hat. Die Kritik

die ein andrer über diesen Dichter gefället hat, ist zum Theil allemal die unsrige gewesen. Herr Klopstock läßt seine Personen zuviel reden, und zu wenig thun. Freylich kann man antworten, Jesus habe in der von K. besungenen Zeit mehrentheils durch innere grosse unerträgliche Empfindungen gelitten, die sich durch keine Handlungen ausdrücken lassen. Aber dennoch sind der Reden zu viel, und die meisten zu lang. Hingegen finden wir seine Abbildung der bösen Geister nicht tadelhaft, sie ist völlig im Kostüme, sie wird auch durch viele Stellen in der heil. Schrift unterstützt. (1767. S. 303.)

XXX. Homer soll alles zur Sittlichkeit zurückgebracht haben: er, der wie der Verfasser des Reinike Vosses alle Erhabenheit dahin setzte, glücklich zu seyn, und seinen Zweck entweder durch Muth oder auch durch List zu erreichen. — Die Schlachten Homers waren vermuthlich nach dem Kostüme geschildert, aber für die Nachwelt unstreitig mit zu vielen Zweykämpfen und mit den Niederlagen unbekannter Krieger verwirrt, an deren Schicksal man keinen Antheil nimmt. — Aber Homer schwächte niemals das Erhabene durch Witz, wie sein französischer Uebersetzer (M. de Rochefort) häufig that. (1772. S. 483.)

XXXI. Raynals philosophische Geschichte des Handels, ist mit vieler Freymüthigkeit geschrieben; sein Styl ist witzig, oft epigrammatisch, und hat wie alle seine Arbeiten, viele Antithesen. — Er geht

oft

oft zu sehr dem allgemeinen Geschwätze nach, wie er über Länder urtheilt. Er ist ein Enthusiast für alle Arten von Freyheit, das man in einem despotischen Lande leicht werden kann. (1774. Zug. 233.)

Raynal behauptet die Franzosen haben bey ihrem heitern Himmel grosse Vorzüge in den Künsten; ihre Sprache herrsche in der Prosa; sie sey die Sprache der Vernunft und der Wahrheit. — Wie oft muß man diese Ruhmsucht über eine tonlose, keiner Aufnahme fähige, tausend Begriffe nicht ausdrückende Sprache hören, die nicht einmal Wörter für Stehen und Reiten hat! — Raynal ist auch sehr heftig, und er schont die römische Kirche nicht. Sie hat, sagt er, die Grundsätze der Gerechtigkeit wirklich ausgelöscht, welche die Natur in aller Menschen Herzen gelegt hat *). Aber überhaupt klagt er die Religion an, die das Verhältniß der Menschen gegen einander nicht regiere, sie sey allein veränderlich, und die Sittenlehre beständig. Wie unhistorisch! Wie sehr ist die durch das Christenthum erleuchtete Sittenlehre von der Sittenlehre der griechischen Helden und selbst der tugendhaften Römer verschieden! — Raynal am Schluß seines Werkes (das ihm eine Wohnung vor dem Thore S Antoine zuwege bringen würde, wenn man ihn in Frankreich beträte), drohet der despotischen Gewalt, so feste sie zu stehen scheint

*) Götting. Anz. Zugabe. 1772. S. 258.

dennoch den Untergang, weil die Völker sich mehr und mehr aufklären (und mehr und mehr der Gewalt der Kriegsmacht unterworfen sind.)

XXXI. Ich würde dem Tacitus nicht zur Last legen, daß er die Menschen zu böse gemacht habe. Tacitus lebte in den verdorbensten Zeiten, und hatte die abscheulichsten Fürsten gekannt, die jemals geherrscht haben. — — Wenn man die Alten mit den Neuern vergleichen will, so müssen die grösten Kämpfer in jeder Wissenschaft sich gegen einander messen; überhaupt würden die Neuern gewinnen, nur müßte Guicciardin nicht wider den Tacitus fechten. — (1774. S. 103. Zug.)

Er starb — so sprach Haller bey dem Tode eines berühmten Gelehrten — ohne die Bisse des Neides erfahren zu haben. Ein Glück, das seltener ist als Bänder und Sterne, und das man nur durch Bescheidenheit sich erwerben kann. (1770. Zug. 200.)

IX.

Vermischte Anmerkungen.

I. Mit Recht werden die Tugenden der Römer herabgesetzt. Sie bestunden fast einzig in einer fanatischen Liebe zum Vaterlande, und alle sanftere Empfindungen waren aus diesen eisernen Herzen verbannt. (1769. S. 1180.)

II. Wir haben wahrgenommen, daß die Römer nebst den bekannten Aufmunterungen für die Sieger, hauptsächlich besser mit Belagerungen umzugehen gewußt, als andre Völker, und hingegen auch die eroberten Städte besser vertheidiget; so daß ihre verlohrne Schlachten fast keine Folgen gehabt, ihre Siege aber allemal für ihre Feinde einen wirklichen Verlust eines Theils ihrer Länder nach sich gezogen haben. (1771. S. 55.)

Constantin und hernach alle Kayser, brauchten zusehr die Barbaren in ihren Kriegsdiensten, liessen die alte schwere Rüstung des Fußvolks eingehen, setzten ihr Vertrauen in die Reuterey und in den Bogen, und verliessen also die Grundsätze der Kriegskunst, die den Römern wider die tapfersten Barbaren ein Uebergewicht gegeben hatten. (1771. S. 56.)

III. Sparta war ein wahres Nest von Wölfen, deren Tugend im Rauben bestand. (1772. S. 772.)

IV. Schwer ist es, seine eigene Angelegenheiten zu vergessen und ein aufrichtiger Geschichtschreiber von sich selbst zu seyn. Schon im Alterthum vermochte es Xenophon nicht, aber Thucydides zu seinem unsterblichen Ruhme leistete es vollkommen. (1750. S. 181.)

V. Die Folgen der Kreuzzüge für die Geistlichkeit waren ausserordentlich. Die Edelleute verkauften um die Wette ihre Güter, und mehrentheils den Stiftern, um die Unkosten dieser gepriesenen Reisen zu bestrei-

ten. Diese schädlichen Früchte des Aberglaubens waren die erste Quelle der Wappen. Frankreich selbst hat die Lilie zuerst unter Ludwig dem Jungen geführt (1755. S. 935.). — — Das Beste was die unsinnigen Kreuzzüge thaten, war die Befreyung der vielen Leibeigenen.

VI. Man weiß, daß unter den vielen Revolutionen der Staaten, die Fakultäten vieles gelitten; die medizinische ausgenommen, welche man niemals hat entbehren können. (1745. S. 4.)

VII. Bald würden wir uns überreden, es sey unmöglich unter der französischen Nation einen Geschichtschreiber zu finden, der sich erinnern könnte, daß er der Diener der Wahrheit und nicht der Nation seye. (1768. S. 1279.)

VIII. Freydenkerey löst alle Bande der menschlichen Gesellschaft auf, weil sie Eyde und Verbindungen entkräftet. (1765. S. 341.)

IX. Allerdings zehrt die Seele den Leib aus. Swift war mager so lang ihn die Ehrsucht und mancherley Gram plagte. Als er aber den Verstand verlohren hatte, und wie ein Kind ward, so wurde er fett. (1749. S. 976.)

X. D'Alembert wagt einen heftigen Ausfall auf die Arzneywissenschaft, und es macht seinem philosophischen Geiste keine Ehre. Er sollte sich erinnern, wie viele Tausende in hitzigen Krankheiten durch diese Wissenschaft gerettet worden sind; und wie in den

langsamen Uebeln die Natur sich gar nicht selber hilft. Wenn er nur die Lebensjahre der neuern Könige mit den Lebensjahren der Könige in den ritterlichen Zeiten der Unwissenheit vergliche, so würde er sehen, wie viel mehrere Fürsten heut zu Tage aus schweren Krankheiten genesen; und wie viel länger sie leben. Hätte Heinrich V. einen Arzt gehabt, wie jetzt Hunderte sind, so wäre Frankreich vermuthlich noch in den Händen der Plantageneten. — — (1774. S. 102.)

XI. Wer gesteht es nicht, daß manches Buch einen glänzenden Titel hat, dessen Innhalt ohne allen Glanz ist? Es sind übertünchte Todtengräber, die in sich nichts als Gestank und Gerippe hegen. (1746. S. 475.)

X.

Die Schweiz betreffend.*)

I. Man hat über den Gebrauch des Worts Helvetier eine Kritik gemacht. Es ist aber gewiß, daß Schweizer ein in den Akten nicht angenommener und einem einzigen Kanton eigenthümlicher Name ist. Die Kanzleyen sagen Eidgenossen, wo aber von der Geographie die Rede ist, dünkt uns Helvetien besser, da jenes Wort eigentlich nicht ein Land, sondern eine Bundsverwandschaft ausdrückt. (1766. S. 215.)

II. Die Besitzer der Wiesenländer sind fast überall wohlhabend; doch ohne grossen Ueberfluß. Es giebt im Kanton Bern 10,000. Thlr. besitzende Bauren und viele mit 1500 Thlr. welches unstreitig einen Staat mächtiger macht, als die unendlichen Güter anderer Bauren in eben diesem Kanton, wo für 30,000

*) Der Herr v. Haller hat eine ausserordentliche Anzahl älterer und neuerer Werke, und einzelne Schriften, die Schweiz betreffend, in den Götting. Anzeigen, rezensirt und berichtiget. Die Resultate seiner litterarischen Beobachtungen hat sein würdiger, leider! zu früh verstorbener Sohn, der Verfasser der Bibliothek der Schweizer-Geschichte in 6. Bänden; theils benutzt, theils mit seinen eigenen kritischen Anmerkungen weiter ausgeführt. Es scheint also überflüßig, sich auf Auszüge einzulassen, die anderswo vervollständiget sind, und hier nur zerstückt hätten erscheinen müssen. Jene Blicke auf die natürlichen Merkwürdigkeiten seines Vaterlandes, vereinigte er selbst unter einen Gesichtspunkt, in der Vorrede zu der historia stirp. helv. ind. — Die paar einzelne Notizen mögen indessen noch hier stehen.

Thlr. Land ein einziger Baurenhof und nur eine Familie ist. (1763. S. 237)

III. Die künstlich gewässerten Wiesen sind in Helvetien das schätzbarste Grundstück; sie übertreffen den Ackerbau am Werthe sehr viel, und geben den Weinbergen nichts nach. — (1763. S. 178.

IV. Die Republik Bern ist eigentlich reich und in Helvetien die reichste, weil sie bisher noch eingeschränkte Ausgaben gehabt hat. Das Volk ist reich, theils wirklich, wegen den Manufakturen der Leinwand, der gemahlten baumwollenen Tücher, der Ausfuhre der Käse, (die in sehr hohen Preise stehen) und des Viehes. Die Stadt ist ziemlich reich, weil alle Jahre die Aemter in die patrizischen Familien bey zweymal hundert tausend Thaler werfen. Aller dieser Reichthum ist aber mittelmässig und eher ein Wohlstand. (1772. S. 275.)

V. Helvetien hat zwar einige gute besondere Landkarten, von Zürich, Neufchatel, dem Genfischen, dem Baslischen (jetzt das Pays de Vaud von Mallet) aber von den meisten Kantonen und folglich von ganz Helvetien keine erträgliche Landkarte. Selbst des De L'Isle schöne Karte ist eine Kopie, der nach andern kopierten Scheuchzerischen, die bey einigen eigenen guten Gegenden überhaupt doch unrichtig ist. (1771. S. 520.)

VI. In Helvetien hat Bern allein, und in seinem Lande das Gouvernement Aelen, den Vorzug Salz-

quellen zu besitzen, die an drey Bergen zwar besonders entspringen, doch so, daß sie alle zu einem ziemlich bestimmten Bezirke gehören, wo man in allen Wassern Kochsalz antrift. — 1765. S. 554.

VII. Die Landstraßen sind nun in Helvetien ungemein schön, und von der besten Art. *) Sie befördern auch die Handlung auf alle Wege. Wir besitzen auch dazu den häufigsten und besten Grand. Noch besser ist der Marmor, den wir zu den Landstraßen gebraucht haben, der aber nicht an allen Orten weder gebrochen noch verarbeitet wird. Wir haben uns der Ueberbleibsel vom Springen bedient, das wegen einer Marmorfabrik geschiehet. Ein guter Rath ists, den Grand nach und nach aufzutragen, daß die eine Lage feste liegen mag, ehe die Zweyte nachfolgt. In den Morästen gründet man den Weg auf eichene Wellen, die mit grossen Steinen beschwert werden. — Wir haben eine Strasse zu verbessern gehabt, die von dieser Art war, und durch einen unendlichen Triebsand gieng. Sie sinkt seit 20 Jahren noch immer, und wir haben sie mit neuen Materialien aus dem Sumpfe heben müssen. Anstatt der Schranken sind allerdings die Grä-

*) Sie sind von der Republik Bern um 1740. durch den größten Theil des Kantons mit ungemeinen Kosten fortgesetzt, auch von Solothurn, Basel, Freyburg und das Bisthum Basel nachgeahmt worden. Wobey man unendlich mehr Schwierigkeiten gehabt hat, als in Deutschland.

ben vorzuziehen. Man muß keine Strasse steiler werden lassen, als einen Zoll im Schuh. (1762. S. 933.)

VIII. Mehrere Gelehrte stimmen fast in die nicht unwahrscheinliche Sage ein, die Gegenden die den hohen Gebirgen am nächsten sind, werden kälter; die um Luzern ehemals zahlreichen Weinberge hat man nach und nach wegen der unsichern Witterung verlassen müssen. Daß der Schnee und das Eiß überhaupt auf den Alpen zunimmt, ist unwidersprechlich. Da kleine in den Akten nahmhaft gemachte Dörfer und gangbare Straßen, vom Ewigen Schnee so bedeckt sind, das man keine Spur und fast keine Stelle findet, wo sie haben Platz finden können. (1767. S. 754.)

IX. Der Karakter der Schweizer scheint die Lebhaftigkeit des Südländers mit dem Ernste des Nordländers zu vereinigen. (1764. S. 941.)

der Sonne sehen. Man muß seine Straßen weiter wer-
den lassen, wenn Gott ihn Schutz. (1764. S. 911.)

VIII. Mehrere Gelehrte stimmen jetzt in der nicht unwahrscheinlichen Meynung, die Gegenstände, welche den [illegible] nachstellen sind, werden, die mit Fingern ebenfalls zahlreichen Weingärten der man nach und nach wegen der unsichern Witterung verlassen müssen. Daß der Gräber und das Glück überhaupt auf den [illegible] abnimmt, ist [illegible]. Die kleine in den Städten nahmhaft gemachte Dörfer und ganze Strecken, [illegible] geschickt sind, daß man keine Spur und fast keine Stelle findet, wo sie haben Platz finden können. (1764. S. 254.)

IX. Der Kanzler der [illegible] schreibt die [illegible] Fähigkeit des [illegible] mit dem Ende des Nordlandes zu vereinigen. (1764. S. 941.)

Fragmente
Religioser Empfindungen.

„Das ist dann noch immer die göttliche, auf Gott sich beziehende, und durch seine Wahrheit erweckte Traurigkeit, welche wirket eine Reue zur Seeligkeit, die niemand gereuet.“

1736.

Der Gott der Gnade gebe seinen Seegen zu allen meinen Unternehmungen.

Durch den Tod meiner geliebten Frau Marianne, gebohrne Wyß, wurde ich in eine grosse Traurigkeit versetzt; und es wachte insonderheit mein Gewissen auf; als ich bedachte, wie man im Todeskampfe so sehnlich seufzet, über die Sünden, die man ohne Bedenken täglich thut. Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens, und trachte mich zu bessern. Bis hieher hat überhaupt immer etwas in mir nach der Besserung gesehnet; aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit.

Ich hätte es auch gerne weiter bringen mögen, aber ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen; sondern ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit meiner Beständigkeit.

Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrschet in meinen Gedanken. Ich habe Ursache zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sey.

O Gott ich kanns nicht, du kannst's! Erweiche mein fühlloses Herz. Lehre mich Jesum erkennen; nicht mit den Lippen an ihn glauben, sondern sein Verdienst mir zueignen.

O lehre mich wenn ich traurig bin, nicht den Welttrost anzunehmen, sondern mich zu dir zu kehren; der du wahre Güter hast, gegen die, das was ich verlohren, nichts ist.

O! gieb mir ein anderes Herz; das nicht heuchle, nein dich liebe, dein sey, ganz und ohne Ausnahme!

5. Dec. Wo ist jetzt die Seele meiner verewigten Frau? Ach, welch ein Unterschied! Entweder leidet sie unaussprechliche Verzweiflung in einer schreckhaften Einöde, oder in der Gesellschaft boshafter Geister; Oder sie preiset Gott mit unsäglicher Entzückung in Gemeinschaft der auserwählten Seelen und der guten Engel. Thut sie es nicht, so ist es grossentheils meine Schuld. Und das sollte mich nicht rühren, ich sollte nicht weinen!

8. Dec. Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so munterts mich auf. O wer nur könnte zu Gott kommen, dem Sitz der Seeligkeit. O, daß meine Liebste da wäre!

und ich sie nicht daran gehindert hätte. O daß ich sie bald bey Gott anträfe! Vollbringe Herr! Der Anfang und das Vollbringen ist dein!

17. Dec. Schon lange nichts göttliches mehr! Eitel Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; — O was soll aus mir werden. Ich habe nicht mehr Kraft zu seufzen. Heiliger Geist zerknirsche mich! daß nicht Betrübniß wegen Beraubung weltlicher Güter, sondern Trauer über die Seele da sey!

18. Dec. Nichts gebessert. Aeusserlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau ohne Eifer; ohne Furcht, ohne Liebe. O Gott! Wohin führt dieser Weg. Sie sagen Friede! Aber hier ist kein Friede.

19. Dec. Nichts Gebessert. Elendes Gebet, ohne Kraft und Glauben. Elende Entschliessungen ohne Erfolg. Noch sagen sie es sey Friede. Ists ihr Ernst? Betriegen sie sich oder mich? Noch immer Ungeduld Ruhmsucht, heimlich auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade und wer weiß wie lange sie währen wird? — Gott gieb, daß ich dich kennen lerne! Wenn ich dich kenne, so werde ich dich lieben müssen. O Gott lehre mich, was ich thun soll, daß ich zu dir komme, und gieb mir Gnade, daß ichs thun könne!

1737.

6. Jän. Elender Zustand wenn man sich selbst nicht besehen darf, und vor dem Spiegel sich scheuet! O wie viel besser waren meine traurigen Tage, als dieser weltliche Verdruß; diese Qualen, die man sich selbst und andern macht.

13. Jän. Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O, daß ich diese Erinnerung nie wieder verliere!

14. Jän. Gott, Herr des Trostes! sey bey mir. Dunkel ists in meiner Seele. Licht der Gnade! wirf ihr einen Strahl deiner Erleuchtung zu. Ach thue im Zeitlichen was du willst; nur schone der Seele!

31. Jan. Ach Gott, wie bin ich wieder von dir gewichen! Reiche mir deine Arme; ich will, wie mich dünkt, auch helfen. Vater, gib mehrere Standhaftigkeit dich zu lieben! Mehrern Eifer, mehrere Sanftmuth! Nimmt weg Welt und Eigenliebe. Herr erbarme dich meiner!

10. Febr. Der Zustand meiner wankenden Gesundheit, erinnert mich an Gott zu denken. Ich danke dir o Gott! für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. Leben und Tod ist noch vor mir. Ists möglich daß ich den Tod wählen sollte? — Schaffe du, o Gott! ein neues

Herz

Herz in mir, laß dein Erbarmen nicht müde werden; laß es stärker seyn als mein Verderben.

26. Febr. Weit schlechter als jemals. Ich darf nicht mehr sagen Herr, bekehre mich. Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen.

28. Febr. Herr gieb Gnade mich zu reinigen. Herr erhalte; Herr erbarme; Herr sey mir gnädig! Gieb mir deine Liebe, die Begierde nach dir! die wahre Gewissensruhe!

11. März. Ich nehme mir vor, anders zu leben; mir nicht alles zuzulassen; auf meine Gedanken, Reden und Handlungen acht zu geben; und von dem Wege zu weichen, der zum Verderben führet. Herr, du Geber aller guten Gaben, gieb mir dazu deine wirkende Gnade, daß ich dich kenne, dich liebe, und mich der Kürze der Gnadenzeit beständig erinnere. Du willst nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre.

25. März. Unfruchtbare Entschliessungen, die ich nicht vor Augen gehabt, und an die ich so zu sagen niemals gedacht, darf ich noch andre machen? — — Ich will mit Gottes Gnade mein Leben anders einrichten. Wider Zorn, Lügen, Verläumdung, Hochmuth, Müssiggang, Ueppigkeit und Weltliebe mich zur Wehre stellen. Gott Morgends und Abends bitten, daß er mir bey-

stehe, in dem Kampfe, wo ich ohne ihn nichts vermag; die Gelegenheiten meiden, und mich bemühen, alle Morgen meine Entschliessungen zu erneuren; alle Abende meine Aufführung zu untersuchen, und zu trachten, daß ich entgehe dem Zorne Gottes, der bereitet ist den Unbußfertigen.

31. März. Abermal ein Monath vorbey. So gehen unsre Tage und unsre Jahre dahin, biß das Maas voll ist, und wir fort müssen. In was für eine Ewigkeit? — Herr hilf, sonst bin ich verlohren!

10. Aprill. Gott hat mir ein sehr erweckendes und erbauliches Buch zugeschickt. Aber kennt mein Herz auch die Stimme Gottes? — Heiland der Welt! der du dein Blut vergossen hast für uns alle, gieb mir Gnade, dich zu kennen, dich zu lieben, mein Elend zu fühlen, und den Weg zu gehen, der in der Zeit mir allein Ruhe und in der Ewigkeit allein Trost geben kann. Amen!

14. Aprill. Mein Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache in der Welt findet, daran zu hangen. O Gott! es kennet dich nicht; es denkt an dich mit Undank, ja wohl mit heimlichem Hasse wie ein Verurtheilter an seinen Richter. O wie ruhig würde ich seyn, wenn mein Herz besser wäre, wenn ich an Gott einen Freund, einen Vater hätte! Aber wer das will, der muß

sich verläugnen und sein Kreuz tragen. Aber das will mein gottloses Herze nicht! Was soll ich thun daß er wolle. Gib mir o Gott die Gnade daß ich mit anhaltendem ernstlichem Gebete an dir halten, mich mit dir vereinigen; Seegen und Gnade erlangen möge, Amen!

29. April. Mich dünkt es rege sich in mir etwas Hoffnung. O daß sie von Gott wäre, und zu Gott führte!

13. May. Noch ist mein ganzes Leben irdisch gesinnt. Und ich weiß nicht ob ich das Herz fassen darf, in diesem Augenblick vor Gott zu treten. Sein allsehendes Auge siehet alle die Unlauterkeit meines Herzens, und Heucheley ist vor ihm sowohl Greuel als Thorheit. Wie stark sind doch die Fesseln der Sünde! So versichert ich bin, daß der Ausgang unaussprechliches Verderben ist, so wenig finde ich Willen oder Kraft diese Knechtschaft zu verlassen. —

26. May. Ists, daß ich mein Elend weniger empfinde, oder bin ich sonst von der Welt minder verleitet? Ich verspüre mich merklich ruhiger. Gott sey Dank, trauriger im Aeussern und gerührter; aber mit mehrerer Gott gebe gegründeter Hoffnung! Ach, daß ich Thränen vergiessen könnte, die von Herzen giengen; die nicht den Verlust der Weltfreude, sondern die Feindschaft mit Gott beweinten!

20. Jun. Wie kalt ist meine Liebe gegen Gott! Ich fürchte ihn als einen Richter; und liebe ihn nicht als einen Fürsprecher. Wie manchen Zug des guten Geistes habe ich unnütz angewandt; und das Pfund das er mir anvertraut hat, verschleudert. Herr, werde nicht müde mit deiner Gnade!

23. Jun. Was hat meine liebe Marianne gedacht, wie ihre sonst so unschuldige so liebreiche Seele den grossen Richter erblickt hat! — — Wo werde ich hinfliehen, wenn Gott einst Rechenschaft von mir fordern wird. Wie tausendfach grössere Streiche habe ich verdient, der ich meines Herrn Willen besser weiß, und weniger thue.

1. Jul. Liebreicher Vater! ists ein Betrug, oder bin ich endlich etwas gerührt? O hilf mir Armen, daß ich nicht durch falsche Beredung mich besser glaube, nicht die Buße versäume, die ich, wie du weißt, niemals genugsam gethan. Ziehe mich zu dir! Laß das Blut deines Sohnes, ob ich ihn wohl noch nicht recht kenne, für mich sprechen. Rette mich Herr, so bin ich gerettet!

22. Jul. Die Bewegungen der Gnade habe ich gar sehr verwahrloset, daß ich fast nicht mehr hoffen darf, einen Zug derselben wieder zu fühlen. Es ist wahr: Christus ist für alle gestorben; aber sein Blut ist an den Ungläubigen und Abtrünnigen zu ihrem noch grössern Unglücke verlohren. O Heiland der Welt! lehre mich dich kennen,

dich lieben, dein Verdienst mir zueignen. Laß mich allen Hochmuth und eitle Lust verläugnen! Amen.

7. Aug. Ich komme von einem sehr lehrreichen Anblicke, einem Sterbenden. Er erwartet alle Augenblicke, die nahe, die furchtbare Ewigkeit. O wie unrein sind wir in den Augen Gottes, und welche schreckhafte Gedanken muß eine Seele befassen, wenn sie vor dem allweisen, vollkommen gerechten Richter erscheinen soll! O daß dieser Augenblick uns immer in Gedanken wäre! O daß ich doch nicht immer wider mein besseres Licht ins Verderben rennete!

18. Aug. Neben mir stirbt wieder ein Freund weg, der seines Alters und seiner Gesundheit wegen mich hätte begraben sollen. Ihn nimmt Gott hinweg – mich läßt er noch wie einen halbverdorrten Stock in Erwartung der Buße hier. Aber auch mich wird der Tod überfallen, vielleicht wenn meine Lampe gelöschen und kein Oel drinn seyn wird. —

12. Sept. Stärke mich Herr! Bewahre mich vor unnützen üppigem Geschwätze, vor Lügen, Afterreden, Zorn, Ungeduld, Neid. Erwecke mein Gewissen; Schärfe mir das Gefühl meiner Sünden; unterwirf mich deinem züchtigenden Geiste.

3. Okt. Vater reiche mir deine Hand, führe mich ab vom Weg des Verderbens worauf ich wandle Nimm mich mir selber; nimm meinen Willen,

mein Herz zu dir! O ich wollte es dir gerne geben. — Gib mir die Kraft, daß ich hinfort I. den Anfang und das Ende des Tages mit der Untersuchung meines Selbst und mit Uebergebung meines Herzens mache; dann auch wohl etwas lese, was die Furcht Gottes bey mir rege machen könne. II. Mit dem Gebet anfange und schliesse; III. Alle unnöthige unnütze Gesellschaften meide. IV. Alle meine Stunden entweder mit Studien oder mit dem Worte Gottes, oder mit einsamen Betrachtungen ausfülle; daß der Müssigang kein Weg zur Sünde werde. V. Gegen alle meine groben und feinern Sünden beständig kämpfe, auch mich darum enthalte des Geschwätzes, der Raillerie; unnöthiger Projekte, und daraus folgender hypothetischer Sünden. Hingegen mich befleiße der Reinigkeit in Worten und Handlungen, und zu widerstehen den Bequemlichkeiten und Reizungen des Fleisches. Herr! insonderheit lehre mich dich kennen, und den der neben dir sitzt Jesum den Gekreuzigten!

31. Okt. Laß mich den Frieden suchen, der vor dir gilt. Vater öfne mir die Augen, daß ich dich sehen und kennen lerne. Dich und den du gesandt hast, Jesum Christum!

24. Nov. Gesegnet sey der da kömmt im Namen des Herrn! Nemlich der heilige Geist, dessen Rührung ich zu empfinden meyne. Ach Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben!

Die Kraft des Wortes Gottes ist in mir mächtig gewesen. Es dünkt mich nun möglich und fast leicht zu überwinden. Aber ich kenne mich, und mein tükisch Herze wohl. Wenn du o Gott mich nicht bewahrest, wie bald werde ich abtrünnig werden. Sey aber du bey mir o Gott, und hilf mir Schwachen.

3. Dec. Gestern war es ein ganzes Jahr, daß ich mein Sündenregister anhub. Damals war ich schlimm, unbeständig, suchte in meiner Traurigkeit Trost in den Eitelkeiten der Welt; kannte Gott und Christum nicht. — Bin ich aber nicht noch eben so hochmüthig, geizig, jähzornig, gehäßig und im Herzen so üppig als ich jemals gewesen. Vater ich bin ein böses verhärtetes Kind, das seinen ihm zurufenden Vater wegstößt. Biß du aber Treu in meiner Untreue. Zerknirsche mein steinernes Herz, daß ich fühle was dein Zorn ist. — Herr erbarme dich meiner!

1738.

1. Jän. Welch ein Elendes neues Jahr im Geistlichen! fast sehe und fühle ich nichts mehr von Gott. Zerstreut in weltlichen Sachen, ohne Eifer und Aufmerksamkeit; hängend an Ehre, Wollust und an allem Bösen, zufrieden mit den tröstlichen Zuredungen meiner Eigenliebe. O Herr

erbarme dich meiner; denn ich bin eitel und falsch, eitel Heucheley. Gib, daß ich mich verläugnen und dir nachfolgen könne.

22. Febr. So lange hab ich mich vor Gott verborgen! Aber darum sieht er mich doch, und seine Strafe wird durch meine Sicherheit nicht abgewandt. Ich habe seitdem allen Geschmack an göttlichen Dingen verlohren. Ich bin der alte unbekehrte elende Mensch. O Herr erbarme dich mein! Gieb daß ich anfange ehe ich zu Ende bin! Oefne mir die Augen, daß ich den Tod vor mir sehe! Gib mir Gnade in der Maasse, wie du o Gott es gut findest, und biß mein Erlöser. Amen.

11. März. Wie die Zeiten dieses Büchleins, so sind meine Triebe zum Guten, wenig und seltsam. Ach ich verliere nach und nach das Gefühl meines Elendes, und verfalle in eine Schlummersucht, in eine Unempfindlichkeit, die ich mit meiner Untreue wohl verdienet habe. O Vater bekehre mich!

24. März. Es ist alles das gleiche; ohne Gefühl, ohne Eifer und ohne Andacht. Die Dornen der Welt ersticken meine übrige Empfindungen von Gott gänzlich. O Gott, reiße mich aus diesen Klauen des Todes! Ich schreye zu dir, matt und ohne Andacht. Aber siehe mich doch in meinem Blute liegen, und erbarme dich.

30. März. Mein Elend ist um so viel grösser, je weniger ich es fühle oder erkenne. Fällt ein Laster, so steigt ein anderes. Die Unempfindlichkeit aber vor Gott nimmt täglich zu.

6. Aprill. Wie wenig Theil nehme ich an dem glorwürdigen Tage, wo der Mittler aus dem Stande der Niedrigkeit in seine natürliche Hoheit zurückgestiegen ist. Wie unrein sind meine Gedanken; wie kaum kann ich mich einigermassen an Gott erinnern. Ich bin lauter Untreue, Selbstgefälligkeit und Weltliebe. O Herr! nimm deinen Geist nicht zurück, und laß nicht ab an mir zu arbeiten.

23. Apr. In der Ruhe die ich im Aeußerlichen eine Zeitlang genossen habe, sollte ich billig mehr mit Gott umgegangen und in meinem Christenthum weiter gekommen seyn. Aber ich bemerke bey mir noch lauter Kälte und Gleichgültigkeit, gegen dieses vollkommene Wesen. — Nach und nach verliere ich auch das Gefühl meines Elendes. Es steigen mir gar grosse Gedanken von meiner vermeinten Gerechtigkeit auf. Ich scheue und fürchte den Sonntag, und finde die Zeit zu göttlichen Beschäftigungen leicht zu lange. O laß mich doch o Gott! nicht gar in die Welt versinken, und erbarme dich meiner als des ärmsten Sünders.

8. Jul. Vater der Gnaden, du hast mir abermals ein erweckendes und rührendes Buch beschert. Aber gieb o Gott, daß es mir nicht zum Gerichte diene, daß ich nicht wie bisher, deine kräftige Hilfsmittel verschwende; wende von mir ab das entsetzliche Gericht der Verstockung; Gieb mir zu erkennen die Gefahr wo ich bin, die Wichtigkeit der Ewigkeit und die Grösse deiner Gerechtigkeit. Nimm weg alle Scheingründe der falschen Gerechtigkeit, hinter welche sich mein verderbtes Herz verstecket. Führe dein Werk herrlich aus.

16. Jul. Vor Gottes Angesicht fliehen wollen, ist Thorheit und Raserey. Er siehet dennoch die Schande meines Herzens. Lieber ihm bekennen und um Gnade bitten.

19. Jul. Die Welt wird mir alle Tage angenehmer, und meine Lüste nehmen zu. Tod und Ewigkeit verliert sich aus meinen Augen. Ich habe kein Gefühl mehr von göttlichen Sachen. O beßer Kreuz als solcher Wohlstand! Ich bin auch nicht einmal ein rechter Heuchler mehr. Herr erbarme dich!

23. Jul. Laß mich o Gott, an deiner Gnade hangen und dich nicht aus den Augen verlieren, obwohl du wie von weitem bist. Vater erbarme dich!

2. Aug. Wie wohl thust du meiner Seele, daß du den Leib züchtigest; mich der Welt entziehest, und mein Herz von der Zerstreuung befreyest. Mein

Herz sehnt sich aufs neue nach dir — Aber wie untreu, wie schwach! Doch werde nicht müde, ob ich wohl untreu bin, treu zu bleiben. Erbarme dich meiner! Oefne mir die Augen, daß ich erkenne, was mein wahres Heil sey. Laß mich nicht am Bord des Abgrundes einschlafen, sondern die Gräßlichkeit und die Gefahr der Sünde mehr und mehr einsehen. Amen.

10. Aug. Wie bin ich so zerstreut, so verwirrt, so in die Welt vernarrt; — theils in die äussere, theils auch in die innere, die ich mir selber mache. Ehrsucht, Eigenliebe, Eigenwillen, Flucht vor Gott, und vor seinem allgerechten Angesichte. Vater, hilf meiner armen verwirrten, zerstreuten irrdischen Seele.

17. Aug. Wieder eine Woche, da ich im Guten mehr ab als zugenommen. Wieder der Tag, den sich der Herr geheiliget, und den ich so schlecht heilige, der mir zur Last und Pein wird, weil ich kein Wohlgefallen am Gesetze des Herrn habe, weil ich seine Liebe nicht erkenne, und für sein Erlösungswerk ganz kalt und unempfindlich bin; und ebendeswegen kann ein dürrer Baum keine Früchte tragen.

24. Aug. Dieser Tag war noch elender als die vorigen. Meine Ungeduld und Eckel über dem Worte Gottes, und die Begierden nach der Welt sind ganz ausnehmend gewesen. O Herr was wird es werden! O erbarme dich meiner! weiche nicht

von mir, mit deiner nachtretenden Gnade, wie ichs leider wohl verdiene. O Herr biß mir gnädig! Lösche den glimmenden Dacht nicht aus; übergieb mich nicht dem Gerichte der Verstockung und des Unglaubens.

8. Sept. Alles in gleichem elenden Zustande! Desto elender, da ich mein Elend je länger je weniger fühle, und recht friedlich damit bin; hingegen von Gott und der Ewigkeit den Begriff täglich schwächer und schwächer fühle. Herr erbarme dich meiner!

19. Sept. Herr! gieb mir Lust zu deinem Worte; mehr Empfindung der Ewigkeit; mehr Furcht des Todes; mehr Muth zur Bekehrung, mehr Gefühl meiner Sünden. Mache mir meinen vermessenen Scherz recht bitter, beraube mich der falschen Götzen, auf die ich mich verlasse. Alles nach deinem heiligen Willen. Amen.

11. Nov. O Vater! laß den guten Samen, den du in mich geleget, nicht gänzlich ersticken. Laß mich an den Tod und an das Leben denken, welches ewig währet.

25. Dec. Diesen Tag habe ich das heilige Abendmahl genossen. Gott weiß, in welchem Zustande. O Herr hilf und erbarme! Retter und Heiland, der du heute auch für mich gebohren bist, laß dein Gnade über mir nicht untergehen. Herr hilf und erhalte, und nimm deinen Geist nicht von mir!

1739.

Jan. Gott segne an mir das neue Trauerbild der neulich Verschiedenen; wobey ich den Ernst eines so heiligen Gottes, und die allemal nahe Ewigkeit gelernet. Laß in gesunden Tagen mich zum Tode und zum Gerichte bereiten. Laß mich empfindlich seyn gegen die Gaben des Gnadenbundes. Herrlicher Gott, erbarme dich meiner Seele! Amen.

Febr. Gott hat mich gesegnet, und mir Brod die Fülle, und mehr Ehre gegeben, dann ich hoffen dürfen. Er ist mir auch mit Kreuz und den Ermahnungen guter Christen nachgegangen. Bin ich darum besser? bin ich weniger Stolz, oder eigensinnig? — Oder dem Gottesdienste und Gott selber treuer? Gott! meine Jahre stehen vor dir, und klagen mich an, daß ich bey so vieler und zärtlicher Erkänntniß, nicht mehr Treue besitze. Herr gieb mir Ueberzeugung, Geschmack an der Schrift. Lösche den glimmenden Dacht nicht aus, sondern blase ihn auf, und mache ihn lebendig!

1. März. Herr erbarme dich meiner! öfne meine Augen, erwärme in mir den Glauben, die Andacht, die blosse Vernunft, die mich alle zu dir rufen. — Laß mich nicht in das Gericht der Verstockung fallen; laß deine Gnade nicht an mir müde werden, noch mich mir selber überlassen.

9. März. Herr Gott! der du eben jetzt viele hundert Menschen so hart und empfindlich züchtigest, und ihnen die Mittel des Lebens in einem Augenblicke entziehest, laß mich erkennen, daß alles was ich habe, dein ist; und daß alle Augenblicke Vernunft, Leben und zeitliche Güter in deiner Hand sind! Laß mich dir danken für alle diese Gaben, und laß deine Gnade über mir walten!

28 Aug. Nachdem ich lange herumgeirret, wie ein Schaf ohne Hirten, wende ich mich endlich wieder o Herr zu dir! zwar elend und schwach. Doch Vater, nimm auch mein Stammeln an! Erbarme dich!

12 Okt. Laß o Herr die Gnade verziehen, und mich, wenn mein Geist im Dunkeln wandelt, dein Licht sehen!

1740.

---

21 Febr. Je mehr ich vor deinem Angesichte fliehe o Gott! je elender, je schläfriger und unempfindlicher werde ich. Vater, rühre mich aus diesem schädlichen Schlafe der Sicherheit, in welchem ich versinke. Vater, ziehe mich nach dir, zerknirsche mein boshaftes Herz, daß Thränen der Busse und nicht der Ungeduld daraus fliessen!

8 Jul. O Vater! laß mich doch erkennen die Liebe des Sohnes. Laß mir von seiner grossen Barmherzigkeit und Güte einen erleuchteten Begriff in der Seele aufgehen! Vater! du bist gerecht, du hast meine Untreue bestraft! Auch dieser Verlust müsse mir als eine Leitung dienen. Zeige mir, daß bey dir allein wahre Ruhe und Friede ist, dergleichen uns die Welt nicht geben kann.

9 Jul. Mein Gott, du weist was mir gut ist. Lindere meinen Zustand, wenn und wie du willst. Nur schone meiner Seele! Reute aus derselben die thörichten Hoffnungen der Welt. Dagegen pflanze das Bild des gesegneten Mittlers, daß es in mir ein Gefühl unaussprechlicher Gnade werde!

10 Jul. Liebreicher Heiland, du läßt mich Trost fühlen, und mein gekränktes Herz ist aufgeheitert. O wer sollte nicht nach dir verlangen, bey dem Friede die Fülle und Sicherheit auch im Tode ist. Laß mir die Ewigkeit nicht aus dem Sinne kommen; erfülle mich mit einem heiligen Schrecken, so oft ich an dieses unendlich ernsthafte Ende des Zeitlichen gedenke. Erhalte mich in dem Entschlusse mich dir zu weyhen, in Heiligkeit und Gerechtigkeit.

18 Jul. An diesem Morgen, o Vater! da ich durch die Welt noch nicht irre gemacht worden bin, bitte ich dich, daß du wollest zu meinen armen und schwachen Entschliessungen Kraft geben von dei-

ner Kraft; daß du wollest die Wichtigkeit ewiger Dinge mir recht bekannt machen, das Sinnliche und Eitele aber je länger je mehr aus meinem Herzen ausreuten; Lust und Gefallen mir geben am Guten, am Geistlichen. Alle thörichte Lesereyen mir verhaßt machen, und mir von der Versicherung deines Heils so viel geben, als du o Vater, nöthig findest! Erbarme dich um deines geliebten Sohnes willen!

1. Aug. Durch allerhand Wege, bequeme und harte; führt mich Gott, ach nur zu ihm! O daß ich mich doch ihm gänzlich übergeben könnte! Es muß ein Bann auf mir liegen, das mich daran hindert. Lehre mich ihn kennen und ablegen. O Vater! öfne mir die Augen, daß ich nicht mein zeitliches, sondern was viel nöthiger ist, mein ewiges Elend recht einsehe. Gieb mir Kühnheit und Zutrauen, daß ich Gnade um Gnade bey deinem lieben Sohne nehmen möge!

3. Aug. Heute habe ich eine starke Rührung gehabt, dafür sey Gott gedankt. Am Leibe bin ich nicht recht gesund, aber wenn nur die Seele gerettet wird; wenn nur die Ewigkeit gut ist.

5. Aug. Der Trost ist allein gut der von dir kommt o Herr! Von der Versicherung eines guten Gewissens und von der Hoffnung eines ewigen Lebens. Um diesen Trost allein bitte ich dich! Zünde in mir an o Gott! den Glauben, den Eifer für dein

dein Wort, die lebendige Hoffnung der Seeligkeit. Amen.

8 Aug. In 24 Stunden hat sich mein Zustand zehnmal verändert. Gestern war ich aufgeräumt, heute halb eitel und weltlich; darauf unwillig und betäubt; nun wieder stille und munter, und zum Christenthum etwas aufgeweckter durch gute Bücher. Es scheint bey mir am Gebete zu fehlen, wozu ich eine grosse Schläfrigkeit fühle. O Herr! auch diese ist sündlich und deiner Reinigkeit zuwider. So erbarme dich, und gieb Eifer, Muth und Wachsthum im Guten. Denn stille stehen, ist wie du weist zurückgehen.

10 Aug. Traurigkeit nach dem alten Menschen, Schläfrigkeit nach dem neuen; kein rechtes Gebet, Groll und Verdruß über nichtswürdige Dinge. Elender Zustand! Wenn das Aeussere und Innere beyde ohne Trost sind, wenn man nach einem unglückseligen zeitlichen Leben noch ein ärgeres in der Ewigkeit zu gewarten hat. O Vater! strafe hier und schone dort! Bekehre mich zu dir, und gieb mir deinen Frieden, der höher ist dann alle Vernunft!

15 Aug. Gestern ist mir durch weltliche Gesellschaft der Sinn solchergestalt vereitelt worden, daß ich den ganzen Tag und heute fast nichts Gutes zu denken, vermögend gewesen. Unnütze Gesellschaft hat solche Wirkung, sie hilft auch nicht einmal im Leiblichen, sondern vergrössert nur die Leere

und Verwirrung. Gieb mir Geduld und Zufriedenheit mit dem Leben, das deine weise Vorsorge mir beschieden hat!

17 Aug. Dieser Tag ist mit Arbeit noch vielleicht ziemlich unschuldig hingegangen. Ich finde mich auch nach meiner Art ziemlich ruhig. Gott, vollende doch sein Werk an mir, und lasse mich seinen Willen je mehr und mehr erfüllen, seine Gnade erkennen und preisen, seine Liebe fühlen und suchen, und ihn wie ich sollte, allem Vergänglichen vorziehen! Amen.

19 Aug. Mein ganzes Haus ändert sich. Das Beste ist todt, die andern Hausgenossen verlieren sich von mir und suchen ihr Glück anderswo. O daß ich je länger je mehr den Unbestand der zeitlichen Dinge erkennen und meine Augen nach der Ewigkeit richten könnte, wo wir eigentlich Bürger sind. Alles ist hier dem Wechsel unterworfen. Die schönsten Personen vernichtet ein Fieber, und macht sie zum abscheulichsten Aase. Unsre Eltern und ihre Freunde sterben von uns weg, und wenn wir niemand mehr über uns haben, so müssen wir selber von der Welt. Oefters aber wartet die göttliche Vorsehung nicht auf die Ordnung der Jahre, und raft die blühende Tochter vor der Eltern Augen weg. Und dennoch leben wir, als wenn wir ewig leben sollten. — Elende Menschen, und ich insbesondere! Kaum ist der erste tödtliche Grausen vorüber, so drin-

gen neue üppige Gedanken auf mich zu, und in meinem Herzen wallet Weltliebe — Wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes! O Herr gieb mir ein reines und gewisses Herz!

22 Aug. Heute ists ein Jahr, daß meine liebe Frau *) mit Freuden und Spiel in Göttingen angekommen. Welcher Unterschied, zwischen meinem jezt vereinödeten Hause! O du liebe Seele, wo du nur in den Händen des Schöpfers bist, so bin ich noch zufrieden mit meinem eigenen, wiewohl unvergnügten Zustande. Ich elender Mensch! Im Zeitlichen Angst und Kummer; im Ewigen Furcht und Zittern. Keine Zuflucht nirgends — so lange ich Gott nicht ernstlicher suche. O gieb mir Kraft lieber Heiland! denn in mir ist keine.

26 Aug. Bey dem Anfange dieses Tages, den du mir wieder zur Busse geschenkt hast, bitte ich dich, o himmlischer Vater! stärke in mir das, was du mir gegeben hast. Laß den Samen des Guten in mir keimen und groß werden. Lehre mich je länger je mehr die Wichtigkeit des Einzig-Nothwendigen erkennen. Oefne mir die Augen, daß ich die nahe Ewigkeit sehe — Laß mich das Gnadengeheimniß Jesu deines Sohnes recht begreifen. — Laß mich mein Heil bey dir,

*) Seine zweyte Gemahlin; sie starb nach einer sehr kurzen Ehe.

und nicht bey unmächtigen Geschöpfen suchen. Amen.

30 Sept. Heute sinds vier Jahre, daß ich hier lebe. In dieser Zeit ist mir gestorben meine erste Frau Marianna Wyß, mein Söhnlein Albrecht, meine zweyte Frau Elisabeth Bucher, und in meinem Hause noch Hr. Christen; alle diese sind vor Gott, ich aber bin mit den zwey Kindern noch übrig. O wie würde es mit mir stehen, wenn ich eines von den vieren wäre! — — Sie sind alle besser gewesen, als ich; ich kann für sie alle eher hoffen als für mich, wenn ich gestorben wäre. Aber Lob und Dank sey dem gnädigen Gott, der mich zur Besserung aufgespart hat, und der mir Zeit gönnet, mich zu ihm zu kehren. Ich thue es elend und untreu genug. — Aber nicht ich, nein, du o göttlicher Bruder! kannst Beständigkeit machen und wahre Bekehrung. Ach das thue auch mir Erlöser!

6 Okt. Es scheint, Gott bereite mir ein neues Kreuz mich aufzuwecken. Geheiliget werde sein Namen! — Herr, beseele mein todtes Gebet. Sollte ich wieder von dir in die Welt zurückweichen? O das geschehe mir nicht! — Ermuntere mich den guten Kampf zu kämpfen — ziehe mich zu dir! —

13 Okt. Ich weiß gar nicht wie ich werde; so kalt, so unempfindlich, so entfernt von aller Lust an

geistlichen Sachen; daß ich über mich selbst erschrecke. Das muß die Frucht von den vielen Zerstreuungen seyn — Ach was wird aus mir werden, wenn ich so fortfahre. O Heiland! gieb deinem Worte Kraft, mich zu rühren; reisse aus meinem Herzen die unreinen Lüste, mache in mir das Bild des Ewigen lebhafter, auf daß ich dem Zeitlichen keinen grössern Theil meines Herzens lasse, als ihm gebührt!

16 Okt. Heute gehe ich in mein drey und dreyßigstes Jahr. Ein betrübter Geburtstag für mich, da ich nicht nur von der Traurigkeit einen harten Anstoß gelitten, sondern auch im Geistlichen recht todt bin. O mein Gott bessere mich! denn ich vermag es nicht. Ich habe keinen Gefallen, keinen Geschmack an Gottes Worte! eine dürre ängstliche Sorge umhüllet meine Seele. O lieber Vater, das ist keine Traurigkeit zum Leben, sie gehet zum Tode und Verderben. Ich trage nicht leid um meine Sünden, sondern um meine verlohrne Bequemlichkeit, um den Trost den ich missen muß, um mein zeitliches Elend. O Herr bessere mich! mache den Glauben wirksam; und gieb zum Geistlichen Leben Freudigkeit und Muth. Das thue o Heiland! um deinetwillen. Amen!

31 Okt. Heute ists vier Jahre, daß meine liebe Frau Marianne Wyß in die Ewigkeit eingegangen ist. Seit der Zeit habe ich viel erduldet. Ich hoffe sie

hat überwunden. O daß ich doch auch da wäre wo keine Sünde mehr ist! wo niemand unsre Beständigkeit mehr anfechten, noch uns unsre Krone rauben kann! —

1 Nov. Wo dein freudiger Geist nicht ist, o Heiland, da ist weder Freude noch Ruhe. O daß ich mich dir eigen ergeben, und einer deiner geringsten Diener seyn könnte; denn du hast Worte des Lebens, und sonst niemand!

6 Dec. Das unnütze, eitle, weibische Geschwätze kann ich nicht lassen. Es ist ohnedem so viel Nachrede, unnützes Richten und soviel Eigenruhm dabey, daß ich mich zu Tode schämen möchte. Kann ich dann nicht arbeiten und schweigen. O hilf mir, o Gott! dieser und so vieler andern meiner Sünden widerstehen!

8 Dec. Ich habe heute gutentheils gethan was gestern. Um Gotteswillen, muß ichs dann thun. Ists dann möglich daß unvernünftige Plauderey mir so viele Lust mache! O wie unrein muß das Herz seyn, woraus noch beständig so viele Unarten quellen — Erbarme und reinige mich, o Gott!

27 Dec. Ein stiller Morgen. Aber mich dünkt nur aus kindischer zeitlicher Hoffnung und nicht aus dem wahren Grunde, der in Ewigkeit tröstet! Ich kenne meinen Leichtsinn, und sonderlich meinen Hochmuth und gloriam ingenii je länger je besser. Gott lehre mich, mich selbst zu überwinden.

1741.

6 Jän. Ich weiß nicht, warum ich so ruhig bin. Vater ist es von dir, so laß es währen; ist es aber, wie ich wohl fürchte, von der Welt, so laß mich lieber am Aeussern leiden, auf daß du dich des Geistes erbarmest.

8 Jän. Du hast mich wieder heimgesucht, mein Vater! Du hast mir ein einziges liebes und hoffnungsvolles Pfand meiner ehelichen Liebe entrissen. Im Zeitlichen hast du mich auch eines grossen Theils des Meinigen entblösset. Gelobet sey dein Name! — Demüthige, o Gott! dieses in sich selbst verliebte Herz; reiß die Larve von meinem Gemüthe, daß ich die Falschheit meiner Triebe recht einsehen und würdiglich bereuen möge. Heile, Vater, wann und wie du willst: Nur machs mit meinem Ende gut.

21 Jän. Ich bin wiederum sehr ruhig. Aber alle Ruhe die nicht gegründet ist auf das Zeugniß des Geistes, ist ein durch Schlaftrunk erzwungener Schlummer. Du aber Herr kannst überschwinglich helfen. Zerstöre die falschen Quellen meines Trostes, und gieb mir die Lebendige, die niemand gereuet. — Strafe mich, auf daß ich dich allein, nicht meine Ehre, nicht das Tändelwerk meiner Studien und weltlichen Freuden zum Grund meiner Ruhe setze. Amen.

24 Jän. Ich habe heute den Gottesdienst der Lektür eines thörichten Lobes nachgesetzt, da ich doch weiß, wie schädlich solche Speise mir ist, und wie angenehm das Gift sich einschleichet. Ich schäme mich zwar einigermassen – aber noch nicht genug – O reinige mich von dieser so vielfältig mir anklebenden Unart!

27 Jan. Seelig sind die Friedfertigen und die reines Herzens sind! – O mein Gott! wie fern bin ich von diesen zweyen Seeligkeiten. Wie giftig, gehäßig, neidisch, unempfindlich, nachredig, kritisch bin ich! – Alles dieses erkenne ich für Sünde und thue es doch täglich. Es quillt aus meinem Herzen wie Wasser aus der Quelle; – – so bald ich mich rege, so ists Sünde und Bosheit.

28 Jan. Heute bin ich wieder ganz ruhig. Warum? weil meine Arbeit mir nach meinem Sinne gehet, weil ich ein Stück endige; weil ich alle Tage eitele und schmeichelsüchtige Menschen vor mir habe. Denn sonst hätte ich die gröste Ursache zur Betrübniß. Bin ich nicht arm vor Gott, ohne Liebe, ohne Andacht, ohne Eifer, ohne Entschliessung — und einzig beschäftiget mit opere operato. Ach was bin ich vor Gott und den Menschen ein Wurm!

23 März. Was nahet das Volk zu mir mit seinen Lippen und in seinem Herzen verachtet es mich. O Gott, diesen Vorwurf verdiene ich nur zu wohl.

Denn ob ich gleich aus gesetzlicher Furcht etwas thue, so ist doch mein Herz ungebrochen und unlauter. —

24 März. Wie erkenne ich bey einem geringen Zufalle meine Ungeduld, meine Aengstlichkeit in zeitlichen kleinen Dingen, da ich doch in den wahren und grossen so kaltsinnig bin. O Herr erbarme dich meiner! Deine Liebe ist über alles; du kannst auch mein kaltes, böses Herz erwärmen, und lebendig machen.

30 März. Gott bessere du mein Herz, in dessen Händen aller Menschen Herzen sind. Mache mir die Ewigkeit nahe und groß, das Zeitliche aber klein wie es ist; — nimm mir die Verwirrung meines Gemüthes, daß ich Frieden mit mir und allen Menschen haben möge; auch nicht verdrießlich, sondern aufgeweckt, freudig zum Gebet und allem Guten seyn möge. Amen.

10 Aprill. In dieser allgemeinen Freudigkeit der Natur, bin ich auch aufgeräumt und zufrieden. O daß dieser Friede auf eine völlige Uebergabe in den göttlichen Willen, und auf eine wahre Freyheit gegründet wäre!

13 May. Die Eröfnung, die ich gestern gethan, ist, was soll ich sagen? *) — O mein Gott! wenn sie mir schädlich ist, so steh im Weg und wehre meinen Absichten. Laß mich nicht ein Kreuz von

*) Als er sich wieder verehlichen wollte.

dir erzwingen, sondern wenn ich je wieder in die Welt treten soll, alles nach deinem heiligen Willen geschehen. Zeige mir selbst deine Wege, und laß mich deinen Rath erkennen.

18 May. In der grossen Ruhe worinn ich mich befinde, sollte ich billig Gott für alle das Gute danken, das er mir bescheret hat. Er hat meine zeitliche Umstände so gebessert, daß ich keinen Ueberfluß, aber auch keinen Mangel habe. Er hat meinem Gemüthe alle erforderliche Kräfte gegeben, meine Pflichten zu kennen, und meine Verbindlichkeit gegen das grosse Wesen einzusehen. Kinder, Haus, Stelle, alles sind Gaben, die ich theils nicht verdient, theils nicht anders wünschen könnte. O Erbarmer lehre mich diese Güter nach deinem Willen gebrauchen!

24 May. Ich bin heute sehr ruhig und zufrieden; weil ich an der Macht der Paßionen einige Abnahme gefunden. So sehr ists wahr, daß wir niemals ärmer sind als wenn wir reich werden, und daß man niemals ruhiger ist, als wenn man völlig nichts hat. O daß ich mich Gott völlig ergeben und in den Stand der Kindschaft treten könnte — dann würde mein Leben ein beständiges Wolleben seyn.

26 May. Ich lebe nun viel ruhiger. O, daß ich doch recht glaubte, daß die Menschen je mehr sie über die Nothdurft Güter erlangen, je mehr

sie auch von der wahren Ruhe verlieren. Denn ihre Leidenschaften sind doch unersättlich und werden hungriger, je mehr ihnen gelassen wird. O daß ich dagegen mich an den Gütern des Heils vergnügen könnte, die alle Tage schmackhafter werden, die in Ewigkeit die unsrigen bleiben sollen, die auch einzig unserm ewigen Geiste angemessen sind.

11. Jun. Ich sehe, fühle und erfahre täglich, daß Ehre, Gut und Zerstreuung ohne deinen Frieden o Gott nichts nütze ist. Wie kann ich denn mein Herz daran hängen und es wünschen? Lieber Vater schlage mir ab, alles was nicht — wahrhaftig nützlich ist, denn es ist mir unerträglich ohne Leiden zu seyn.

18. Jun. Lieber Vater, du bist doch die einzige Gesellschaft einer ewigen Seele. Es ist nicht einmal möglich, daß sie ohne dich bestehen könne. Ihr eckelt vor Ehre, vor Wollust, vor allem Zeitlichen. Sie fühlet wohl, daß sie für dieses alles nicht gemacht ist! Und ungeachtet dieser Ueberzeugung sind wir dennoch dir ungetreu, und leben am ungernsten mit dir. Wir haben tausend kleine Künste von dir abzuweichen. O mein Erbarmer, leite doch mein Herz, daß es dich, die Quelle alles Guten lieben möge!

22. Jun. Erbarmender Gott, versuche mich nicht über mein Vermögen. Siehe zu meiner vielen und verhärteten Bosheit kömmt noch die Lektür

verfluchter Bücher, die dich zum Lügner machen wollen. Aber nein, deine Wahrheit ist stärker als ihre thörichte Spitzfündigkeit. Siehe wie elend sie die Stelle im Jesaias auf den König Hiskiah verdrehen. Ist er denn für sein Volk geschlagen, hat er uns durch seine Wunden gerecht gemacht? O Herr ich glaube, hilf aber du meinem Unglauben!

22. Juli. Dieses lange Intervallum bedeutet nichts Gutes. Wenn ich Gefallen hätte an göttlichen Dingen, würde ich mein Herz vor Gott auszuschütten nicht unterlassen haben. Aber es herrschen noch darinn die alten Feinde, und ihre Gewalt nimmt eher zu als ab. Wie herrscht nicht mein Hochmuth! O mein Gott lehre mich doch erkennen, daß ich nichts bin! auf daß ich mit Demuth und Einfalt zu dir beten könne!

25. Jul. Ich lese in der Bibel, durchgehe die Geschichte des leidenden Erlösers, und denke zugleich an meine Pflanzen, oder an andre Possen. Kömmt ein weltlich Blatt, das mich von den Betrachtungen abruft, so lege ich das Wort Gottes hin, und lese so viel, daß mir von dem Samen unmöglich ein Körnlein übrig bleiben kann. Ists dann Wunder, daß ich am gleichen Orte stehen bleibe, und nicht den geringsten Wachsthum des Guten fühle?

26. Jul. Diese wenige Zeilen zu schreiben habe ich mich selbst heute kaum bereden können. Ich

weiß auch wohl, daß Gott mit dem gethanen Werke nichts gedient ist, und daß ihm vor allen unsern Prätensionen den Himmel zu gewinnen, eckelt. Aber dennoch ist uns der Gebrauch der Mittel anbefohlen, und wem diese geringe Pflicht zu schwer ist, der wird die schwerere Aenderung des Sinnes, noch viel weniger wagen. Den ganzen Tag, die Ruhezeit, jeden Augenblick meines Lebens, besitzt meine unruhige Werksucht; die ich zu nichts brauche als mich zu hindern, daß ich mich selbst nicht einsehen möge. Niemals ists mir gelegen an Gott zu denken, nichts mag ich weniger, als das, was einzig nothwendig ist. —

1. August. Bey der äusserlichen Freude, die ich bey Beendigung eines Werkes allemal empfinde, und von andern Betrachtungen beståkt wird, — fühle ich doch gar sehr die Stachel der Ueppigkeit und die Saumseligkeit in göttlichen Sachen. Die Gerechtigkeit die vor Gott gilt, mag doch einzig nur wahre Freudigkeit gewähren, und um diese bitte ich dich, Herr mein Erbarmer!

11. Aug. Herr hilf, daß ich dich und in dir den Nächsten lieben möge. Du siehest wie böse ich bin, wie leicht ich mich für beleidiget halte, wie sehr ich von allen Menschen Anbetung verlange, welcher Fehler mich um alles Zeitliche Vergnügen gebracht hat. Stille mein Gemüthe —

daß er über seine Sünden wache, so wird es bey den Menschen schon schweigen. Hilf und errette! Amen.

13. Aug. Ich elender Mensch, wie sehr hängt mein Herz an tausend zeitlichen Kleinigkeiten. Ich suche Friede, wo keiner ist, im Gewühl von Büchern, von Arbeiten, von Projekten. Und den Geist, der in mir ist, der ewig bleiben wird — vergiß ich darob.

11. Sept. In dieser Stille worinn ich lebe, hindert mich niemand an Gott zu denken, als ich selber. Meine Geschäfte sind in meiner Willkühr; Menschen habe ich nicht Ursache zu suchen, am wenigsten aber werde ich in solche Zeitvertreibe eingeflochten, die mir zu sündigen Anlaß geben mögen. Um mich habe ich nichts das zur Sünde reizet, sondern mein nothdürftiges Auskommen. Aber ich weiß noch Mittel genug mich zu verführen. Ich hefte meine Augen auf anzügliche Stellen in Büchern, ich wende sie von der Offenbarung und geistlichen Dingen ab. Ich setze mir meine Ehre, meine Ruhe zur Absicht meiner Handlungen vor; und denke nicht einmal im Ernste an Gott.

1742.

1. März. In meiner grossen Ruhe ist doch keine wahre Ruhe. Mir fehlt der Friede mit Gott,

das Vergnügen, mich an ihn als einen gütigen Vater zu wenden; die Lust ihm mein Herz zu öfnen, und die Ewigkeit und das wahre Interesse meiner Seele zu beherzigen. Mir fehlt der Glaube, der ins Leben einfliesset. Gott erbarme dich!

11. März. Eben der Hochmuth und das ungebeugte Wesen macht mich unerträglich. Daß ich alles in der Schärfe von den Menschen erwarte, und gegen dieselbe mich zu nichts herunterlassen kann; da mich doch sonst der Anblick meines Elendes und meiner Unvollkommenheiten billig beugen sollte.

16. April. Alles ist voll deiner Güte und Liebe o Vater! Himmel und Erde glänzt von den Spuren deiner Mildthätigkeit — und selbst die dunkelsten Herzen empfangen davon ein Licht. O Vater erbarme, und biß gnädig auch uns armen von dir abgewichenen und verdorbenen Seelen. Erneuere auch uns zu deinem Bilde!

17. Jun. Mein Gott, erbarme dich doch meiner! Da ich zu allem Guten selbst im Zeitlichen, mich so äusserst verdrossen finde. O Vater heilige mich, ändere meine böse, ganz ans Eitle festgewachsene Natur. Hilf mir, daß ich doch an dich, an den Tod, an die Ewigkeit denken könne, und nicht ganz ein Heide werde.

23. Jul. O wie gut haben die es, die einzig Gott lieben, und sich ihm überlassen; die also weder Menschen zu fürchten haben, noch mit denselben im Streite leben. O Gott so lange ich noch lebe, ists noch Raum zur Gnade, die verleihe mir, und ermuntere die bey mir versunkene Versicherung, daß alles hier eine Kleinigkeit und nichts als die Ewigkeit unsrer Betrachtung würdig sey.

2. Aug. Obwohl auch das was ich eben jetzt thue, nicht von aller Heucheley frey ist, und an meinem Herzen noch alles voll Weltliebe und Unreinigkeit ist, so komm ich doch zu dir o Vater, denn du hast allein Worte des Lebens. Erwecke in mir einen seeligen Schrecken über meine tiefe Bosheit, und die sich annähernde Ewigkeit! Erbarme dich!

8. Aug. Was habe ich, wenn ich von Gott abweichen und mich selbst allein suchen will? Alle Kreaturen empören sich über mich. Ich finde in der Welt anstatt Vergnügen und Frieden ewigen Widerspruch, Haß und Verachtung. O daß ich mich doch von dieser Sklaverey loßreissen könnte, wo man es so schlimm hat; und mit Verläugnung der auf lauter Stolz ruhenden Empfindlichkeit, mich in die Ordnung Gottes fügen könnte, woraus alles übrige fliessen würde.

11. Sept. So lange bin ich wieder vor dem göttlichen Angesichte geflohen. Ich habe nichts dabey

bey gewonnen, Empfindlichkeiten, Zorn, Rachsucht, Mißvergnügen haben mich gefoltert; und die ich alle würde vermeiden können, wenn ich mehr Christenthum, mehr wahre Liebe zu Gott hätte!

14. Oktob. Die Welt bezahlt mich, wie ichs verdiene. Je mehr ich von Gott weiche, je elender und unglückseliger werde ich. Mein Hochmuth fordert eine allgemeine Verehrung, und die wird mir aller Orten abgeschlagen. Verachtung und Feindschaft zeigen sich täglich deutlicher. Wie glücklich ist man, wenn man im Frieden mit Gott lebt, und von der Welt nichts verlangt. O, daß sich das Herz so leicht bekehren liesse, als der Verstand!

18. Okt. Je weniger ich mit Gott umgehe, je weniger ich mich dem Geiste seiner Sanftmuth übergebe, je mehr leide ich, und werde von der Welt selber für meine Liebe gequält. Ists denn nicht möglich, mich einmal zu bereden, daß aller dieser Streit über Thorheiten, und der Sieg dabey selber sündlich ist! *)

*) Herr v. Haller hatte damals verschiedene gelehrte Streitigkeiten, wovon seine gelehrte Geschichte umständlich den Beweis führt.

1743.

7. Jan. Abermals ein neues Jahr, worein ich mit allen den heftigen Leidenschaften und dem gewaltigen Triebe des Bösen eintrete. Tausend tobende Regungen wallen in mir, und benehmen mir fast allen Muth und Hoffnung! Gott erbarme sich meiner! Lehre doch, mich selbst verläugnen! O du mächtiger Gott! ich begehre nicht, daß sich die Welt ändere, oder sich mir unterwerfe; nein ich begehre nur, daß ich mich ändern könne. Erbarme dich!

1744.

25. May. O daß ich doch in dieser Stille, an die Ewigkeit gedenken, und die elenden Vortheile dieses vergänglichen Lebens in ihrem wahren Preise schätzen könnte! O daß ich doch endlich nicht nur wüßte, sondern fühlte, daß ausser dem Frieden mit Gott keiner ist; und daß auch das glücklichste Leben nichts als ein schwerer Traum ist, den eine Ewigkeit enden wird.

22. Sept. Du hast mir wieder einige Hoffnung erweckt, erbarmender Vater! Laß mich doch immer mehr fühlen, daß wenn der Weg zur Seeligkeit schon schwer sey, er dennoch nicht ganz unwegsam ist. Erwecke nur Hoffnung und Begierde! ziehe mich zu dir!

18. Oktob. Ohne Gott ist das menschliche Herz ein unaufhörlich stürmendes Meer, und so lange man sein Glück im Eiteln sucht, so lange lebt man ohne Ruhe und Seeligkeit.

25. Okt. Vielleicht wäre es besser, wenn ich nur lieber nichts mehr hier aufzeichnete. Was ist es alles, als halbes, kaltes, laues Gesetzwerk! Ist etwas an meinem Gemüthe gebessert oder geändert? Habe ich mehr Demuth, mehr Liebe für den Nächsten, mehr Gefühl von Gott und den Heiland! Ist nicht selbst diese Schrift eine Heucheley!

8. Nov. Jahre vergehen, Unglücke drohen; schlagen ein oder verschonen. — Meine Frauen sterben in meinen Armen; meine Kinder gehen vor mir hier zur Ruhe; meine Schwachheiten klopfen und melden den Tod an; und ich schlafe, schlafe wachend, mit offenen Augen, und zwinge mich selbst da ich wache, zum Schlafe! Welche Verkehrtheit! o Gott; soll sie währen, so lange als ich selber währe!

22. Nov. Zeige mir o Gott! daß ich eine schwache unmächtige dependirende Kreatur bin; — daß das Leben ein Augenblick und die Ewigkeit vor der Thüre ist!

1745.

17. März. Ich verreise mit Gefahr und Beschwerlichkeit. *) O daß es unter deinem Schutze mein Vater! geschehen könnte! Du allein kannst alles wenden, und forderst nichts für unsre Erhaltung, als daß wir dich darum bitten. Das thue ich fußfällig. Erhalte mich und die armen Meinigen; und lasse sonst mein Vornehmen glücklich oder unglücklich seyn, wie es dir weiser Vater am besten gefallen wird. Amen.

6. Jun. Von der Reise befinde ich mich mit dem grösten zeitlichen Vortheile und aller Gesundheit wieder hier. Meine Seele ist aber dadurch immer mehr und mehr zerstreut, erkaltet, ja fast zum Beyfall äusserlicher Sünden gereizt worden. Erbarme dich meiner o Vater! und reinige mich; wecke den fast verglommenen Tacht in meiner Seele auf, und schrecke mich, daß ich weiser werde!

4. Okt. Die gröste Hinderniß in der Bekehrung ist die Meynung, daß ein christliches Leben unmöglich seye; daß es zu viel von uns fordere, daß unser Herz zu dieser beständigen Verläugnung nicht geschickt sey. Diese Hinderniß nimm o Gott von mir, und lehre mich glauben, daß man ein Christ seyn könne. Gieb mir Muth zu dieser Lebensänderung, und Kraft in einem neuen Wege zu wandeln.

*) Nach Bern; wo er in dem gleichen Jahre in den grossen Rath erwählt worden.

27. Okt. Gestern hab ich mein 38. Jahr angetreten. Mein Mittag ist vorbey. O daß ich am Abend mich bekehren möchte, ehe die völlige Nacht herandringt, wo Niemand wirken kann. O daß ich auch jetzt in diese Einsamkeit mein Gemüthe sammeln und mich mit Ernst der göttlichen Zucht unterwerfen möchte! Aber mein Herz ist noch voll Haß und Feindschaft, und mein Christenthum ist fast ganz erloschen.

14. Nov. Alle Tage werde ich mit neuen Gutthaten der Vorsehung überschüttet. Alle meine Nothdurft und noch mehr hat er mir gegeben; mich in mehr Ehre gesetzt, die Meinigen in vollkommener Gesundheit erhalten. O Vater, alle Lande sind deiner Güte voll. Gieb mir Gnade, daß ich diese Gutthaten erkenne, dich ehre, dich preise, und insonderheit mich erinnern möge, daß alles dieses nur ein Traum ist, wovon man in der Ewigkeit erwachet.

1746.

1. Jan. Nun sind es bald zehn Jahre, daß meine junge und muntere Marianne im Staube und unter dem Jakobsthurme liegt, der mir täglich vor Augen sich zeigt. Wie leicht, wie natürlich wäre es gewesen, daß anstatt ihrer, ich selbst schon diese lange Zeit in der Ewigkeit zugebracht

hätte, und daß mein Schicksal vielleicht auf eine unglückliche Weise auf ewig determinirt wäre. Indessen lebe ich noch aus so vielen Zufällen errettet. O daß ich doch diese Frist so gebrauchte, wie es der göttliche Rath zu meinem Besten abgesehen. Vater erbarme dich meiner und meiner sorglosen Unempfindlichkeit! Wecke mich auf, zeige mir, daß ich auf dem Rande des Abgrundes stehe, und vielleicht keine Viertelstunde ohne zu stürzen, weiter zu gehen habe. Erbarme dich meiner! und laß meine Seele theuerer vor dir seyn, als sie leider vor mir ist!

24. Jan. Ich finde meinen Körper ziemlich geschwächt; wie wäre es, wenn er sich nach und nach zur Ruhe neigte, und mich der Ewigkeit überließe? Welcher Donnerstreich würde dem Schrecken ähnlich seyn, den ich darüber einnehmen würde! Warum sind denn die Fesseln der Boßheit so stark, daß ich sie nicht zu brechen vermag? O Vater, bey Menschen ist es unmöglich, aber dir ist alles möglich.

30. Jan. Mein Gemüthe kann die guten Tage nicht vertragen. Es wird immer dabey eitler, von Gott entfernter, in sich selbst verliebter, gegen andere Stolzer, und empfindlicher. — Mein Vater, rege mein schlafendes Gewissen, bevor es in der Ewigkeit aufwachet;

schließe mich nicht ewig von deiner Gnade aus! Amen.

13. März. Hin und wieder wird meine Ruhe durch kleine aber dennoch empfindliche Dinge gestört. Mein Stolz kann nichts vertragen und wird mir selber zur Strafe, da ich doch in der tiefsten Stille und Ruhe sonst leben könnte. Ich überhäufe mich auch mit Arbeit, und mache mich zu den nöthigsten Betrachtungen untüchtig.

20. März. Den ganzen Tag hab ich leider mit Eitelkeit zugebracht, und dessen vergessen, welches einzig nöthig ist. Wenn nichts anders die Wirklichkeit eines Bösen wider uns arbeitenden Geistes bewiese, so wäre es eben diese allem Guten widerstehende Zerstreuungen, die so unüberwindlich mich überfallen. O daß ich aber bey der Gefahr auch auf die Mittel derselben zu entfliehen, mehr und mehr merken möchte!

27. März. Obwohl der Unglaube mich bestürmet, so weiß ich doch, daß es wirklich eine Ewigkeit, einen Gott, und einen Widersacher des Guten giebt. Ich bin davon überzeugt, nicht aus der Vernunft allein, noch aus der Offenbarung, sondern auch aus der Empfindung, des wider alles Gute wütenden Bösen. Da ich also eine Ewigkeit und alles andere glaube, was die Offenbarung bekannt macht, warum bin ich denn so sorglos, so eitel, warum setze ich mein größtes Wohl-

gefallen in die Welt, in meine Thorheit, in meine Studien, in meinen Eigenwillen und andere geringfügige Dinge. — Ach Vater erbarme dich meiner. Rege in mir die Flamme auf, nach dir zu verlangen, und meine Seeligkeit da zu suchen, wo sie ewig währen kann!

10. May. Mein Zustand ist der gleiche. Je mehr ich äusserliche Wohlthaten empfange, je mehr hänge ich mich an die Eitelkeit, und suche darinn mein einziges Vergnügen. Mein Leben wird mir zum Traume, worinn mir kein ernsthafter Vorwurf zu Sinne kömmt, und ein thöricht Bild das andere vertreibt.

8. Jul. In grosser äußerlicher Ruhe und innerlicher Unruhe bringe ich meine Zeit zu. Vergnügt mit dem Irrdischen, aber mit Recht besorgt für das Ewige. Gott erbarme sich meiner, und erwecke in mir das fast ganz erstickte Gute.

17. Jul. Die gleichen tumultuirenden Paßionen fahren fort mich zu quälen, und lassen mir keine Ruhe; auch habe ich keine zu hoffen, so lange ich mich in den göttlichen Willen nicht ganz ergebe. O mein Gott erbarme dich meiner, und rühre mein Herz, daß ich sehen könne, daß Geduld und Gelassenheit der wahre Weg zur Ruhe, und ohne dieselbe keine für mich zu hoffen ist.

20. Jul. Mein Gott, was habe ich nicht ausgestanden, und was hat man nicht auszustehen, wenn man

nach dem thörichten Systemate des Hochmuths alles Gerade und in der Ordnung unsers Willens haben will. Wie glücklich ist der, der seinen Hochmuth darinn überwunden, und sich mit der Ordnung der Welt begnügen kann, so wie sie Gott gemacht hat. O Gott bessere mich, und hilf mir einsehen, wie sehr ich mich selbst zeitlich und ewig quäle. Gieb mir Gelassenheit und christliche Liebe, und Ruhe des Gemüths.

1747.

13. Jan. Ach die unerträgliche Empfindlichkeit über alles, was mir zu nahe tritt; Hochmuth, Zorn, unversöhnliches Wesen. — Ist dieser Zustand nicht der Hölle ähnlich? — O mein Gott, wie wird es so schwer seyn mich zu retten! O daß ich meinen Willen zu mehrerer Nächsten- und Gottesliebe anwendete, und nicht so kalt, so irrdisch, so hart, so unversöhnlich, so sehr ohne Gottesfurcht wäre!

23. Jan. Mein Gott, bekehre mich von meinem bösen, harten, feindseeligen Sinne zu der Demuth und Sanftmuth deines Kreuzes! Laß mich deiner Gnade würdig seyn! Sey du selbst meine Gerechtigkeit!

5. Apr. Nur die Friedfertigen werden den Himmel ererben. —

12 Jan. Dank sey Gott, dem Liebhaber unsrer Seele, daß er mich nicht einem gefährlichen Wohlstande übergiebt, sondern mich züchtiget, auf daß ich nicht vergesse, welch ein elendes Geschöpf ich sey.

2 Febr. Und nicht länger währet diese geringe Trübsal, darauf kömmt eine Ewigkeit, daran kein Ende ist. Liebhaber des Menschen! Laß auch meine Seele vor dir kostbar seyn; rette mich von der Herrschaft des Zorns, des Hochmuthes, des schwarzen Grolls. Vergieb mir meine Sünden! Amen.

29 März. Ich danke dir, o Vater, daß du mir ein so ruhiges und vergnügtes Leben geschenkt hast. O daß ich auch im innern so ruhig wäre, und ein gutes Gewissen der Grund dieser Ruhe wäre! *)

1772.

5 Aprill. Nach einem Schlummer, der allzulang gedauert hat, erweckte mich Gott durch drohende Krankheit; ein Fall, der mein Tod hätte seyn können, erschütterte mein Gehirn auf eine Weise, die ich niemals gefühlt hatte; hemmte zum Theil meine Zunge, und überzeugte mich, daß

*) Viele der folgenden Jahre sind in englischer Sprache verfaßt. Sie haben aber den gleichen Ton und die gleiche Stimmung des Herzens. Ich nähere mich nun den lezten Lebensjahren.

weder mein Leben, noch der Gebrauch meiner Seelenkräfte in meiner Macht sind. Eine fremde noch von mir unergründete Krankheit, die die Hauptquelle des Lebens angrief, die Triebfeder aller Bewegungen zum Theil lähmte, und vom Tode nur wenig unterschieden war; — denn das Ausbleiben noch eines Schlages des ermüdeten Herzens wäre der Tod gewesen. — Und nun mußte die Seele erwachen, die unter der einwiegenden Stille der Wissenschaften in einen Schlummer der Sicherheit verfallen ist. Und nun kann ich es mir nicht mehr bergen, daß ich mit grossen Sünden beladen, gegen Gott kalt, mehr historisch überzeugt, als mit wahrer Liebe belebet, gänzlich ausser Stand bin, vor dem Angesicht des Allerhöchsten zu erscheinen. Und nun fühle ich die Last der Sünden, womit meine Seele gedrückt ist, und das Leere alles dessen, was die Erde und die Menschen zu ihrer Beruhigung aufbringen können. Wie in einen Abgrund, der ohne Aufhören in eine unendliche Tiefe sich versenkt, fällt sie ohne Rettung, wenn Gott sie nicht rettet. Das Gehirn und das ganze Rüsthaus der Seele ist dabey wirksam und frey; es sind nicht hypochondrische Dünste, die meine Leiden vergrössern — nein, niemals habe ich deutlicher eingesehen, niemals überzeugender gefühlt. —

12 Aprill. Heute und seit einigen Tagen finde ich mich ganz trocken und fühllos, unempfindlich für das gerettete Leben, für die gröstentheils hergestellte Gesundheit, für die Aufweckung zu dem einzig nothwendigen Geschäfte. Meine ganze Religion dünkt mir nur auf den Lippen und in dem äussern Verstande zu haften, denn mein Herz ist mürrisch, unzufrieden, und ohne Glauben. Dennoch soll ich dir, o du höchste Güte, danken, daß du meines Lebens im Lauf meiner Sünden geschont, daß du mich nicht dahin gerissen hast, daß mir Zeit gelassen worden ist, mich umzusehen und zum Einzig-Nothwendigen zu bereiten, weil es noch Zeit ist, weil die Kräfte meiner Seele noch im Stande sind. — Dennoch sollte ich im Staube danken, daß mich die himmlische Güte der Herrschaft despotischer Laster entzogen, und mir den erträglichen Zustand gegönnet hat, in welchem ich beten und seine Gnade flehen darf. —

Meine Unzufriedenheit wird die Natur der Dinge nicht ändern — dennoch wird meine Stunde ablaufen; dennoch werde ich näher an den Rand der Ewigkeit kommen; dennoch wird ohne die Gnade Gottes keine ruhige Stunde in meinem Leben und noch weniger in der Ewigkeit für mich seyn.

O so werf ich mich elend, unwürdig, von meiner Undankbarkeit überzeugt, zu deinen Füssen, ewige Liebe! Du hast versprochen, die Trübseeligen, die Beladenen, anzunehmen. Ach der bin ich, sowohl weil ich mit vielen Sünden beschwert bin, als weil ich diese Last nicht fühle, wie ich sie fühlen sollte; weil ich gegen dich, o Gott! kalt und ohne kindliches Zutrauen bin.

19 Aprill. Heute begehet man die Feyer des auferstandenen Jesus, den Tag, der das Siegel auf die Göttlichkeit seiner Sendung drückt — den Tag, auf dem unser Glaube ruhen, und unsre Hoffnung sich gründen soll. — Ein grosser Tag für das Menschengeschlecht! Ein grosser Tag auch für mich, der ich eines Erlösers so sehr benöthiget bin.

Wie billich wäre meine Freude, wie natürlich wäre es, wenn ich mit einer unendlich grössern Theilnehmung diesen Tag begienge, mit der man einen Tag begehet, an welchem man ehemals einer grossen Lebensgefahr entronnen ist!

Wie viel mehr Ursache hätte ich noch, der ich eine so beschwerliche und drohende Krankheit erlitten habe, wo kürzlich mir der Tod, das Ende der Gnadenzeit so nahe gewesen ist. Wie unbegreiflich kalt bin ich bey so vielen Anlässen zur Rührung; ich, der sich sonst in geringern Umständen so gerührt findet und Thränen vergiessen kann.

Was soll ich thun, o mein Herr und mein Gott! dich anrufen, daß du dein Licht in meinem Herzen wollest aufgehen lassen, und mir zeigen mögest, was der grosse Endzweck meines Daseyns sey, nemlich dich zu kennen, dich zu lieben, deinen Befehlen zu gehorchen, und deine Gnade über alles zu suchen. Lehre mich, die unzähligen Wohlthaten, besonders die Unermeßlichkeit deiner Gnade im Werk der Erlösung täglich lebhafter einsehen, auf daß ich zum Dank erweckt, und würdig werde, auch meinen Antheil an der Erlösung hoffen zu dürfen.

26 Aprill. Eben die unaufhörliche Klage, verstärkt durch eine Uebereilung, die wider tausendfache Entschlüsse vorsichgieng. Eben die Kälte, die Abgeneigtheit, mich selbst zu prüfen, in mich selbst zurückzukehren, und die Schande vergangener Zeiten durchzusehen. Dennoch hoffe ich auf dich, o Herr! Du hast den Manasse, den David, den Paulus zurückgerufen, und ihnen den Zutritt zu deiner Gnade eröffnet; du hast auch mir das Leben verlängert; weil du mir Zeit zur Busse hast geben wollen. O so gieb mir selbst auch den Geist der Busse, den Ernst zur Besserung, die Beständigkeit auf dem Wege der zur Rettung führet. — Gieb deinem Worte, und den Worten derer die dich lieben, die Kraft mich aufzuwecken; denn ohne dich, stolze Menschen mögen sagen, was sie wollen; kann ich

nichts thun, meinem Gewissen nichts antworten, mich mit keinem Zutrauen dir nähern, dein Gericht nicht erwarten. O so mache meinen Dank, meine Treue gegen den Retter recht lebhaft. Amen.

3 May. Ich soll schreiben, und weiß nicht was. Mein Gemüthe ist so trocken, so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich sagen soll. Und doch muß ich von meiner Seele und ihrem Zustand reden, der mich am meisten beschäftigen soll. Nun da ich gesund und im Aeusserlichen ohne Bekümmerniß bin, sollt ich nicht bereit seyn zum Danke. Aber ich liege im Schlummer; zum Umgange mit Gott, zum Gebete, zu allen ernsthaften Betrachtungen ungeschickt. Was hätte ich nicht noch vor wenigen Wochen gegeben, so gesund, so sorglos zu seyn, wie ich jetzt bin. Und wie wenig fühle ich nun diese Geschenke Gottes, die wiedererlangte Gesundheit, die Zerstreuung des Kummers, den Frieden mit aller Welt. So unbegreiflich, so verdorben ist das menschliche Herz.

10 May. Ungefähr eben so; vielleicht mit minderm Gefühle. Ueberhaupt freudig und munter aber nicht genug begierig nach der Freudigkeit, die sich auf den Frieden mit Gott gründet, und nach den Mitteln, die zu diesem Frieden führen. Zerstreut, an die kleinen Geschäfte des Lebens verknüpft; auch wohl auffahrend und nicht so sanftmüthig, wie das Christenthum es fordert. O er-

barme dich, Herr, reiche mir deine rettende Hand!

24 May. Morgen ist es wieder um eine grosse Veränderung in meinem Leben zu thun; wobey Eitelkeit und Eigenliebe mit unterlaufen mögen, und wo ich selbst befürchten muß, durch die Erhöhrung des Wunsches vielleicht vom Wege der wahren Glückseligkeit abgewandt zu werden. — Mein Verstand sagt: (o daß es doch auch mein Herz in seiner tiefsten Empfindung sagen möchte!) der einzige Weg nicht zu irren, sey, Gott zu bitten, daß er diese und alle Begebenheiten meines Lebens selbst regiere, mir abschlage was ich als ein unerfahrnes Kind zu meinem Schaden wünschen möchte; mir nichts beschere als was mir in der Ewigkeit heilsam ist. Wird der Wunsch meiner Freunde erfüllt, o so zerstöre, liebender Vater, die Keime des Bösen, die in meinem Herzen Wurzel schlagen möchten; dämpfe, den so leicht aufsteigenden Hochmuth, und laß mich niemals vergessen, daß Gaben und Aemter Pfänder sind, die du anvertrauest, und davon du Rechnung forderst!

31 May. Mein Wunsch ist in so weit erhört, der 25te ist ohne Veränderung in meinen Glücksumständen, aber auch ohne Erschütterung in meinem Gemüthe vorübergegangen. Meine Gesundheit hat in den lezten Tagen etwas gelitten, doch ohne sonderliche Empfindung. Ursache zur Klage und zum Unmuth

muth habe ich nicht. Ich sollte billich Gott mit Freudigkeit danken, der mir Zeit und Kräfte giebt zurückzudenken, und meine ewigen Angelegenheiten zu beherzigen — doch thue ich noch nicht genug — ob ich wohl keine heftige Begierde nach zeitlichen Vortheilen fühle, so ist dennoch mein Gefühl fürs Ewige auch viel zu schwach, viel zu kalt, viel zu unthätig. Ob ich wohl fühle, daß ich ohne herrschende grosse Laster bin, so arbeite ich doch nicht mit dem Eifer an meiner Besserung, wie ich sollte — ich bin zu sicher, und zu grossen Entschliessungen unfähig.

6 Jun. Diese Woche hat meine Gesundheit sehr gelitten. Ich habe traurige und schwer zu ertragende Nächte gehabt. Gedankt sey Gott für die Erleichterung, die er mir dann auch wechselsweise bescheert; gedankt sey ihm für die Bürde, die er mir aufgelegt, und die nothwendig seyn mag, die Keime des Stolzes und anderer Leidenschaften zu unterdrücken. Wenn nur mein Herz diesen Dank eben so abstattet, wie ihn mein Verstand abstattet. Aber dieser sieht jenseits des Gegenwärtigen, mein Herz aber ist an das Irrdische gebunden.

5 Jul. Meine Gesundheit erinnert mich oft an mein Ende, und an die Nothwendigkeit mich in einen Stand zu setzen, daß ich vor meinem Richter erscheinen dürfe. Und dennoch ist mein Herz so betrüglich, daß alle Empfindungen der nahen Ewig-

keit sich aus meinen Gedanken verlieren, und die nichtigen kleinen Verdrießlichkeiten des Lebens mich zur Ungeduld, zum Murren und zum Mißvergnügen bewegen; da ich täglich Gott danken sollte, weil er mir Zeit zur Buße und zum Frieden mit ihm vergönnet. Ich verlange von meinen Mitmenschen eine Redlichkeit, die ich Gott selbst nicht beweise. Ich verdenke ihnen den Mangel der Liebe, da ich die meinem Gott schuldige Liebe nur im Verstande und nicht im Herzen fühle. O ich wünsche aus dieser irrdischen Welt weg, und dahin zu kommen, wo der rechte Werth der Dinge hergestellt, und das höchste Gut auch am höchsten geliebet werden wird.

12. Jul. Wie elend ist der Mensch — bald niedergeschlagen, zerknirscht, zweifelnd an Gott, — dann wieder groß, trotzig und niemand bedürftig. Soll ich mir von Gott die Krankheiten, die Schwermuth wieder zurückerbitten, deren Erleichterung ich so sehnlich gewünscht hatte? Wenigstens dacht ich damals ernstlicher, vernünftiger; und erinnerte mich, daß ich ein Geschöpf sey, und einen Schöpfer habe, bey dem ich meine Zuflucht suchen soll.

2. Aug. Es ist doch ein elendes verdorbenes Wesen um den Menschen! daß er so gar nichts aus Dankbarkeit fühlt, daß er Gott nicht eher kennt, als wenn ihn alle andere Hülfe verläßt, und daß er

die Ewigkeit aus den Augen verliert, so bald der Pfeil des Todes ihm nicht in der Nähe drohet. Wie kalt, wie gezwungen ist alles, was ich thue, mein Wesen, mein Leben, dieses mein Bekenntniß.

9 Aug. Nun drohet wieder ein Sturm, oder wenigstens werde ich an Dinge erinnert, deren Vorstellung mir nicht anderst als verdrießlich seyn kann. Gott wird abermals helfen, und ich soll es als seine Gnade erkennen, wenn theils die Erinnerung der ehemaligen Fehler erneuert, theils die zeitlichen Folgen der Sünde lebhaft vorgestellt, und endlich die ewigen Folgen ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Mein Alter dient mir übrigens zum Troste, alles was auf Erden mir beschwerlich ist, kann nun nicht mehr lange dauren; es muß bald verschwinden. Oefne nur du mir deine Vaterarme, und empfange mich in deinem Frieden, zu der Zeit, die deine Weisheit für mich ausersehen wird!

23. Aug. Gelegenheit zum Verdrusse. Obwohl die gute Absicht und die Uebereilung einigermassen zur Entschuldigung dienen können, so sollte dennoch der Eindruck der nahen Ewigkeit auch die Möglichkeit solcher Fälle abhalten können. Aber immer noch ist die Macht des Gegenwärtigen dem Künftigen überlegen: immer noch vergißt man des Daseyns eines allsehenden Richters. Ist es

nicht ein böses Wesen, das mir einen falschen Spiegel vorhält, das vermeinte Gute groß, das unfehlbar Böse klein macht. Keine Muthmassung ist wahrscheinlicher als diese; auch die Arglistigkeit, mit welcher das Laster uns überschleicht, vergrössert diese Vermuthung. Ist es aber ein böses Wesen, das uns verleitet, wie unendlich wachsam sollten wir gegen die Einflüsterungen desselben seyn! wie eifrig sollte sich unser Herz wider die ersten Räthe dieses Feindes auflehnen?

30. Aug. Einige Spuren meiner Krankheit, die mir ehemals so unerträglich gewesen ist, und die mir jetzt fast keine Unruhe erwekt hat. Obwohl die Gründe dieser Zufriedenheit keine vollkommene Reinigkeit haben mögen, so danke ich dennoch dem Geber alles Guten, der die schwere Last der Ungeduld und der Verzweiflung mir abgenommen hat, worunter ich zuweilen fast erlag. Mag doch dieser Körper verwesen, wenn nur der ewige Geist in die Wohnung der Ruhe aufgenommen wird.

13. Sept. Gesundheit und Ruhe hast du mir wieder, o mein Vater! gegönnet. Meine Selbstliebe hast du an einer empfindlichen Stelle gebeuget, auch dafür sey dir o Vater Dank gesagt! Ueberzeugt bemerke ich, daß keiner meiner Fehler hingeht, der nicht auf der Stelle und schwer bestraft wird. Aber strafe hier o Vater! und schone dort.

Ein Laster hast du mehrentheils aus dem Herzen ausgerottet, wo es bittere Früchte getragen hat. Ein anderes noch schädlicheres, die Eitelkeit, rotte du auch aus, denn wie wolte mein falsches Herz sich selber reinigen. Mache es durch die Bestrafung meiner Eigenliebe verhaßt. Zeige mir, daß es in Zeit und Ewigkeit unglücklich machen muß, daß es unersättlich ist, daß es auf den erworbenen Ruhm eckel herab siehet, und nach denjenigen Lorbeern schnappet, die es nicht erreichen kann; daß jeder Mensch der ihm nicht schmeicheln will, sein Feind ist, und der nicht gewährte Zoll des Lobes ihm eben so bitter vorkömmt, als wenn ihm die Lebensmittel versagt würden.

20. Sept. Alles das nemliche, der etwas bittere Becher, der mir eingeschenkt worden ist, hat noch nicht ganz seinen Geschmack verlohren. Ich aber sollte billich der göttlichen Gnade danken, die meiner Selbstgefälligkeit zuweilen etwas in den Weg legt, und mich an meiner eigenen Bewunderung hindert. So thue es auch o mein Vater! drücke den Empörer, laß mich nie vergessen, daß ein befleckter Sünder Gnade, und nicht Ruhm suchen und annehmen soll; dämpfe alle diese aufsteigende Wallungen meines Herzens, worinn unaufhörlich das Böse gähret. Erinnere mich, daß die Ewigkeit allein mich beschäftigen, allein mein Trost und meine Hoffnung seyn soll.

27. Sept. Mächtig ist das Böse auch ohne die Reize der Natur, wer wollte nicht demüthig seyn, wenn er sein Herz erforscht, und gegen die Richtschnur hält, die ihm vorgezeichnet ist. Und was sind die Lüste, die sich der Ewigkeit vorgezogen wissen wollen? Kenne ich sie nicht, habe ich nicht ihr Elend tausendmal empfunden, und wenn ich sie genossen, gestehen müssen, sie verdienen den Wunsch eines Vernünftigen nicht!

4. Okt. Nicht umsonst habe ich mich über meine Kälte, und über die fortdaurende Herrschaft böser Leidenschaften beklagt. Es scheint aber der gütig sorgende Vater habe durch eine schlechte Gesundheit dem zunehmenden Uebel steuren wollen. — Auch für diese Gnade, denn es ist eine wahre und wichtige Gnade, danke ich ihm. Ein kränklicher Leib ist wirklich eine Gnade. — Die Feßeln der Zeitlichkeit werden dadurch gebrochen, die Ewigkeit ins Gesicht gerückt, und das elende Vertrauen zu nichts bedeutenden Gütern, in sein Nichts zurückgesetzt.

11. Okt. Meine Gesundheit hat gelitten. Aber Gott soll ich danken, daß sie gelitten hat: das ist das kürzeste Mittel die aufwallenden Begierden zu dämpfen, die Uebermacht des Gegenwärtigen zu bezwingen, und die Wünsche des an die Erde gebundenen Herzens der Ewigkeit zu nähern. —

25. Okt. Seitdem hat meine Gesundheit noch mehr gelitten. Aber bin ich besser geworden, ist mein

Herz näher mit Gott, mit dem Heiland verbunden? den ich doch als das einzige Mittel zum Heil und zur Rettung erkenne. Wie unendlich entfernt bin ich doch von dem Eifer, dem Feuer, mit welchem die ersten Christen an ihrem Glücke gearbeitet, und das elende vergängliche mit Füßen getreten haben. Wie anhängig an mich selber, an meine Gesundheit, an meine kleine Umstände und Angelegenheiten, wie unsinnig kalt gegen das ewige und einzig Wichtige.

1. Nov. Ich habe seitdem harte Tage ausgestanden — auch die sind vorbey. Dank sey dir o Vater, für diese Züchtigung, denn sie hat wieder schädliche Bewegungen gedämpft, die allzuheftige Anhängigkeit an das Zeitliche gemindert und mich erinnert, daß ich in allem nur von dir abhange.

8. Nov. Mein Körper verzehret sich nach und nach innerlich und sinkt zum Grabe. — Wo ist doch Trost in den annäherenden finstern Stunden zu finden? Wo anders als in den Armen eines versöhnten Gottes? Ach wie kalt ist diese Betrachtung! Wie frostig meine Liebe gegen den, der doch einzig die Schrecken des Todes und das Grauenvolle des Grabes versüssen kann; wie anhängig ist mein Herz an kleine Vergnügungen in der Arbeit, an Erleichtung meiner Schmerzen! wie unempfindlich gegen den Heiland, mit dessen

Arbeiten an dem menschlichen Geschlechte, ich mich doch täglich beschäftige! Und wider diese Krankheit der Seele, wo ist ein Mittel zu finden? Wo anders als im Gebethe, in der Anrufung Gottes, daß er mein Herz erweiche, es von dieser Welt loßreißen und zu sich ziehen wolle.

6. Dec. Nun hat die göttliche Gnade mir die beschwerliche Krankheit wieder abgenommen. Sie hat auch meinen Geist der niedergeschlagen war, wieder aufgerichtet, und mir den Muth gegeben, meine Arbeit mit Lust und Fertigkeit zu verrichten. Sollte ich nicht für diese wahre Güter dankbar seyn? — Und worinn bestehet der Dank, den Gott fordert? In meiner eigenen Glükseeligkeit; in meiner Besserung, die der Weg zum ewigen Heil ist. Sollte auch nicht das schreckbare Andenken so vieler Sünden, zum Ernst im Christenthum, zur Buße, zum Abscheu gegen alles das erwecken, was die Seele unheilbar verwunden kann? —

20. Dec. Auch in diesen letzten Tagen habe ich Gesundheit und alles Gute genossen; und wie kalt bin ich gegen die göttliche Güte gewesen, die geholfen hat, wo ich mir nicht helfen konnte. Und dennoch überzeug ich mich durch die tägliche Erfahrung, daß es noch viel unmöglicher ist, sich unter dem Drucke der Krankheiten und Schmerzen zu ernstlichen Gedanken und Ueberlegungen zu erheben, da der Körper selbst die Seele zer-

streuet, und daß mit Gott umzugehen keine Zeit geschickter ist, als die Zeit der Gesundheit und der Ruhe! Wie ist es denn möglich, daß ich diese Zeit, die doch unfehlbar kurz und nicht in meiner Macht seyn wird, nicht zu dem Zwecke gebrauche, und wie schwer ist ist es doch, sich von dem Sichtbaren zum Unsichtbaren und Ewigen zu erheben; wie matt sind alle Eindrücke, die nicht unmittelbar von den Sinnen kommen! Eben das ist der Leib des Todes, worüber so gar ein Apostel zu klagen gehabt, dessen Leben doch eine Folge lauter heiliger Bemühungen war.

25. Dec. Immer das nemliche: ein kränklicher Körper, doch so, daß es zu ertragen ist; aber ein mißvergnügtes verfinstertes Gemüthe, kalt, wo es warm seyn sollte; Undankbar und ohne Empfindung. Und dennoch bey dem jetzigen unvollkommenen Stande, habe ich Ursache genug zum Danke. Errettet von den gröbsten herrschenden Sünden, befreyet von einem körperlichen mich zu Boden drückenden Uebel, einige mehrere oder mindere Empfindungen meines Elendes, und einige Begierde mich von demselben loszumachen. Alles Vortheile, die ich der göttlichen Gnade zu danken habe, die durch meine Schuld unfruchtbar werden können, die aber dennoch der nothwendige Anfang zur wahren Besserung meines Zustandes sind.

1773.

3. Jan. Im Aeusserlichen ruhig, und so glücklich, als es mein Zustand und mein Alter mitgiebt, habe ich nichts als der göttlichen Güte zu danken. Aber thue ich es auch wie es Gott will. Bin ich erinnerlich, daß an seiner Gnade mein Alles hängt; daß das Gute der Zeit ein verschwindender Schatz ist; daß einzig die Ordnung, in welcher man ihm gefallen kann, der Wunsch und die Pflicht eines vernünftigen Geschöpfes ist! O laß mich Heiland meiner Seele! nicht vergessen, wie entsetzlich das Unglück eines Menschen ist, der dich vergißt; wie wenig Gesundheit, Glück, Ehre, und vortheilhafte Unternehmungen zur wahren Glückseeligkeit beytragen können; wie fürchterlich im Grunde die Erfüllung unserer Begierden, die Befriedigung unsers Ehrgeizes, die ungestörte Stille ist, worinn wir die Ewigkeit verschlummern.

10. Jän. Ich habe immer eben die Klage, und die Ursache darzu vermehrt sich eher, als daß sie sich vermindert. Wieder habe ich die Angst eines neuen Anfalles meiner Krankheit ausgestanden, diese Furcht ist vobey gegangen, aber mein Herz ist undankbar, unempfindlich geblieben. Die Rückkehr in mich selbst, ist mir so schwer, daß ich mich mit heimlichem Widerwillen dazu bequeme.

Die Ueberzeugung meines Verstandes geht nicht in den Willen über, und bessert mein kaltes Herze nicht. —

24. Jan. Einige Erinnerungen meines körperlichen Uebels habe ich erlitten, und vielleicht waren sie nöthig, die aufsteigenden Dünste des Stolzes niederzuschlagen. Sonst sind meine Umstände ruhiger und vergnügter, als sie lange nicht gewesen sind. Aber eben diese Ruhe führt zur Gleichgültigkeit über das Wichtigste; und zur Anhängigkeit an diese, uns gefallende Welt. Mit Recht haben die Mystiker gelehrt, das Unglück und das Leiden sey eine Wohlthat Gottes, und keine Strafe schrecklicher, als ein beharrlicher Glücksstand, aus welchem man erst in der Ewigkeit erwachet. Dir Dank ich o Vater! daß du von Zeit zu Zeit, theils durch die Folgen meiner Fehler, theils auch durch Krankheiten mich zur Vernunft, zur Sorge für die Ewigkeit zurükrufest! Unsere falsche Seele scheuet sich vor dem Ernsten, und wendet so lange die Augen davon ab, biß es sich so mächtig zudringt, daß wir ihm Gehör geben müssen.

31. Jan. Und nun kömmt noch der Ehrgeiz mich zu quälen, und meine Ruhe zu stöhren. So sehr er sich im innersten des Herzens verbirgt, so verräth ihn die Unruhe und die Unzufriedenheit. Dämpfe diese Wallungen, o mein Gott!

stürze lieber die Säule, die ich mir aufzurichten bestrebe; entziehe dem Stolze die Nahrung; gieb nicht zu, daß ich für nichtige Schmeicheleyen, die nur wenige Jahre dauren können, die Hoffnung des ewigen Lebens aufopfere. Laß mich die grossen Wahrheiten der Offenbarung im Herzen fühlen, auf daß sie in demselben herrschen, und das Böse ausrotten mögen. In zeitlichen Dingen sey deinem weisen Willen alles übergeben! Dein Wille geschehe auf Erden, und in Ansehung meiner; denn dein Wille ist Gnade!

7. Zorn. Die Begebenheit dieser Woche schlägt wohl die Hoffnungen des Ehrgeizes gänzlich nieder; und ist mir empfindlich gewesen, da der Mensch so gerne bey den untern Ursachen stehn bleibt, und die Werkzeuge hasset, wodurch Gott ihn erniedriget. Fast sichtbarlich ist dennoch dieser nicht gewünschte Ausgang mein wahres Beste, für meine Ruhe, mein Leben. Vermuthlich hätten die Schmeicheleyen meine Eitelkeit aufgeweckt, die Gedanken der Ewigkeit noch mehr verdrängt, und mich in einen Trost gewieget, der doch nichts Festes hat, und unter uns einsinken muß. Hilf du o Vater, daß ich bey dir mein Heil, in deiner Gnade meine Seeligkeit suche: bey dir allein ist Seeligkeit und nicht bey Menschen.

14. Horn. Meine Gesundheit ist gut gewesen, die Erschütterung vom 2ten ist ohne Spur verschwunden, und alle meine Umstände glücklich und vergnügt. Jezt folgt auf die Unruhe Eckel, die sogenannte Langeweile, die mitten in meinen Arbeiten mich einhält, und mir zumal die Abende lange macht. Ist das nicht auch eine Folge der Entfernung von Gott!

21. Horn. Gute Gesundheit und Ruhe, und überhaupt bey allen den kleinen Beschwerden des Lebens, und zumal des Alters, lauter Ursache der göttlichen Güte zu danken, die meinen Uebergang zum Grabe so sachte abhängend macht. — Freylich fällt jeden Tag eine meiner Kräften weg, und dennoch bleibt so viel, daß ich ruhig, selbst mit Vergnügen meiner Arbeit abwarten, und die Stunden geniessen kann, die mir noch zugezählt sind.

28. Horn. Mein ziemlich gedrücktes Gemüth hat sich wieder gestillt, entweder weil keine zeitliche Eindrücke ewig dauren; oder weil die Ehrsucht wieder einige Nahrung gefunden hat. Meine Gesundheit ist ziemlich gut und alles in der gewöhnlichen Ruhe. Aber wohl sagte Gerson:

hors de toi le Calme est rude

Was soll alle Unempfindlichkeit, oder alle zeitliche Wohlgefälligkeit an sich selber, wenn du uns o Richter selbst nicht billigest; wenn das Schwerd des

Gerichts offen über unserm Scheitel hängt, und das Ausbleiben jedes Athemzugs uns einer unglücklichen Ewigkeit überliefern kann.

7. März. Meine Krankheit zeigt sich wieder; zwar eben nicht mit der alten Heftigkeit, aber doch genug mir zu zeigen, daß die Gesundheit bloß eine Gabe der Vorsehung ist, die sie frey zurücke nehmen kann. Und vermuthlich war es Zeit, dem aufquellenden Ehrgeize Schranken zu setzen, der bey bessern Umständen sich meiner wiederum bemächtiget hätte. Unendlich falsch ist mein Herz; unendlich an das Irrdische gebunden; unendlich kalt gegen das Unsichtbare und Ewige. Bloß dann wenn die Stütze des Körpers zu sinken drohet, erinnere ich mich, daß ein anderes viel wichtigeres Leben ist, auf das wir unsern Trost und unsere Seelenruhe gründen sollen. Und alle diese Ueberzeugung wirket mit der matten Kraft einer theoretischen Wahrheit, da die Sinne wie eine verzehrende Flamme uns zur Erfüllung der Begierden hinreissen. O wer wird uns erretten, von diesem Leibe des Todes.

14. März. Ich habe nichts Neues hinzuschreiben, äusserlich Ruhe und ziemliche Zufriedenheit; innerlich Kälte. Ein Buch, das ich in guten Absichten zum Lesen gewählt, ist mit unrichtigen Begriffen angefüllt, wie diejenigen von der Versöhnlichkeit Gottes sind. Der Verfasser stellt die Menschen als bußfertig und besser gesinnt vor,

und Gott als beleidiget, der wie ein Mensch vergeben wird, wenn er gütig ist. Diese Vorstellung ist unrichtig und dem Urbilde unähnlich. Der Mensch ist nicht bußfertig, nicht zur Besserung willig, Gott ist nicht beleidigt, er ist aber dem Bösen aus angebohrner Rechtschaffenheit entgegen, und verabscheuet es.

21. März. Die Stille wird durch heftige Verdrießlichkeiten unterbrochen. Sie zerrütten meine ganze Seele, die überall auf Erden sich um Hülfe umsiehet, und keine findet. Bey dir aber ist Ruhe, überschwinglicher Friede. Wer sich dir unterwirft, wer sich thätig erinnert, daß du o Vater alle Begebenheiten lenkest, daß auch der bitterste Trank den du einschenkest, eine Arzney von derjenigen Hand ist, die unsern Schaden am besten kennt, und ihn heilen will; wer ein Christ ist, der ist mitten in diesen Stürmen seelig; und seeliger als der Fürst, der in ungestörtem Glücke auf dem Throne sitzet, der auf seinem Grabe steht.

28. März. Die beyden verdrießlichen Begebenheiten sind auch vorübergegangen, und die Ruhe wieder hergestellt. Genugsam gesicherte Ruhe, so bald ich nichts weiter verlange, als meine übrige Tage im Frieden und Stille zuzubringen; und warum sollte ich etwas anders verlangen! Ich, der der Ewigkeit so nahe, von allen Aussichten

der weltlichen Grösse, so werkthätig abgeschnitten bin? Und was würden die Schmeicheleyen einiger Dürftigen zur Beruhigung meiner Seele beytragen, wenn sie der Schrecken der nahen Ewigkeit erschüttert; warum sollte ich nicht ohne chimärische Hofnungen da Trost suchen, wo er unfehlbar zu finden ist; wo kein Gebet unerhört bleibt, wo die Bitte selbst schon eine Erhörung ist? O so laß mich, gütiger Geist des Trostes! bey mir selber einkehren, bey dir Schutz, bey dir Ruhe suchen, wo unendliche Ruhe, wo sie leicht, wo sie unfehlbar zu finden ist.

11. April. Eben die nemliche Klage, habe ich über mich selbst zu führen. Heute ist das Osterfest, der Tag, an welchem der Heiland seinem prophetischen Amte das Siegel aufgedrückt hat, wo jeder, der von seinem Tode etwas hofft, voll Dankbarkeit gegen seine Rettung seyn sollte. Aber wie kalt bin ich gegen diese grosse Nachricht! Es ist doch nicht recht begreiflich, wie ein Mensch zugleich glauben, zugleich eine Offenbarung erkennen und sich von der Wahrheit überzeugen, und noch so kalt bleiben könne! Meine Unwürdigkeit hält mir die Vernunft selbst vor, und überzeugt mich, daß ich nicht in dem Stande bin, worinn ich vor Gott erscheinen könne!

6. Juni. Nach und nach, langsam, fast unmerklich bessert sich meine Gesundheit. Noch willst du

o Va=

o Vater! daß dir lebe. Aber hilf, daß mein Herz sich nicht an die Welt hänge, hilf daß ich bey dir, in deinem Beyfalle, in deiner Gnade einzig meinen Trost suche. Was würde mir sonst bleiben, wenn einst die Gegenstände vor den Sinnen schwinden, wenn jede irrdische Hoffnung, auf die ich mich lehnen möchte, unter mir einsinket, wenn meinem Geiste die Ordnung und die Stille fehlt, in welcher ich mein wahres Beste beherzigen könnte.

20. Junt. Meine Krankheit nimmt nicht ab, und scheint nicht abnehmen zu wollen; sie wird vielleicht der Weg seyn, auf welchem ich in die Ewigkeit gehn soll. Und bey dieser ernsten Aussicht kann ich mich dennoch nicht von der Welt abziehen, nicht zu Gott gewöhnen, nicht an dem Einzigen arbeiten, das in der tiefen Dunkelheit mein Trost seyn soll. In dem Menschen ist etwas unbegreifliches. Täglich finde ich doch Gründe zum Glauben, zur Kenntniß des Heilandes, und dennoch suche ich keine Zuflucht bey demjenigen, der so offenbar einzig meine Zuflucht seyn kann. Diese Blindheit und Sorglosigkeit ist bey einem Sterbenden unbegreiflich. Was soll ich thun, daß ich selig werde? Es ist doch nichts übrig als sich zu schämen, und Gott anzuflehen, das tückische Herz zu bessern.

7. Nov. Immer noch Anhängigkeit an die kleinen und falschen Tröstungen die die Welt uns gewähren kann. — Meine Zuflucht ist noch immer zu Büchern, zu gelehrten Beschäftigungen, die vielleicht im Grunde Ehrsucht und Eigennutz so angenehm macht. Was ist das Herz des Menschen!

14. Nov. Meine Gesundheit ist noch immer wankelbar. Meine Krankheit hat mich von der Ehrsucht geheilt; sie hat mich zur Ruhe gezwungen, die meinen Jahren am natürlichsten zustehet. Sie verschafft mir das Glück zwischen Leben und Tod einen Mittelstand zu setzen, um mich von der Erde abziehen und zu der Ewigkeit erheben zu können. —

21. Nov. Aber auch Strafen von dir o mein Vater! sind Geschenke. Die Ehrsucht die mich quälen wollte, ist durch die Krankheit meines Leibes verdrungen worden. Ich habe gefühlt, daß ich mir nicht Bürden aufladen soll, wenn ich die Kräfte verlohren habe, sie zu tragen. Ich kann freyer an die Ewigkeit denken, der ich mich täglich nähere, und in die ich mich unausweichlich doch bald versinken muß. Aber brauche ich auch diese Muse recht? Ist nicht meine gelehrte Tändeley eben so weltgesinnt, eben so sehr im Zeitlichen versunken, als die gewöhnliche Ehrsucht! Wie falsch, wie irrdisch, wie unfähig aller innern Triebe ist mein Herz! Laß mich o Vater leben, wie ein Mensch der sterben soll!

vor dir wandeln, wie ein Mensch, der zu dir zu kommen verlangt; so handeln, wie einer der wirklich glaubt, er sey unsterblich, und zu einem bessern Leben gebohren.

5. Dec. Wie oft habe ich Gott gebeten, daß er mir eine langsame Krankheit schenken, und mich nicht in einem Sturme wegraffen möchte, wo ich keine Zeit mich zu bedenken hätte. Diese langsame Krankheit ist nun da, sie führt fast unvermerkt zur Auflösung; sie gönnt mir den Genuß aller Seelenkräfte; und läßt mir also alle Zeit, zu dem grossen Zwecke mich vorzubereiten, zu dem der Mensch gebohren wird. —

19. Dec. Meine Gesundheit nimmt mehr ab — Ohne Zweifel ist es dein Gefallen o du, auf alle deine Geschöpfe aufmerksamer Vater! Die kleinen Tröstungen der Welt, sollen mich nicht von den ächten die bey dir allein sich finden, abwenden. Du trennest die Bande los, die mich an das Eitele heften, auf daß ich mich freyer zur Ewigkeit hinaufschwingen könne. Was sollte mir Ehre, Geld und Lustbarkeiten, da ein innerer Wurm in mir nagt, dessen Bissen alle diese Güter mich nicht entziehen können.

25. Dec. Bin ich denn ungläubig, oder was ist das für ein kalter lebloser Glaube, der weder fühlt noch Antheil nimmt! Ist denn Jesus nicht heute gebohren? Nicht in die Welt gekommen für die Sünden der Welt? Liegt es nicht an uns, wenn

wir dieser grossen Empfindung nicht theilhaftig werden. Habe ich im Verstande einige wichtige oder beträchtliche Zweifel entgegen zu setzen, ist nicht die aufrichtigste Erzählung der Geschichte, und die gähe und ununterbrochene Fortpflanzung des Evangelii zureichend, uns zu überzeugen, daß weder Schwärmerey noch Betrug hier Platz haben können! Und ist die Geschichte wahr, ist sie dann nicht das wichtigste Geschäft unsers Lebens, einzig würdig uns zu beschäftigen. Bin ich nicht am Rande der Ewigkeit, alt, abgelebt, krank, beschwert mit herrschenden Sunden; bedürftig der Gnade. — — Was habe ich denn in der Welt, das mich abhält, an meiner Seeligkeit zu arbeiten? Habe ich Lüste zu vergnügen; Sinne zu befriedigen. — Bin ich nicht von allen diesen Genüssen auf ewig getrennt, die ohnedem so elend waren. —

1 7 7 4.

23. Jan. O mein Vater! lehre mich verstehen, was es heißt: dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel. Dein Wille, wie er allmächtig ist, so ist er auch allweise und allgütig! Alle Verfügungen Gottes, bitter oder angenehm, sind doch lauter Gnade, und es stehet nur an uns, sie zu unserm ewigen Vortheile zu nutzen. O

mein Vater! im Verstande herrscht die Wahrheit, aber das Herz hängt am Gegenwärtigen, ist gegen das Entfernte unempfindlich, auch gegen dich, den ich nicht sehe, der aber allgegenwärtig, und auch mir so nahe ist, daß er meine geheimsten Gedanken hört. — —

17. April. Oft habe ich gewünscht, nicht in einem Sturme plötzlich hingerissen zu werden, sondern die Zeit zu geniessen, mich zu meinem Ende vorbereiten zu können. Ich dachte an die Wassersucht, an die Schwindsucht. Mein Zustand ist viel gelinder, minder beschwerlich, minder geschwind tödlich; und ohne einige Störung meiner Gedanken. Danken will ich dir also mein Vater, für diese meine Leiden, die mich zur Seeligkeit führen sollen, und wirklich fühle ich einen Strahl der von dir quellenden Hoffnung. —

28. Aug. Es ist dem Menschen in der That besser, zu leiden; denn gar leicht vergißt er sonst des Ewigen. Gott verdient also unsern Dank, wenn er uns von den Kleinigkeiten des Lebens abziehet, und uns das einzig Nothwendige ins Gesicht rückt. Auch soll unser Gebet nicht das Kreuz von uns ablehnen wollen, das uns so nöthig ist, wir müssen von Gott erbitten, was in der Ewigkeit gut bleibt, und was uns trösten kann, wenn

der Schauplaz der Welt vor unsern Augen verschwindet. —

11. Dec. Was soll der Unmuth über meinen kränklichen Körper? Muß ich nicht sterben? Muß nicht das Band das die Seele und den Leib vereiniget gebrochen werden? Bin ich nicht in einem Alter, das ich nicht hätte erwarten dürfen, und das meine Hoffnung weit übersteigt. Und was ist denn zu wagen? Bin ich nicht unter der Aufsicht und der Regierung eines weisen und gnädigen Gottes! Oder soll Zweifelsucht mich dieser Hoffnung berauben; des Trostes der allein die Leiden dieses Lebens noch erträglich machen kann! Aber ich werfe mich in die liebende Arme dieses Vaters! O mein Schöpfer! weiser Urheber aller Welten, aller Menschen, erleuchte meine Seele! Laß mich deine Wege kennen! —

1775.

29. Jan. Herr sey bey mir! Zerstreue die Schatten die zwischen deinem Lichte und mir sind! Laß mich dich kennen, wie du bist! dich lieben, wie du willst geliebet seyn! Dann mag meine Hütte zerfallen, meine Seele wird ihre Heiterkeit nicht verlieren; denn wer könnte trauern, wenn er zum Vater gehet.

5. März. Ich lese den redlichen Gellert. Aber war-

um kann ich nicht sterben wie er, der eben auch sieche und beständig kränkelnder Mann! Etwas kann ich einsehen; es scheint der Redliche hatte sich vor groben Sünden, und von der Herrschaft derselben rein gehalten; und der verdient es, wer Gott verlässet, daß er auch wieder von ihm verlassen werde.

3. Jun. O mein Erlöser! so wenig ich es sinnlich fühle, was ich dir schuldig bin, so sagt mir doch die Vernunft: derjenige der für mich gestorben ist, hat eben so viel für mich gethan, als wenn er für mich allein gestorben wäre. Denn unstreitig hat sein Verdienst die volle Kraft, meine Sünden zu tilgen, und folglich thut er für mich alles was er für alle Welt zusammen thut. Und dennoch bin ich gegen diesen göttlichen Erlöser so lau, so fühllos. Dies ist mir unbegreiflich und fast unerträglich; denn da kein andrer Name gegeben ist. . . was hilft mir mein äusserliches Christenthum, wenn ich diesen Namen nicht anrufe, nicht voll Dank gerührt anrufe!

2. Jul. Meine Gesundheit ist noch wohl erträglich. Etwas schwarze Gedanken, die doch noch wohl in Schranken bleiben; auch dafür seyst du o mein Vater gepriesen! Dank für die schwere Stunden, die mich anhalten, in der Ewigkeit meinen Trost zu suchen; gelobet und gepriesen für alles, was du zur Rettung meiner Seele thust; für alle Prüfungen! Auch einen Schimmer

deines ewigen Trostes hast du mir zufliessen lassen; und alle Bitterkeit, alle Schwermuth verschwindet. Doch zu gerne ist der Mensch mit sich selbst zu Frieden; zu leicht kann auch ich in die weltliche Sicherheit zurückfallen, und das Ewige vergessen! Also gieb, wie in der äussern Welt, heitere Tage und dunkle; Schrecken zu meiner Warnung, aber auch Trost, daß ich nicht versinke, und nicht andern Menschen zur Beschwerde und zur Last werde. Nur daß ich auf dem Wege zum Heil bleibe! Denn ich elender kranker alter Mann, was sollte am Rande der nahen Ewigkeit mir bleiben, wenn du mich o Gott verlassen wolltest, wenn ich sklavisch fürchten müßte, zur Verurtheilung vor dir zu erscheinen. —

29. Okt. — Thöricht habe ich mir das Gedächtniß mit den Schwierigkeiten angefüllt, die die Freygeister gegen die Religion zusammenhäufen. Aber gieb o Vater, daß die Vertheidigung des Glaubens womit ich mich beschäftige, ihre Kraft und Wahrheit an mir selber äussere; daß ich nicht verwerflich werde, indem ich es unternehme, andere stärken zu wollen! — Meinen körperlichen Leiden, setze die Erwartung besserer Zeiten, nicht nur Zeiten sondern Ewigkeiten entgegen. Bald wird der kleine Unmuth verschwinden, wenn ich hoffen darf, daß nach der Zerstörung meiner wankenden Hütte, ich bey dir leben, in

der Gesellschaft der Heiligen, ewig leben werde. Amen das gieb mir!

31. Dec. Und so ist auch dieses Jahr zu Ende. Nahe an die Ewigkeit hat mich ein hartes Lager gebracht. Habe ich aber auch von der Prüfung den Nutzen gezogen, den ich hätte ziehen sollen? Bin ich nicht noch weltgesinnt, an Kleinigkeiten hängend; liebe ich meinen Heiland wie ich sollte? Bin ich nicht noch gegen Gott kalt und dürre, voll schwankender Begriffe! O mein Vater! Gieb deinem Worte Kraft, die Nebel zu zerstreuen, die meine Seele umhüllen. Laß dein Licht leuchten, daß es meine todte Kraft belebe.

1776.

7. Jan. Noch herrscht bitterer mürrischer Unmuth in meiner Seele, und erlaubt mir fast nicht zu beten. O du, der du mich erschaffen hast, du weißt wie weit es in meiner Macht wäre, mich zu überwinden, und den Gebrauch von den Leiden zu machen, darum du sie auflegst. — Aber ich weiß, daß ich nichts weiter vermag, als in meinem Elende zu dir zu flehen. O du mein Erschaffer! der du uns versichert hast, selbst die unermeßliche Freude des Himmels, werde durch die Bekehrung und die Rettung eines Sünders erhöhet, o laß auch meine Seele, bey allen

meinen Fehlern, bey ihrer Untreue, doch etwas bey dir gelten! Gieb mir Kraft zu beten! — Ich bin mühsam und beladen, beladen mit Sünden, mit donnernden Schrecken des Gewissens. Meine Frist kann nun nicht mehr lange seyn. O mein Vater, laß sie nicht ohne Seegen vorbeyfliessen. Gieb meinem Gebet den Eifer, die Treue, die Erhörung. Hilf mir in meiner Schwachheit!

30. Jun. Ists möglich, daß man Gott nicht liebe? Ja es wird durch die knechtische Furcht vor einem erzürnten Richter möglich; den man nicht hofft versöhnt zu sehen. Man hat mir die Hoffnung der Seeligkeit zu erleichtern gesucht. Hat man wohl gethan? Die Offenbarung sagt ja, es sey schwer in sein Reich zu kommen, und es müsse darnach gerungen werden. Ich begreife auch aus meiner blossen Vernunft, daß ewig mit Gott und den guten Geistern zu leben, einige Aehnlichkeit mit Gott und mit diesen Geistern erfordert werde; daß ein Herz voll Stolz, voll Haß, unmöglich in der Gesellschaft der Liebe, der Ordnung, der erleuchteten Geister, so vieler frommen Bekenner, ausdauren könne; und daß endlich die Seeligkeit nicht darinn bestehe, daß die Seele an einen gewissen vorzüglich glücklichen Ort versetzt werde; sondern daß ihre Triebe gelenket, sich an die rechten Güter einzig halte, die aber dann erst rechte Güter werden,

wenn man die niedrigen und verdorbenen Triebe abgelegt hat. — Ich versehe mich also nicht durch eine blosse Erkenntniß, durch Wehklagen und Wünsche fertig werden zu können; die Bereuung und das Bekenntniß Jesu, muß freylich damit verbunden seyn; aber um mit ihm zu leben, müssen wir gut seyn; müssen wir nothwendig, biß auf einen gewissen Grad ihm ähnlich werden, und das sagt die Offenbarung!

29. Sept. Mit dem annähernden Winter, nehmen meine Leiden zu. Mein Uebel reizt insbesondere meine Ungeduld. So gewiß allerdings der Leib hierinn einen grossen Einfluß hat, so gewiß ist es auch, das ein Christ, der alles was ihm geschiehet, von seines Vaters liebreichen Händen empfängt, niemals zur Ungeduld verleitet werden sollte. Sündlich ist es also allerdings, nicht zu wollen was Gott will, ungeberdig sich anzustellen, wenn sein Wille gegen unsern Willen durchdringt. Elend ist diese Frucht der Leiden, die uns im Gegentheile von unsrer Abhängigkeit von Gott überzeugen, täglich uns lehren sollte, nicht nur unser Schicksal als unwiederstehlich anzusehen, wie die Heiden thaten, sondern wie ein Christ, sie mit kindlicher Ergebenheit aufzunehmen; und das Leiden durch Geduld zum Glücke zu veredeln. Und wie kann uns die Ewigkeit tröstlich werden, als durch unser Vertrauen

auf einen versöhnten Gott! Wie können wir aber diese Versöhnung anders hoffen, als durch den Glauben, durch die Theilnehmung an dem Verdienste des Erlösers! — — Nicht eher werde ich zur Ruhe kommen, als bis ich zu dieser Theilnehmung gelanget bin. Diese Seeligkeit ist nicht in meinem, des verdorbenen Menschen Vermögen, du must mir sie geben, o Erbarmer! Mache du mich zum Christen!

6. Okt. Je länger je kräftiger erfahre ich, daß der Kraft des Gebetes, wir mögen auch noch so kleinmüthig seyn, nichts widerstehet. Mein Geist ist allemal aufgerichtet worden, selbst auch oft der Leib — Seelig wäre ich, seelig bin ich, wenn dieser Weg der Erbauung mir offen bleibt! Der Mensch im Glücke, bey voller Gesundheit, meinet, er bedürfe keines Gottes; aber im Sturm und im Unglücke, wenn man sich nicht mehr helfen kann, durch das Gebet Hilfe finden, ist ein erfahrungsmässiger Beweis der Wahrheit der Religion. Das Gebet ist ein Hilfsmittel wider Sicherheit und Stolz, es ist ein sanftes und kräftiges Band mit Gott. —

2. Nov. Hilf o Vater! daß dein Wort das ich lese, auf mein dürres empfindungsloses Gemüthe, einen tiefen Eindruck mache; daß ich glaube! Denn alsdann wird all mein Leiden verschwinden. Seelig sind die Freunde die vor mir in

die Ewigkeit eingegangen sind; ihre Thränen sind getrocknet, sie sind im Hafen gesichert, vor der Sünde gesichert, vor allem Elende ewig sicher; unfähig zu fehlen und zu leiden.

1777.

1 Jan. Durch unzähliges Ungemach, durch gute Stunden, durch andere, die ich zuweilen meynte nicht ertragen zu können, habe ich auch dieses neue Jahr erreicht, und eben schlimmer ist mein Zustand nicht geworden, zuweilen selbst viele Wochen lang habe ich Milderung gehabt, und ohne sonderliche Beschwerde mit fröhlichem Muthe gearbeitet. — Ganz neulich war mein Gemüth niedergeschlagen, hoffnungslos, und in einen strafbaren Unmuth versenkt, den nichts entschuldigen kann, als daß er seine Wurzel im Leibe hat, und sich durch den Willen selbst nicht recht überwinden läßt. Aber was hab ich dem Innern nach gewonnen? was in einer so langen Zeit gewuchert? da sie von meiner noch übrigen Zeit einen so grossen Theil ausmacht. Ich habe immer eben die Klage über mich selber, über meine Kälte, über meinen Mangel von Dankbarkeit gegen den Heyland, dessen Vortreflichkeit ich dennoch täglich besser kennen lerne; und in der That, nicht ohne meinen Trost täglich besser einsehe. — Aber Liebe, lebhafte Freundschaft, wie

ich ehemals gegen Freunde fühlte, kann ich mir nicht zuschreiben. So ist auch das Zutrauen nicht da, das Gott sowohl um mich verdient hat, und ich durch seine Hilfe ohne meine Klugheit, aus so manchem Unglück gerettet worden bin. O daß doch in diesem Jahr mein Herz treuer, aufrichtiger, minder weltgesinnt, mehr der Ewigkeit ergeben wäre, der ich doch so nahe bin, und die allein meine Wünsche beschäftigen soll. —

5 Jan. In diesem neuen Jahre habe ich schon viel gelitten, und zumal viele Unruhe gefühlt, weil der Körper nicht in der Ordnung war, wie ich gewünscht hätte. Man hat mir Hoffnung erwecken wollen, wegen des Guten, das man vermeynt, bey mir zu finden. Aber mein Gewissen nimmt diesen Trost nicht an. Freylich ist Gott gütig, unveränderlich gütig bey allen unsern Vergehungen und unserer vielen Untreue. Und doch kann ich verlohren gehen. Denn die Gerechtigkeit Gottes läßt sich nicht anders befriedigen als mit einer gewissen Stufe des Glaubens und der Liebe zu Gott und dem Erlöser, die ich mir ohne Blindheit nicht zuschreiben kann, wenn ich mich recht erforsche. Ich bin nicht ohne Glauben, ohne dankbare Liebe zu meinem Gott und Erlöser. Aber wie schwach sind beyde. Mehr ein Wunsch dazu, als wirklicher Glaube, als thätige Liebe. Man sagt mir dann: hier sey nichts zu thun, als beten, und von

Gott eine unfehlbare Erhörung zu hoffen. — Das ist recht vernünftig, und vermuthlich das Einzige das übrig bleibt. Laß mich also zu dir kommen, o mein Gott, als ein beladener, bekümmerter Sünder. Von dir fordert er die Kräfte, die er sich selbst nicht geben kann; Kräfte, dich, wie du es befiehlst, anzurufen; Kräfte, zu glauben, zu lieben, ein Christ zu seyn. Ach das thue, o Allgütiger, um meines Mittlers willen! —

9 Febr. Ich habe bald gelitten, wie zumal in dieser Nacht, und bald hab ich wieder Erfrischung genossen, wie eben diesen Augenblick. Mein Leben ist ein Werk der Kunst geworden, das durch einige Hilfsmittel erträglich wird. Dennoch, o mein Gott, wie viel hab ich dir zu danken, daß du die Grenzen zwischen Leben und Tod so deutlich für mich ausgezeichnet, und mir Zeit und Muse wie aufgedrungen hast, mich zur Ewigkeit zuzubereiten. Dank sey dir tausendfachen dafür gesagt! Nur vollende dein Werk, o Vater, und hilf, daß ich von dieser theuren Frist den Nutzen schöpfe, den du ohne Zweifel zur Absicht gehabt hast. O zieh mich ganz zu dir, was verliehre ich? Ist Wollust für mich möglich? Ist Ehre nicht eine Thorheit? und wenn sie es nicht wäre, würde mich dieses hindern, die wahre Ehre zu geniessen, den Beyfall guter Menschen, das Zeugniß meines Gewissens, und deinen Beyfall, o du Richter der Welt, den

von zu tragen. Noch muß ich klagen, daß ich aus meiner Frist den Nutzen nicht ziehe, den ich ziehen sollte. Noch bin ich, wie ich es längst war, ungeduldig, weltlich. Ich gründe meinen Trost auf nichtige Dinge, auf Stützen, die mich in kurzem verlassen müssen. Noch fehlt mir die Hoffnung, das Zutrauen, die Liebe, die allein mir mein Leben erträglich machen könnten. —

16 Febr. Den groben Sünden hat mich Gott entrissen, sie werden mehrentheils für mich unmöglich. Aber die vor den Menschen feinern Sünden, hängen mir alle noch an. Anhängigkeit an das Irrdische, Vergängliche; an das, was meinen Begierden schmeichelt. Immer noch bin ich kalt gegen meinen Erlöser. Warum ist nur der historische Glaube da, und keine Hoffnung, keine Liebe, keine Dankbarkeit? Wo ist die Gegenwart der Bilder der Ewigkeit, der Vorstellung, die in meinen Umständen meine liebste Beschäftigung, meine gröste Aufmunterung seyn sollte?

23 Febr. Ich bin diese Woche und noch vor wenigen Stunden, sehr krank, sehr abgemattet gewesen, und habe Blut verlohren, welches mehr als ein gemeines Uebel anzuzeigen scheint. Jetzt hat sich die Natur wieder erholt, und für einige Stunden bin ich ohne Schmerzen und ohne sonderbare Beschwerde. Im Leiden bin ich wieder so gewesen wie ich oft geklagt habe, unzufrieden, nicht kind-

lich

lich zu Gott flehend, gedankenlos. Dieser üble Gebrauch des Kreuzes ist für mich sehr schreckend und fürchterlich, denn wenn die gute Zeit mich sorgenlos und sicher macht; und dann die üble, mißvergnügt und mürrisch, wie soll dann mein Todestag bey einem so nahen Uebertritt in die Ewigkeit ausfallen. O mein Gott, hilf, daß er glücklich sey, hilf dem wenigen guten Saamen auf, der in mir Wurzel gefaßt, daß er wachse, daß er Früchte trage; — lehre mich erkennen, daß ich dir alles schuldig bin, daß ich unendliche Sünden gehäuft habe, und ich nicht anders als durch ein Wunder deiner Gnade der Strafe entrinnen kann. Selbst dieß Gefühl, so fest gegründet es in meinem Alter seyn sollte, ist so schwach, daß es sich fast gar nicht erhebt, und sich blos durch Klagen über meine körperlichen Leiden hören läßt. Nur du kannst helfen, nur deine Allmacht wird es! Ich werfe mich im Staube vor dir nieder; mich umringen meine Sünden, mich bestürzt meine wenige Besserung, meine Fühllosigkeit. O mein Vater, hilf!

26 Aprill. Ach daß ichs fühlen muß, wie eine herrliche Sache es ist, ein wahrer Christ zu seyn, sich versichert zu halten, man habe einen versöhnten Gott, und einen für uns bey dem Richter flehenden Fürsprecher! O möchte dieses seelige Loos mir auch zu Theil werden.

18 May. Diese Woche war eine Zeit der Milderung, einen Verdruß ausgenommen, den ich unvernünftig lebhaft empfunden habe, ungeachtet er nur zeitliche Sachen betraf. Meine Gesundheit ist in vielem gebessert, so daß ich mich für geheilt ansehen wollte, wenn sie bleibt wie sie jetzt ist. Was murret denn meine Seele so oft! Freylich kann zum Theil meine schwache Gesundheit dazu beytragen, daß mir vieles so schwarz vorkommt. Aber dennoch liegt der Hauptfehler in meinem allzusehr am Zeitlichen hängenden Herzen, das auffährt und verzweiflen will, wenn mein Stolz, meine Eigenliebe, meine Habsucht irgend an einem empfindlichen Orte angegriffen wird. Wär ich ein weiser Christ, sähe ich die Ewigkeit, wie sie es ist, als mein wahres Leben, und dieses Leben als eine blosse Vorbereitung an, so würde meine Empfindlichkeit sich ganz auf die ewigen Angelegenheiten zusammenziehen, und aller Verlust an zeitlichen Dingen, an Ehre oder Geld, würde mir ein leichtes Opfer seyn. —

Es bleibt mir nur ein Gebet übrig, und das will ich unaufhörlich wiederholen: Gnädiger Vater, gieb mir den Glauben, der mir mangelt. Du weist es, o mein Gott, daß ich mir ihn nicht geben kann. Du weißt es auch, daß ich sehnlich verlange, zu glauben. O so öfne meine Augen dem Lichte, du hast es schon mehr, du hast es schon in

meiner Jugend gethan. Ich hab es in den Jahren 1726. und 1737. in einem lebhaften Grade empfunden, bin aber durch meine Schuld wieder zerstreut und unempfindlich geworden. Aber, o mein Gott, da nun bald keine Zeit mehr übrig seyn wird, da die Ewigkeit, dieser furchtbare Abgrund so nahe vor mir liegt, o so vergiß meiner vorigen Untreue, schenke mir den Glauben an dich, Vertrauen und Liebe zu meinem Erlöser, welches alles bey mir kalt und leblos ist.

25 May. Diese Woche ist mir mehrentheils sehr schwer gewesen, nicht sowohl wegen des leiblichen, als vornehmlich wegen des niedergeschlagenen, mürrischen Gemüths. Unrecht geschieht mir. Aber soll Stolz und Liebe zum Zeitlichen mich so sehr besitzen, daß mich ein mäßiger Verlust und der Verdruß mißhandelt zu werden, aus aller Fassung bringen können. Ach, mein Gott! wie voll Unreinigkeit ist dieses Herz! wie stark noch an diese Welt gefesselt; wie wenig sollte am Rande der Ewigkeit, woran ich stehe, der Verlust von einigen zeitlichen Vortheilen mich anfechten! Ist dieses unzufriedne Murren der Weg dir zu gefallen? der Weg Ruhe zu finden? der Weg erhörlich zu beten? Ist dieses die Vergebung der Schulden die wir zum Grunde in unserm Gebete um die Vergebung unserer Sünden anführen? O rotte doch den Stolz, die Rachbegierde, die allzugrosse

Empfindlichkeit über angethane Beleidigungen oder erlittenen Verlust aus meinem Herzen!

1 Jun. Viele Abwechslung, insbesondere viele Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, dann auch wieder Besserung und Munterkeit. Die Hauptsache aber, die einzig nothwendige, wichtige und in die Ewigkeit übergehende Angelegenheit, unverändert die gleiche. Ich bin noch immer weit entfernt von dem Ziele, nach welchem ich strebe, von der Liebe und dem wahren Glauben; während ich dieses schreibe, fühle ich meinen Zustand aufs lebhafteste, und erzittere. O mein Gott, welche schreckliche Gefühle! Ich werfe mich im Staube vor dir nieder; ach erhöre mein Gebet, mein Gott und Retter; stärke doch meinen Glauben, ziehe mich näher zu dir, gieb mir doch Kraft zur Besserung, so wird meine Seele aufgeheiterter werden, und ich werde dich als meinen versöhnten Gott erblicken, und hoffen, deiner Gnade würdiger zu seyn. —

13 Jul. Diese Woche ists mir im Leibe schwer, und im Gemüthe nicht leicht gewesen. Ich habe ausserordentlich viel am Magenschmerzen gelitten; dabey dann ein allgemeiner Ueberdruß, und ein Mißfallen an allen Dingen. Im Geistlichen gewann ich auch nichts; denn dieser Unmuth zog mich nicht, wie er hätte sollen, zu Gott hin, um da Trost und Erquickung zu suchen.

Im Grunde des Herzens war vielleicht — denn wer kann es errathen — gar heimliches Murren gegen Gott, obwohl es sich nicht deutlich äusserte. Nun ein paar Tage daher scheint es sich in etwas zu bessern, zumal das Gemüthe das heiterer und geduldiger wird. Mein Gott! der du mir die Bürde auflegst, hilf mir sie auch tragen, denn ohne deine Hilfe müßte ich verschmachten; und deine Hilfe hab ich erfahren, was wäre sonst aus mir geworden. Thue das ferner, o mein Gott und Vater! Insbesondere ziehe mich zu dir. — Wenn ich nur dich habe, wenn ich nur eine seelige Ewigkeit erwarten dürfte, wie bald würden meine Klagen verstummen, wie gelassen, wie freudig wollte ich auch unter den größten Leibesschmerzen dulden; denn was kann demjenigen schmerzhaft und schrecklich seyn, der eine frohe Ewigkeit in der Nähe erblickt. Aber ach, wie weit bin ich noch davon entfernt, wie wenig erlauben mir meine Unvollkommenheiten, mich mit diesen süssesten Hoffnungen zu beruhigen. O so hilf mir, grosser Erbarmer, mein so verderbtes Herz bessern! —

20 Jul. Mein Körper hat es diese Woche durch sehr gut gehabt, nur daß sich immer Wahrzeichen seiner baldigen Zerstöhrung blicken lassen, aber ohne Schmerzen und sonderliche Leiden; dennoch bin ich muthlos und überdrüßig. Auch meiner Ei-

telkeit und Eigenliebe ist etwas schmeichelhaftes wiederfahren. *) Aber laß mich nicht vergessen, o mein Gott, daß mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben. — Erinnere mich, daß dieß allein das wahre Glück ist, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnade versichert zu seyn, und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden.

27 Jul. Diese Woche war mehrentheils erträglich; nur einen Tag hielt mich wieder das Fieber. Ueberhaupt scheint sich die Natur aufzuhelfen, und in vielem wieder in ihre Ordnung zu kommen. Das Gemüth ist freylich nicht aufgeheitert, es ist mehr niedergeschlagen, betrübt bey dem Anblicke meines moralischen Zustandes. O mein Gott, hab ich nicht Ursache dazu, wenn ich die Beschaffenheit meiner Seele gegen die Forderun-

*) Der Besuch des Kaysers, den 17. Julii 1777. Ich hole bey dieser Gelegenheit noch eine Anekdote nach, die Hallern karakteristisch ist: Wenige Tage nach diesem kayserlichen Besuche kam ein hiesiger allgemein geschätzter Prediger, und vortrefflicher Mann, zu Hallern, und wollte ihm sein Vergnügen über die empfangene Ehre bezeugen. Alles was Haller darauf antwortete, waren die einzigen biblischen Worte: „Freuet euch, wenn eure Namen im Himmel angeschrieben sind.“

H.

gen deines Evangeliums halte. Weder den starken Glauben habe ich, noch den schwachen. Es ist nicht Selbstgefälligkeit, nicht Zutrauen auf meine Kräfte, die mir schaden; es ist blosse Unfamiliarität mit Gott, und Mangel an Vertrauen. O mein Gott, ich werfe mich vor dir im Staube nieder. Jesus Christus, du bist auch für mich am Kreuze gestorben, o so seye auch mein Erlöser! Ziehe mich zu dir. — Gerne, wie mich dünkt, wollt ich mich dir gänzlich ergeben — gerne alles thun, um dir zu gefallen, alles vermeiden, was dir mißfällt. Aber jetzt finde ich keinen Ausweg. Beten kann ich nicht, wie ich beten sollte. Meine Lektüren schlagen sehr oft nicht in meine Umstände ein, und können darum meinen Glauben nicht stärken. Darum zeige du selbst, o Allgütiger, mir den Weg zu dir, und gieb mir die Kraft, diesen Weg zu gehen. Segne dein Wort an meiner Seele, daß es für mich ein Leitstern seye. —

5 Aug. Vor 8 Tagen war ich niedergeschlagen, auch der Körper war wankend; heute und die meiste Zeit der Woche bin ich wieder ziemlich wohl, und selbst mein Gemüthe ist munter gewesen. Nicht recht hab ich freylich diese Veränderung genossen, nicht recht hab ich Gott gedankt, dem ich diese Erleichterung schuldig bin. Aber dennoch fühle ich, und überzeuge mich je mehr und mehr,

daß man doch noch eher beten kann, wenn man gesund ist, als wenn Krankheit den Unmuth hergerufen hat, und das Gemüthe in einem heimlichen Aufruhr unausgesprochene Klagen führt. O so laß mich doch, mein Gott, in dieser Stunde mit mehrerer Heiterkeit dich anrufen, dir für die erzeigte Gnade danken, aber dabey vornemlich die vielen Sünden meines Lebens demüthig abbitten. Jetzt fühle ich es nicht recht entwickelt, aber ich habe es gefühlt, und es ist nichts um desto minder wahr, wenn schon mein Gefühl davon nicht so schmerzhaft, die Verzweiflung nicht so groß ist, es ist wahr, ich habe die Ungnade Gottes tausendfach verdienet — denn es war wider mein besseres Wissen, daß ich mich täglich den Sünden überließ. — Die Entschuldigung meiner natürlichen Verdorbenheit und Schwachheit kann vor dir, o Gott nicht zureichend seyn, denn du würdest mir deine Gnade zur Ueberwindung der Versuchungen nicht abgeschlagen haben, wenn ich sie mit demüthigem Gebet gesucht hätte. Aber im Taumel der Lust umnebelte mein Gemüth die Vorstellung von der Unüberwindlichkeit der Versuchungen, und die strafbare Hoffnung künftiger Begnadigung. Welche Niederträchtigkeit, einerseits vorsetzlich das thun, was Gott mißfällt, und dann sich schmeicheln, er werde es vergeben, sobald wir nicht

mehr Lust zu sündigen haben. — Und doch willst du vergeben, gütiger Gott! Das verheissest du im Evangelio. Du willst auch mir vergeben, wenn ich glaube, wenn ich gebessert bin. Aber hab ich diesen Glauben, dieses Vertrauen auf das Verdienst meines Erlösers. Mein Verstand nimmt deine Verheissungen an, mit Mund und Feder gesteh ich es. Aber fühle ich dieses alles im Herzen. — Nein der Glaube, der mich über alle Zweifel und Schrecken wegen der Zukunft erheben sollte, der fehlt mir. Zu diesem Glauben, o mein Gott verhilf mir, sonst werde ich niemals ruhig seyn. —

17. Aug. Die verfloßnen Tage waren wieder schlimmer, zuweilen recht schmerzhaft und ängstlich, zumal da mir der Athem zu mangeln anfieng. Seit ein paar Stunden ist es mir wieder ein wenig leichter und erträglicher. Mein Gemüth hatte auch gar sehr gelitten, und ist noch jezt ganz bestürzt. Ach wie kann ich aufgeheitert und getrost seyn, der ich der Ewigkeit so nahe bin, ohne die begründete Hoffnung zu haben, daß sie für mich glücklich seyn werden. Siehe mich doch mit schonenden und Gnade verkündigenden Augen an, o grosser Erbarmer, du kannst überschwenglich helfen, hilf auch mir! Rotte die bittere Wurzel so vieler Klagen aus, auch die Ungeduld, die mich mit Murren über deine Fügungen anfüllt.

11. Sept. Ich weiß nicht, was ich thun soll. Ich fühle mich beym Lesen, kalt und unbewegt, selbst beym Lesen der heil. Schrift. Mir bleibt nichts übrig, als täglich, stündlich Gott anzurufen, daß er mein Herz erweichen, daß er sich mir offenbaren möge. Gieb mir o Gott den Glauben der mir mangelt, den ich gern zu haben wünschte, den ich nicht habe, weil ich vermuthlich nicht die rechten Mittel anwende, zu demselben zu gelangen. Lehre mich dich, unendliche Güte! lieben, wie du es verdienst; du hast es, o Allweiser möglich gemacht, daß ich ungeachtet aller meiner Sünden, meine Seeligkeit nicht nur als möglich, sondern als gewiß ansehen kann, wenn ich mich den Bedingungen unterziehe, unter welchen du die Sünder zu begnadigen versprochen hast. Aber ach, wie kalt bin ich nicht in eben diesem Augenblicke, da ich von diesem billig alle unsere Dankbarkeit und Bewunderung erweckenden Wunder deiner Gnade rede. — Tod bin ich, du aber o Herr kannst lebendig machen. Zu dir und deinen Versprechungen nehme ich meine Zuflucht! Von dir hoff ich die Kraft, dich zu kennen, wie du bist, dich zu lieben, wie du es um mich verdient hast. —

21. Sept. Nach einiger Erleichterung weniger Tage, hat mich wieder das Fieber überfallen, und allerley Beschwerden nach sich gezogen. Doch hat

mir Gott Geduld und ein ziemlich heiteres Gemüthe verliehen, so daß ich nicht allzusehr diese Beschwerden gefühlt habe. Er wird sich ja noch mehr meiner armen unsterblichen Seele erbarmen, als meines Leibes, der nun bald zu Staub werden wird. Darum will ich ihn täglich anflehen, und keine Ruhe haben, biß er mich erhört, biß er meinen Glauben stärkt, und seine Liebe in meinem Herzen angezündet hat; das wird er thun, wenn ich recht bete. Aber wie mach ichs, daß ich erhörlich bete? das weist du, o Herr, und du allein kannst mir dazu verhelfen, o so schenke mir den Geist des Gebets.

26. Sept. Wie geschwind vergißt die Seele bey dem geringsten Bessersein die Ewigkeit, und hängt sich mit Vertrauen an eben die Welt, die den Augenblick vorher in unserer Noth uns ohne Trost gelassen hat. Aber du bist immer! O Gott ein langmüthiger Erbarmer, — wenn mein Herz schon falsch und veränderlich ist, so bleibst du immer der gleiche gütige, Geduldtragende Vater. — Höre doch nicht auf, mich schwache Kreatur, durch alle Mittel die du gut findest, zu dir zu ziehen. Ist es nöthig, so führe mich nur gleichsam in die Hölle, daß ich da einmal recht mein Elend fühle, und meine Zuflucht einzig zu dir nehme, einzig dir und meinem Erlöser mit wahrem Glauben anhange. Findest du körper-

liche Leiden nothwendig, so mache mit diesem meinem Leib, was du willst, — nur gieb mir Stärke, das Leiden ohne Ungeduld und Murren zu ertragen — gieb mir ein kindliches Herz gegen dich — der du doch durch Jesum mein Vater seyn willst — wenn ich durch meinen Glauben deiner Gnade einmal würdig werden kann.

12. Okt. Die Vernunft, die Offenbarung — alles hat mich an Gott gewiesen. — Aber das Herz — ich zittre es zu sagen! Mein Herz ist von Gott entfernt! O mein Gott, ich bin in Gefahr dich zu verkennen, dich meinen Vater, Schöpfer, einzigen Helfer und Erretter! o gieb es nicht zu. Ich glaube Herr, hilf meinem schwachen Glauben! Gieb doch deinem Worte die Krafft, daß ich dich recht erkenne, dich aller Orten, auch hier um mich herum, auch in meinen Leiden als meinen gütigen Gott erkenne, und immer und einzig nur bey dir Hilfe und Trost suche. O Vater, hilf mir beten, erhörlich beten, mit Glauben beten. —

26. Okt. Die Niedergeschlagenheit ist das gröste Uebel, die einen Menschen betreffen kann, es mag dazu eine Ursache vorhanden seyn oder nicht. Sie zeigt eine dem Christen unanständige Kleinmüthigkeit an — und macht uns auch ohne wirkliche Uebel dennoch leiden. Wenn ich, o Gott deiner Gnade versichert wäre, so wollt ich nichts

nach Himmel und Erde fragen, der Weg könnte mir freylich bisweilen ein wenig beschwerlich vorkommen, aber wenn am Ende desselben eine selige Ewigkeit mich erwartet, würde mir nicht auch die schwerste Bürde leicht vorkommen, müßte ich sie auch 70 Jahre tragen, wenn ich immer die grosse Seeligkeit am Ende meiner Laufbahn erblickte; die Seeligkeit, zu deren Vorstellung und Beschreibung die Vernunft keine Begriffe, die menschliche Sprache keine Ausdrücke hat? —

9 Nov. Meine Seele ist aufgeheitert. Wie entzückend sind diese Strahlen von dem himmlischen Lichte, wie erquickend ist die Hoffnung, die in diesem Augenblick mein ganzes Wesen belebt. O wie glücklich wollt ich mich schätzen, wenn ich nur auf dieser untersten Stufe der Hoffnung verbleiben könnte. O mein Gott, laß mich doch nicht wieder in die vorige Finsterniß zurückfallen, sie ist allzuschrecklich; laß den glimmenden Tacht von Hoffnung nicht wieder auslöschen.

30 Nov. Ich habe sehr viel gelitten. Gott hat mir doch die grosse Beschwerde des Athems abgenommen, und ich habe von dieser Seite Erleichterung. Aber ich leide grosse fast unerträgliche Schmerzen, wenn ich die linke Hand brauchen muß; auch hat diese Beschwerde mir allen Schlaf benommen. So sind meine lezten Tage voll Schmerzen, und mein Gemüthe ist darum auch

ganz niedergeschlagen. Aber wie steht es um meine arme Seele? Was ist für diese zu thun? Geduld und Hoffnung wären die besten Mittel. O mein Erbarmer, verhilf mir dazu. Ich flehe dich mit Inbrunst dafür an. Beruhige meine beängstigte Seele, daß sie die Schrecken des mir so nahen Todes besiegen könne. Erbarme dich meiner, o mein Heiland, stoß mich nicht von dir, ich flehe dich im Staube für deine so mächtige Vermittlung an!

4. Dec. Ein wichtiger Tag. Nach dem man meine Krankheit geringgeschätzt und die Beschwerde auf der Brust niemals für etwas wichtiges hat ansehen wollen, so entdeckt man mir jetzt plötzlich die nahe Gefahr, aber unter einem andern Titel, obschon das, was ich fühle, das vorige ist. So werden meiner Tage hier auf Erden nur noch wenige seyn, und wahrscheinlich ist es das leztemal daß ich die Feder führe. Ich kann es nicht verheelen, der Anblick des mir so nahen Richters ist mir furchtbar; wie will ich vor ihm bestehen, da ich noch nicht auf die Ewigkeit so vorbereitet bin, wie mich dünkt, daß jeder Christ es seyn sollte. O grosser Erbarmer! ich werfe mich in deine Arme; du hast mich in dem Laufe meines Lebens mit so unbeschreiblicher Geduld und Nachsicht getragen; o erzeige mir die gleiche Gnade, wenn ich vor deinem Richterstuhle erscheine. O mein Heiland, sey du in diesem für

mich so fürchterlich feyerlichen Augenblicke mein Fürsprecher, mein Mittler; wirke du bey deinem und meinem himmlischen Vater meine Begnadigung aus. O schenke mir doch den Beystand deines Geistes, der mich durch das grauenvolle Thal des Todes führe, daß ich, wie du mein Erlöser, mit meinen sterbenden Lippen triumphierend und glaubensvoll ausrufe: Es ist vollbracht! Vater in deine Hände befehl ich meinen Geist. *)

---

*) Dieß ist die letzte Stelle im Tagebuch. So starb Haller der Ungläubige, oder der vom Mohnsafte zur Andacht hinaufgetriebene Hyperorthodoxe. Und damit ich noch mehr Schwächen des Mannes aufdecke, soll auch ein Billet hier stehen, das er wenige Tage vor seinem Tode, an einen der würdigen Prediger schrieb, mit welchen Herr Zimmermann das Publikum bekannt machte: — „Die zunehmende Gefahr giebt mir „den Muth Ew. Hochw. zu bitten, mir heute und „sonst, so oft es gegen einen Sterbenden möglich „ist, Dero Besuch zu gönnen."

„Haller."

Anhang.

Ueber die praktischen Folgen des Unglaubens.*)

Man müßte weder Gott noch die Menschen lieben, wenn man sich nicht über die unselige Wirkung betrüben sollte, die die Freygeisterey in den Ländern gehabt hat, wo sie überhandnimmt. Ein Shafisbury, ein Bayle mag die theoretische Atheisterey beschönigen, sie mögen eine Gesellschaft von Gottesleugnern so tugendhaft abmalen als sie wollen; die lebhaftesten Farben können ihrem Gemälde eine Schönheit, aber keine Aehnlichkeit geben. Erfahrung und Vernunft stimmen hier zusammen, und wir wollen ihre vereinigten Beweise kürzlich vortragen. Was ich zu sagen habe, ist tausendmal dem Wesen nach gesagt worden; aber die Ursachen es zu wiederholen, werden täglich stärker.

Der Mensch handelt nach Absichten, er sucht sein Glück, und folgt ihm auf dem Wege, den ihm seine Erkennt-

*) Aus des Hrn. von Hallers Vorrede zu dem Buche: Prüfung der Sekte die an allem zweifelt. (1750) Herr v. Haller entwickelt darinn seine Grundsätze die er in Religionssachen sich schon frühe gemacht, und bis an seinen Tod in allen seinen Schriften vertheidiget hat. Und auch sein Beyspiel als Bürger und Christ, hoffe ich, sey unbescholten!

Z.

Erkenntniß als den leichtesten, den kürzesten und den gewissesten vormahlt.

Die Verleugner eines rächenden Gottes und eines ewigen Lebens, schränken unsere Glückseligkeit auf die kurze Dauer umsrer wenigen Jahre, und auf den Genuß der Wollust, der Ehre, und mit einem Worte, auf angenehme Empfindungen ein.

Der unselige Verfasser des Traité de la Vie heureuse, hat in soweit der Welt einen Dienst gethan, daß er, mit abgeworfener Larve, den Menschen die wahre Gestalt eines Gottesleugners, und die natürlichen Folgen der bisher noch so sehr beschönigten Theorie entdeckt hat. „Die Glückseligkeit, sagt er, ist das Recht eines jeden Menschen, er muß sie finden wo sie ist, sie gehört dem Lasterhaften sowohl und so billig, als dem Besten. Der Genuß der Liebe in seinem natürlichen und den Thieren vernemlichen Verstande, die feinste Kitzelung der Sinne, ist unser einziges Gut, es macht allein, auch ohne die Ehre und den Beyfall der Welt, uns glücklich. Dieses zu erhalten, muß ihn die Pedantin, die Tugend nicht hindern. Sie ist ein Hirngespinst, eine Brut der Kunst und ein fremdes Gewächse, das in unserm Herzen nicht von Natur keimt. Die Reue, die so hartnäckig ist, uns zu verfolgen, muß man aus den Gedanken verbannen, und das unbequeme Gewissen, eine Frucht der in unsrer Kindheit empfangenen Schläge und eingesogener Vorurtheile, muß man betäuben, schwei-

gen heissen, und so lange ihm den Mund stopfen, bis es nicht mehr sprechen kann. An Gott ist nicht zu gedenken, und daß es kein anderes Leben gebe, ist erwiesen; also hat man nichts zu fürchten, als das einzige Wesen, das unserm Glücke im Wege ist: den Henker — vor diesem Richter muß der Philosoph freylich sich in Acht nehmen, da er sonst nichts weder über der Erde noch unter derselben scheuet. „

Wenn der Unglaube so sehr überhand nehmen sollte, daß er herrschend würde, so werden unfehlbar dieß die ersten Folgen seyn, daß man die allgemeine Theorie in die Uebung brächte. Im Fortgange unsrer Betrachtung werden wir zeigen, daß es schon jetzt geschiehet, da die Gottesleugner noch unter einem Stande des Drucks, und unter Königen stehen, und mit andern Menschen gesellig leben, die einen Gott glauben, und an Mord, Blutschande, Vergiften, und andern sichern Mitteln zu unserm Glücke kein Gefallen tragen. Wenn aber ganz Europa diese Lehrsätze wird angenommen, wenn ein neuer Flamininus öffentlich den Völkern wird bekannt gemacht haben: „ Ihr seyd frey von dem Gott, den ihr gefürchtet habt, lebet hinfüro nach eurer Willkühr, „ was würde dann die Welt für ein Ansehen gewinnen?

Ein jeder lebet nun als ein wahrer Weltweise, sich selber einzig und ohne Theilung. Er siehet alles dasjenige als sein an, was ihn glücklicher machen kann, sobald er nur die Kräfte hat, es zu dem seinigen zu

machen. Seine Kinder, seine Eltern, seine Brüder, seine Mitbürger, haben nichts von ihm zu fordern; jenen ist er keine Erziehung und Erhaltung, diesen keine Ehrfurcht, und den übrigen kein Mitleiden, keine Dienste schuldig. So denkt jetzt ein Ofrai *); so werden tausende, so werden, wenn es ihm gelingt, alle Menschen denken. Die Bande des menschlichen Lebens werden alle aufs vollkommenste aufgelöset. Es wird zwar die Liebe zur Wollust noch eine beständige und kurze Vereinigung beyder Geschlechter zuwege bringen; ein Priester des Pantheon wird vielleicht eine Formel zum Kebin zweyer gewissenfreyer Philosophen von beyden Geschlechtern sprechen, an welche sie sich nicht weiter gebunden erachten, als bis der Mann eine schönere Frau, und das Weib einen angenehmern Buhler findet. Die Natur wird ihre Wirkung behalten; es werden, wiewohl weit seltener, Kinder gezeugt werden; denn die Erfahrung hat es bewiesen, daß die einer Atheisterey ziemlich ähnliche allgemeine epikurische Freyheit, so viel als irgend eine andere Ursache, zum Untergange von Rom beygetragen hat, blos weil die gränzenlose Unzucht beyder Geschlechter fast allen adelichen Familien ein Ende, und insbesondere die meisten Kayser (fast den einzigen tugendhaften Antonin ausgenommen) kinderlos gemacht hat. Die Brunst der Männer wird in ihren eigenen Kindern, in den natürlichen Schwestern, einen Reiz finden,

*) Ofrai La Mettrie.

den kein Widerstand mehr hemmt, und dessen Wirkungen die bittersten Feindschaften in jedem Hause erwecken, und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Eltern sowohl als der leztern befehlende Macht gegen die Kinder, unterbrechen werden.

Aber was wird die erleuchtete Schöne mit ihrem Kinde, der unbequemen Last, der Hinderniß neuer Buhlschaften, dem unwillkommenen Theilnehmer ihrer Zeit und Nahrung, anfangen? Sie wird es, wie zu Rom, Athen, und China, den Thieren zum Raube hinsetzen, und, philosophischer als eine säugende Hündin, ohne Zeitverlust sich zu einer neuen Liebe geschickt machen.

Wird ein Kind durch glückliche Zufälle groß, so hat es von den Eltern keine Liebe zu gewarten. Es thut nichts für sie, und so werden sie für ihre Kinder auch nichts thun. Soll ich das Geld, womit ich mir einen wollüstigen Abend verschaffen kann, hingeben, und das Heulen eines schreyenden Kindes besänftigen, oder einem halberwachsenen Sohne einen Hofmeister bezahlen? Wo steht im Gesezbuche des La Mettrie die Stelle, die mich dazu verbindet?

Der Sohn wird zufälligerweise groß; er weigert seinem Vater den Gehorsam; er hat seine eigene Wollust zu sättigen, und sucht durch alle Mittel die nöthigen Gelder, die ihm der Vater aus gleichen Absichten verweigert. Ein ewiger Streit trennet die Familien. Der Sohn wird stärker als sein durch Wol-

lust und Unmäßigkeit geschwächter Vater; und hier kehrt sich das Schauspiel um: der Vater ist mir im Wege; wäre er nicht mehr, so könnte ich die schönsten Kleider tragen, den reitzenden Sängerinnen zu gefallen, die besten Speisen essen, und den theuresten Verschnittenen zuhören. Wer wird den weisen Sohn hindern, daß er nicht den Feind seines Glücks aufreibe?

Die Atheisten werden auch krank; sie fordern Wartung, und die gedultige Liebe der übrigen. Aber wie können sie dergleichen hoffen? Der unbequeme Mann! wird die eben herrschende Beyschläferin sagen, werde ich seiner nicht bald los seyn? Er wird, wie ein verlassener Wilder in Amerika, ohne Hilfe verschmachten; denn was geht sein Elend andere Menschen an, die für ihr eigenes Vergnügen zu sorgen verpflichtet sind.

Wird unter den neuen Philosophen jemals der Freundschaft angenehmes Band entstehen können? Es wird wohl Tafelfreunde und Gefährten in dem Genusse der Wollüste geben. Aber wird nicht der geringste Eigennutz, die Mißgunst, die Ungleichheit der Gedanken, diese schwachen Bande alle Augenblicke trennen, wo ein Freund den andern blos als das Werkzeug seiner Wollust ansiehet, und eben so leicht haßt, sobald dessen Triebe den seinigen entgegen sind; wo man nichts einander vergiebt; wo keine Treue in Geheimnissen, keine Freundesdienste in der Noth; keine edelmüthige Entziehung von unserm eigenen Nutzen und unsrer eigenen Lust, zur Beförderung des Vergnü-

gens und Milderung des Leidens unsrer Freunde, mehr Statt haben werden?

Ein Kind wird vaterlos; es verliert den Beystand (wenn es ja einen Beystand genossen hat) seiner Eltern; wer wird sich seiner annehmen? Die Liebe, die die Christen Charitas zu nennen um destomehr Recht gehabt haben, weil die christliche Religion vornehmlich sie unter den Menschen bekannt gemacht hat, ist mit allen andern Vorurtheilen ausgerottet. Der Waise, der hilflose Wandersmann, der entkräftete Arme wird, wie ein verlassenes Vieh hinsterben.

Die Ehen werden vielleicht nicht mehr seyn; sollten sie aber fortdauren, was wird für ein Band zwischen zweyen Menschen seyn, wovon der eine sein Vergnügen besser bey einer fremden Person, als bey der schon gewohnten Buhlerinn findet: und die andere ihrem Manne keine Treue und keine Liebe schuldig ist, sobald sie dabey ihr Vergnügen nicht hoft; denn die neue Lehre hebt aus dem Grunde alle Bande auf. Ich verspreche; aber warum soll ich halten? Mein Halten ist nichts Gutes, mein Brechen nichts Böses; jenes ist eine Thorheit, eine Pedanterey, sobald es mich an meinem mehrern Vergnügen hindert, und die Treulosigkeit wird eine Pflicht, ja meine einzige Pflicht, sobald sie mich glücklicher macht.

Kauf und Verkauf, und alle Handlung, wird unter diesen neuen Troglodyten nicht anders als baar gegen baar, und mit allen den beiderseitigen Versi-

chen zum Betrügen zugehen, die nur möglich seyn werden. Warum sollte ich nicht betrügen? für meine Verfälschung der Waare gewinne ich, es ist meine Pflicht zu betrügen, denn es ist mein Nutzen. Die fast ganz religionslosen Chineser üben diese Theorie bekanntlich in aller ihrer Vollkommenheit aus.

Die neuen Philosophen werden über den Besitz der Güter miteinander streiten; wie hart wird nicht ein jeder bey der Behauptung seiner Rechte seyn, da alles ihn anspornt, dieselben zu behaupten, und ihn nichts zurückhält? Wir geben zu, es werden noch Richter seyn; aber diese Richter kennen kein Recht, keine Ehre, keinen Gott; sie sind Menschen und Atheisten, die nicht durch ein Hirngespinst der Tugend und Ehre, sondern durch das wesentlichste Gut, die Wollust, glückseelig werden wollen. Warum sollen diese von Vorurtheilen freye Richter nicht die grössere Bestechung vorziehen, und denjenigen glücklicher machen, bey dessen Glücke sie das ihrige selbst finden?

Der Stolz des einen stößt wider den Stolz des andern; die Wollust des einen sucht ihr Vergnügen wo der andere; die Gränzen sind dem begierigen Nachbar zu enge und unbequem. Rache und Haß wird alle Herzen trennen. Ein jeder will alles, er hat ein Recht zu allem, ein jeder ist ein Feind aller andern Menschen. Das Gift wird unbequeme Väter und Verwandte, und unangenehme Ehegatten wegräumen; der Dolch eines erkauften Mörders wird

einen Beleidiger, oder einen Beleidigten, dessen Rache man fürchtet, aus dem Wege schaffen; denn der wird der gröste Feind seyn, von dessen Untergang man am meisten hoffet.

Der Arme, dem die Nothdurft fehlt, der Spieler, dem die Würfel zuwider gewesen sind, der Müssiggänger, der nichts hat, womit er seinen Abend hinbringen kann, der wollüstige Bürger, der über den Trieben der Natur, denen er weislich folget, um alle Mittel sich zu erhalten gekommen ist, wird bald auf der Landstrasse, mit der Pistole in der Faust, dem ersten Reisenden beweisen, daß er kein Recht zu seinem eigenen Gelde hat. Der Richter wird aus Ohnmacht, aus Mangel tugendhafter Bedienten, aus Eigennutz, aus Trägheit, zu der Störung der öffentlichen Ruhe die Augen schliessen, oder gar die Beute mit dem Räuber theilen. Der Bürger verschwendet die Frucht seiner Arbeit in der Ueppigkeit, die er erreichen kann; er sucht in der Vermeidung der Zölle, in schlechterer Waare, in offenbarem Betrug, ein Mittel zur Unterhaltung seiner Frühstücke, zu Besuchung der Schauspiele und der Vauxhalls.

In allen andern Verhältnissen des menschlichen Lebens wird eben die Unordnung herrschen. Der Herr wird von dem Diener, von dem Unterthan alles, und noch mehr fordern, als seine Kräfte zu seinem Vortheile aufbringen können. Der Diener hingegen und der Unterthan, werden zu der geringsten Arbeit, zu

der gemäßigten Abgabe, um so unwilliger seyn, je deutlicher sie überzeugt sind, daß der Herr kein anderes Recht habe etwas von ihnen zu verlangen, als die überlegene Macht. Und wenn einmal ein philosophischer Pöbel, eine in den Geheimnissen unterwiesene Armee, merken wird, daß sie stärker ist, als der einzelne Fürst und Feldherr, so wird diese gerühmte Entdeckung ihre Wirkung bald kräftig an den Tag legen.

Aber ein Fürst wird richten, wird strafen, wird die Philosophen durch Schwerd und Strick überzeugen, daß es besser für sie sey, ehrlich zu seyn, und ungefehr so zu leben, wie das Christenthum befiehlt. Aber warum soll er diese Mühe über sich nehmen, und diese Aufsicht führen? Hat er nicht nähere, nöthigere Geschäfte? Muß er nicht geniesen? Muß er nicht in der Wollust das einzige wahre Gute suchen, der Wollust, die er so leicht und so verschieden haben kann? Wenn er kriegerisch gesinnet ist, muß er nicht dem Ruhme seiner Waffen, seinem einzigen Abgotte, folgen; und was ficht es ihn an, wenn einige tausend erlegte Maschinen seinem Siegeswagen den Weg ebener machen? Sein erleuchteter Verstand sieht die Nichtigkeit des Rechts viel zu deutlich ein, er ist von der Thorheit der Tugend viel zu vollkommen überzeugt. An seinem Hofe herrschen die Erfinder der neuen Wollüste, die nach dem Geschmacke des Despoten sind, und wer sich am tiefsten beugt, steigt am

höchsten, wenn er ein Werkzeug des Vergnügens seines Fürsten ist. An keine milde Stiftung, an keine zur Verbesserung des Verstandes und der Sitten abzielende Anstalt ist zu gedenken. Warum sollte der Fürst seinen Schatz anwenden, andere glücklich zu machen, die nicht er selber sind? Der Statthalter, der Feldherr, und die übrigen Obrigkeiten folgen, nach dem Masse ihrer Kräfte, dem Beyspiel ihres Herrschers, und der gemeine Mann muß den Preis bezahlen, womit die Grossen bey Hofe ihre Straflosigkeit bey seiner Unterdrückung erkaufen. Zudem was ist ein Fürst, sagt sein atheistischer Feldhauptmann? Worauf gründet sich sein Recht? Wer hat mir befohlen ihm zu gehorchen? denn die Eide wären bey einem Gottesleugner eben so lächerlich, als wenn man jezt in Wien oder in Paris vor den Gerichten die Leute beym Apollo und Neptun schwören liesse. Die Folge dieses philosophischen Beweises wird seyn, daß Gift und Schwert von allen Seiten nach dem Fürsten zielen wird; denn welcher Unterthan wird ihm sein Serrail, seine schönen Pferde, und seine Lustgärten gönnen?

Werden ihn die Leibwachen schützen? Wird ein zahlreiches und unter guter Mannszucht stehendes Heer seine unwilligen Unterthanen unter dem Joche halten? Aber wer schützt ihn wider seine Leibwache, wider den beliebten Feldherrn etlicher Legionen, wider den Statthalter einer Provinz? Rom im dritten

Jahrhunderte, das heutige Persien, und die noch neuern Empörungen unter den Ottomannen, dienen zum Beweis, wie wenig die Armeen einen Fürsten bewahren können, wo einmal das Band zwischen ihm und seinen Unterthanen gebrochen ist. Der überall eingerissene Bau des Staates wird bald fallen, und ein Arbaces, ein Mahmud, ein Galba, der philosophischen Monarchie ein Ende machen. Sardan Pul, Nero und Borgia waren demetrische Weltweise und Fürsten, in der Theorie und Praxin.

Alle diese Züge sind der Natur nach gemalt, und ihre Farben haben noch bey weitem nicht ihre behörige Lebhaftigkeit. Ich habe zu Rom, zu Algier, in Persien und auch wohl näher, die Urbilder dieser Beschreibung gefunden.

Ich glaube, es sey genug erwiesen, daß diese neue Weisheit der Untergang des gesellschaftlichen Lebens seyn wird. Da sie einem jeden Menschen sein einziges Glück, und zwar sein blos sinnliches Glück, zum Zwecke giebt, so erregt sie eine unendliche Widerstrebung in den Kräften aller Menschen, da ein jeder die seinigen gegen alle andre anspannt, und muß also den allgemeinen Zustand der Feindschaft und des Krieges einführen, den Hobbes sehr aufrichtig schon erkannt hat, und der nicht eher aufhört, bis der Glaube Friede macht.

Der Glaube thut gerade das Gegentheil des Unglaubens. Alle die Kräfte, die Willen, die gegen-

einander streiten, verbindet er in einem Mittelpunkte, in Gott. Nach seinen Gesetzen sollen wir Gott über alles, und den Nächsten lieben wie uns selbst. Was für ein unendlicher Reichthum von Weisheit, und das Glück der Welt befördernde Güte!

Wir sind, nach der Offenbarung, nicht für diese Welt bestimmt; ihre Güter sind eine Probe für uns; wir sollen sie mit einer beständigen Zurückhaltung geniessen, die uns bewahrt, unser Herz daran zu hängen. Wir müssen sie verlassen. Wir sind bestimmt in eine Geisterwelt überzugehen, woraus die Wollüste des Leibes verbannet sind, und in welcher wir, als niedrige und aus Gnaden verklärte Geschöpfe, in der Gegenwart Gottes, und tausend weit herrlicherer Wesen als das unsrige, den Trieb der Ehrsucht ausziehen müssen.

In dieser jezigen Welt sind wir alle Brüder, es ist uns anbefohlen, gegen den Nächsten alles das zu thun, was wir gegen den unendlich belohnenden Gott thun würden, wenn er in menschlicher Gestalt erschiene, und unsrer Hülfe bedürftig wäre; eine Vorstellung, die allen Reiz menschlicher Beredtsamkeit an Rührung übertrift.

Aus diesen kurzen Grundgesetzen fliessen alle bürgerliche Tugenden, und, wenn sie befolget würden, die Glückseligkeit der Welt, ungezwungen und dennoch nothwendig.

„Die Ehe zweyer Christen ist ein Schauplaz der Liebe und der Sanftmuth. Der Gemahl soll des andern Last tragen; das Stärkere soll seine Macht nicht mißbrauchen, das Schwächere soll gehorchen. Kein fremder Reiz soll sich wider die unverbrüchlichen Gesetze der ehelichen Treue auflehnen; denn die Begierde ist schon ein Ehebruch. So sagt Christus, so sagt die nunmehr von ihm erleuchtete Vernunft; denn die gefällig empfundene Begierde wird zur That, so bald die Macht dazu da ist. Das Alter trennt die Liebe zweyer Christen nicht, es kann sie vermehren. Eine mehrere Zunahme im Guten macht den einen Gatten dem andern verehrungswürdig und werth, und diese ist mit den Jahren vermuthlich.

„Die Kinder sind bey den Christen ein Pfand, ein anvertrautes Gut, das wir bauen sollen, auf daß es dem allgemeinen Herrscher Früchte trage. Wir sollen sie nicht nur lieben, sondern zur Tugend, zur Gottesfurcht, zum ewigen Glücke erziehen. Gott hat uns ihnen zu Pflegeltern, und an seine eigene Stelle gesetzt, er, der der allgemeine Vater unser aller ist.

Die Kinder sollen ihre Eltern als Gottes Statthalter verehren; sie können sie, da sie von ihnen geliebt werden, nicht anders als wieder lieben; Pflicht und Natur vereinigen sich, das zärteste Band in jeder Haushaltung zu knüpfen.

Confucius hat wohl gelehrt: ein Reich würde glücklich seyn, wenn eine jede Haushaltung in Ord-

nung unter sich selbst stünde, wenn die Haushaltungen in eine Verfassung zusammenstimmten; wenn die Städte in einem Reiche unter einer allgemeinen und obersten Quelle der Ordnung sich vereinigten. Dieses Reich hat Confucius nie erlebt; und es fand sich sobald das Christenthum zum Ernst und zur Uebung kam, weit vollkommener und in der That, als beym Confucius in der Hoffnung.

Der Untergebene ist des Christen Bruder, der Christ ist ihm alle Liebe, alle Pflegung, alle Billigkeit schuldig. Wird der Diener einen solchen Herrn nicht lieben, nicht sein Vergnügen wünschen, da er Befehle Gottes hat, seinen Herrn zu ehren, und seinen ihm nicht aufgedrungenen, sondern von Gott selbst für ihn ausersehenen Stand für gut, als den besten anzusehen, dessen er fähig ist.

Handel und Wandel bekömmt durch das Christenthum die Treue, die kein Gesetz verschaffen kann. Der Christ ist niemals allein, Gott sieht ihn, und er steht in der Einsamkeit der Nacht unter einer weit ehrwürdigern Aufsicht, als der Atheist in der Gegenwart seines Fürsten. Das heimliche Pfand, das vertraute Geheimniß eines verstorbenen Freundes, reizt uns zu keiner Untreue. Sollte ich ein so grosses Uebel thun, da es Gott siehet? Sollte ich dem zutraulichen Nächsten schlechte oder theure Waare verkaufen, weil er es nicht versteht, weil er meine Waare nöthig bedarf? Ist dies dem Gesetze gemäs: zu thun, wie ich

will daß man mir thue? Soll ich die Ewigkeit für etwas Geld vertauschen, das ich nur ein paar Jahre geniesse?

Der Richter, der Vorgesetzte, sieht seine Macht als ein von Gott ihm anvertrautes Amt an. In diesem Gesichtspunkte ist er gerecht, sorgfältig und unerkauflich. Er handelt unter den Augen seines obersten Fürsten, dem keiner von seinen Gedanken unbekannt ist!

Der König sitzt auf dem Throne ruhig. Alle Unterthanen sehen in ihm das Ebenbild Gottes auf Erden, die sichtbare Quelle der Ordnung, die Sonne der bürgerlichen Welt, die, mit dem empfangenen Glanze, ihre weit ausgedehnte Sphäre erleuchtet und erwärmet. Unter dem Zepter eines christlichen Königes wachsen Schulen zur Erziehung der Jugend; Kirchen zur Besserung der Alten, Hospitäler zur Pflegung der Kranken, Kolonien zur Ruhestätte bedrängter Bürger und Fremden. Seine Statthalter, seine Unterrichter kennen ihn, sie wissen, daß mit ihrer Tugend ihre Ehre und ihr Glück verbunden ist; seine Gottesfurcht prägt vielen tausenden die Aehnlichkeit seines Gemüths und seiner Gaben ein. Keine Aufruhr steigt im Herzen der Unterthanen auf. Wer hasset die Sonne.

Alle diese Vortheile fliessen aus der Offenbarung, die der menschlichen Eigenliebe Schranken setzet, uns von der Wollust und Ehrsucht befreyt, und uns ein

Glück zeigt, das werth ist, Wollust und Eigenliebe zu verleugnen. Die Triebe, die im Körper nach Wollust, und in der Seele nach Ehre liegen, sind noch stark genug unsre Trägheit zu stören; und die Offenbarung schränkt diese reissenden Ströme nur in Dämme ein. Sie fahren fort zu fliessen; sie tragen nützliche Schiffe, aber sie verwüsten das Land nicht mehr. Es wird niemals zu befürchten seyn, daß eine Windstille in der Seele des Menschen entstehe. Ehrsucht, Wollust und Geiz keimen mitten unter der Sorgfalt der aufmerksamen Religion, und sie selber lehrt Pflichten, die uns zur Arbeit, und zur würdigen Bekleidung unsrer Bedienungen, verbinden.

Sind aber die christlichen Reiche mit tugendhaften Menschen besetzt, frägt der Atheist? Sind die Heiden nicht eben so gut gewesen? Ist China nicht unter einer atheistischen Herrschaft und Regierung ein gesittetes und ordentliches Reich? und, ist dieses alles wahr, was rühmet man uns dann die Offenbarung, die den Menschen nicht besser macht? Was schilt man auf den Unglauben, der uns nicht hindert gut zu seyn?

Es ist an dem, Griechenland und Rom haben in verschiedenen Absichten Männer gezeuget, die aus blosser Ehrbegierde, zum Vortheile ihres Vaterlandes, grosse Thaten verrichtet, tapfer gefochten, gerecht geurtheilt, herzhaft im Rathe gesprochen, und andere äusserliche, dem gemeinen Wesen nützliche

Tugen-

Tugenden ausgeübt haben. Unsre heutigen Gottesleugner können sich aber schwerlich der Beyspiele dieser Männer wider uns bedienen. Sie sind nach ihrem Lehrgebäude, eben sowohl Thoren, als die Christen gewesen. Wie diese für ein ewiges Leben, so haben jene, für eine Unsterblichkeit bey den Menschen gearbeitet. Sie sind auch eben nicht Atheisten gewesen. Die tugendhaftesten unter den Heiden haben ein göttliches, und auf die Welt aufmerksames Wesen geglaubt, und eine Dämmerung von dem wahren Lichte scheint ihr Gemüthe durchdrungen zu haben. Hieher zählen wir den Antonin, den Epiktet, und gewissermassen den Sokrates. Ja die Römer, zu den Zeiten des Polyb, waren so voller Ehrfurcht gegen die Götter, daß man keinen unter ihnen hätte erkaufen können, einen falschen Eid zu thun.

Es fehlt aber sehr viel, daß selbst Athen und Rom diejenige Tugenden besessen haben, die ein Volk glücklich, und einen Menschen selig macht; und die Ursache, warum diese gerühmte Staaten diese ächte Tugend nicht besessen haben, liegt eben darinn, daß sie des Lichtes der Offenbarung ermangelten. Diese Betrachtung dient wesentlich zu unserm Vorhaben.

Die Tugend der noch freyen Römer gieng vornemlich auf die Aufnahme des Staats. Alle Bürger wären mit einem fanatischen Begriffe eingenommen, die Herrschaft der Welt sey den Römern zugedacht, und ein jedes Mitglied der Republik arbeitete an die-

sem grossen Werke mit Eifer und Vergnügen. Die Triumphe, die Bildsäulen und die Siegeszeichen erhielten diesen Trieb, und feuerten die Ehrbegierde an. Aber es fehlte diesen Römern (und noch mehr den Griechen) an sehr vielen und an sehr nöthigen Tugenden. Die Accusationes, oder gerichtlichen und peinlichen Klagen wider ihre und ihrer Eltern Feinde, war die gemeinste Strase, auf welcher die jungen Römer nach der Ehre strebten. Die Feindschaft zwischen den Familien war unversöhnlich, und ein Sohn konnte, wenn er sich nicht entehren wollte, die Feinde des Vaters nicht unverfolget lassen. Hieraus entstunden zwar keine Zweykämpfe, die ihre Erfinder weiter im Norden gehabt haben, aber doch Aufruhr und Zwietracht. Die Römer kannten, so viel ich mich erinnern kann, die Liebe und Mildthätigkeit gegen die Armen nicht; die Allmosen und Hospitäler sind neue Erfindungen, und gehören dem Wesen und dem Namen nach dem Christenthume zu. Gegen ihre Feinde waren sie, auch die besten unter ihnen, grausam und unerbittlich, und ein König, über den man triumphirt hatte, mußte mit seinem Geschlechte sterben, ja die unschuldigen Töchter wurden, — ein abscheulicher Gebrauch! — vom Henker zuerst ihrer Ehre, und dann des Lebens beraubt. Die herrschenden Plane, selbst des noch tugendhaften Roms, waren ungerecht; es mischte sich in alle Angelegenheiten seiner Nachbarn, und unterdrückte eben die Völker,

die es beschützen wollte. Die Vorzüge der Keuschheit waren dem männlichen Geschlechte unbekannt; man weiß des Cato heillosen Rath, die Vergötterung der Flora, und die Schauspiele der Römer, das Volk schämte sich ihrer, und konnte sie dennoch nicht entbehren. Ein Antonin selbst hielt seine Beyschläferin. Die Trunkenheit wurde so wenig, als der Geiz, für ein Laster angesehen; der jüngere Cato hat die erstere durch sein Beyspiel, der ältere durch seine Lehren, den Geiz rühmlich gemacht. Der Selbstmord war eine erlaubte Freylassung, die man sich selber gab, und der übertriebenste Ehrgeiz ward nicht nur eine Heldentugend, sondern eine Mutter der Helden. Die Eitelkeit und der Eigenruhm waren, auch bey den besten Römern, allgemein; der Brief des Cicero an den Lucceius ist ein immerwährender Beweis, wie weit sich auch philosophische und gutgesinnte Männer hierinn vergessen können, und die Münzen sind ewige Zeugnisse der Ruhmsucht der Römer. Die grausame Aufopferung der gefangenen Fechter, die eine der vornehmsten Belustigungen des Volkes, sogar bey den Mahlzeiten, war; die Aussetzung der Kinder, die man selbst in den vornehmsten Geschlechtern, um keinen neuen Aufwand zu machen, dem Tode überließ; die Knechtschaft; sind lauter gegen die Menschenliebe streitende Verbrechen, und Merkmale einer allgemeinen Härte. Kurz, es bleibt von allen den römi-

schen Tugenden wenig übrig, als die Herzhaftigkeit, und der Eifer für die Grösse des ewigen Roms.

China ist nichts weniger, und ist auch niemals dasjenige gewesen, wozu es aus besondern Absichten, die Jesuiten gemacht haben. Anson, Le Gentil, Rinius und andere neue Reisende haben es nach dem Leben abgemalt.

Wir könnten zwar den Freygeistern ableugnen, daß die Gelehrten in China Atheisten seyen. Der Kayser selbst opfert dem Gott des Himmels; die Aufmerksamkeit des Tien (oder obersten Wesens) auf die Aufführung der Menschen, und seine Bestrafung lasterhafter Völker, ist angenommen und kanonisch. Aber wir wollen die heutigen Chineser, bey ihrer grossen Lauigkeit in der Religion, den Atheisten gerne überlassen, sie werden bey dieser Vermehrung ihrer Anzahl nichts gewinnen.

China hat seine Gesetze und Anordnungen von seinen ersten Kaysern, von den tugendhaften Ven und Vuvang, und von andern Herrschern, die, soviel ich finden kann, der allerältesten Religion zugethan gewesen sind, und einen einzigen Gott, als einen Schöpfer, Versorger und Richter der Menschen, verehrt haben. Diese Gesetze sind ungemein ordentlich. Die scharfe und despotische Aufsicht und Macht steigt vom Kayser auf die Statthalter der Provinzen, von diesen auf die Obrigkeiten der Städte, und endlich auf den Hausvater herunter, der eine vollkommene Herrschaft gegen

seine Hausgenossen, und einen eben so vollkommnen Gehorsam gegen seine Obern ausübet, die man sehr unrichtig Mandarinen nennt. Diese und viele andere Verordnungen, neben der natürlichen Feigheit des Volks, haben dieses grosse Reich noch so ziemlich in Ruhe, und in einer gleichen Verfassung erhalten. Die neuen Herrscher, die von Zeit zu Zeit das blödherzige China mit den Waffen bezwangen, haben diese despotische Macht ihnen selbst sehr zuträglich, und zugleich sehr nöthig gefunden, ein unzählbares Volk, das seine Ueberwinder allemal wohl hundertmal an Mannschaft übertraf, zugleich im Zaume, und in einem erträglich guten Willen gegen seine Ueberwinder zu erhalten. Aber was ist die gerühmte Wirkung dieser Gesetze und dieser gepriesenen Sittenlehre, in welcher kein Gott ist? Eine allgemeine Herrschaft vieler Laster, mit überaus wenigen Tugenden. Der Chineser ist feig, falsch, rachgierig, eigennützig, betrügerisch, wollüstig. Es ist wahr, er ist höflich, arbeitsam, und im Aeussern gelassen und sittsam. Aber wie gering sind diese Tugenden gegen die überwiegenden Laster?

Selbst die innere Verfassung hat mehr Fehler, als der schlechteste europäische Staat. Alles ist voll Räuber, und alle Jahrhunderte sind voll von solchen Störern der allgemeinen Ruhe, die durch die Feigheit des Volkes, durch seine Gleichgültigkeit gegen seine Beherrscher, und durch die Ungelenksam-

keit der langsamen Regierungsform fürchterlich, und den Kaysern selbst gefährlich geworden sind. Die Gerechtigkeit, die gelehrten Beförderungen sind durchaus verkäuflich. Alle Jahre leidet diese oder jene Provinz von der Hungersnoth; die öffentlichen Vorrathshäuser stehen, durch die üble Besorgung eigennütziger Obrigkeiten, ledig, und die Unterthanen sterben zu Tausenden. Der kayserliche Hof ist voll Unruhen; selbst der gepriesene Kanghi hat seinen erwählten Thronerben hinrichten zu lassen sich gezwungen gesehn. Kurz, in China ist der blosse Schatten der Tugend, und das Wesentliche des Lasters anzutreffen.

Hier wird der Freygeist mir die europäischen Sünden vorwerfen. Er wird die Greuel des so andächtigen Konstantinopolitanischen Hofes, das zu Rom herrschende Verderben, und die Fehler der protestantischen Länder vorrücken. Seht die Folgen des Christenthums, sagt man. Der Spanier betet und mordet in einer Viertelstunde; der andächtige Italiäner ermahnet seinen Feind zur Beichte, und schießt ihm die mörderische Kugel, nachdem der Elende sein Ave Maria geendet hat, mit beruhigtem Gewissen durchs Herz. Die Christen geben vor, sie glauben ein ewiges Leben, und dieses sey die Hauptabsicht ihrer Thaten; aber seht sie näher an: suchen sie etwas anders, als Geld, Wollust und Ehre? und was sucht der Atheist anders? also kömmt, in der ausübenden Sittenlehre, der Atheist und der Christ überein, und

die Wirkung der Offenbahrung ist nur in den Geberden zu finden.

Dieser Einwurf scheint stark; aber er scheint es nur. Das Christenthum hat zu allen Zeiten seine wahren Eigenschaften genugsam gezeigt, und die Tugend hat allemal in dem gleichen Verhältnisse mit der Frömmigkeit zugenommen.

Die ersten Christen waren Muster der Keuschheit, der Liebe, der Demuth, der Uneigennützigkeit; und warum sollten sie es nicht gewesen seyn, da sie alle Augenblicke gewärtig und erbietig waren ihr Leben zu lassen, und alle die Güter zu verlieren, wornach andere Menschen streben? Der jüngere Plinius ist ihr Zeuge; und sie haben bey ihren Verfolgern sich allemal herzhaft auf die Untersuchung berufen, ob sich wohl unter ihnen, unter ihren Tausenden, ein einziger Lasterhafter befände? So lange sie wahre Christen waren, so lange trieben sie die Tugend über alle bekannte Gränzen der Menschlichkeit. Seine Feinde lieben, sein Leben für die Wahrheit hingeben, sich ohne Widerstand von der wüthenden Obrigkeit mißhandlen und ermorden lassen, sind freylich Tugenden, die nicht ursprünglich in den Herzen der Menschen sind, und die weisesten Heiden nicht gekannt haben.

Es ist wahr, in der Folge der Zeit hat man in dem Herzen Unzucht, Ehrsucht und Rache aufwachsen gesehen, da zugleich der Mund die Sprache

der feurigsten Liebe zu Gott nachgeahmet hat. Eine grosse und mächtige Sekte der Christen hat den Mord, und alle Arten der Verfolgungen, eben so weit, und vielleicht weiter getrieben als die Römer; denn schwerlich wird man in der Geschichte einen Tag finden, der dem Bartholomäustage an der Anzahl, dem Adel der Erschlagenen, und der Treulosigkeit der Mörder gleich kömmt; einen Tag, den der angebliche Statthalter Jesu mit Münzen, mit Jubelreden, mit allen möglichen Freudenbezeugungen gutgeheissen und geweihet hat.

Es ist gleichfalls wahr, daß in den gereinigten Kirchen der Christen selbst, die menschlichen Laster in einem hohen Grade herrschen. Es giebt Unzüchtige, Ehrsüchtige, Geizige, Ungerechte, in allen Ständen und in allen Gemeinen. Aber alles dieses beweiset für die Gottesleugner nichts, und beweiset vieles für uns.

Der Aberglaube ist ein fast eben so abgesagter Feind der Religion, als der Unglaube. Dieser läßt das menschliche Verderben frey, weil kein Gott ist der es straft; und jener, weil sich Gott durch Ceremonien, durch fremde Verdienste, durch eine äusserliche Anhängigkeit an eine wahre Kirche, gewinnen läßt. Beyde machen die Menschen zu bösen Schuldnern gegen Gott. Der Atheist leugnet seine Schuld, und der Abergläubige will für Gold mit Papier bezahlen. Was gehen also die Religion die Folgen

des Aberglaubens an, und warum sollte sie die Uebelthaten ihres Feindes verantworten?

Die Laster der Lauen, der Namens-Christen, fallen eben so wenig der Religion zur Last. Wenn wir sie mit dem Unglauben vergleichen, so halten wir das Lehrgebäude der Offenbarung, und das Lehrgebäude des Unglaubens gegeneinander. Jene führt uns zur allgemeinen Liebe, die das Wesentliche der Tugend, nach dem Geständnisse unsrer Feinde ausmacht; und diese trennet uns von allen Menschen, sie macht uns selbst und unsern Willen zu unserm Gott, und zum einzigen Endzweck unsrer Thaten. Der Christ ist lasterhaft, weil er kein wahrer Christ ist; und der Atheist, weil er ein wahrer Atheist ist. Die Tugenden, die diesem bleiben, kommen von der Scheu vor seinen Mitbürgern, von den übrig gebliebenen Empfindungen der Erziehung her, und er ist kein ächter Atheist, er handelt nicht nach bündigen Schlüssen, sobald er etwas anders liebt als sich selbst.

Wir bemerken ferner, daß bey allen diesen Mängeln, eine ungemeine Menge Gutes im Christenthum übrig bleibt, dessen Quelle wir einzig in der Religion zu suchen haben, da dieses Gute, nach dem Bekenntniß unsrer Gegner, eine fremde Pflanze bey uns, und nicht eine Frucht unsers Herzens ist. Eine allgemeine Redlichkeit im Handel und Wandel; eine noch grosse Uebermacht ehelicher Huld und Treue gegen die

entgegenstehenden Laster; eine durchgängige Liebe der Kinder, der Freunde, der Armen; eine allgemeine weit vorzüglichere Gerechtigkeit; ein fast unbegreiflicher Gehorsam gegen die öfters unbarmherzige Obrigkeit; eine ununterbrochene Treue in den Kriegesheeren, herrschet noch fast in der ganzen Christenheit. Wie viele Arme werden noch gespeiset; wie viele Kranke gepflegt; wie viele Waisen erzogen; wie manche aufsteigende Begierde zur Rache, zur Unkeuschheit, wird noch durch das Gewissen, durch die dem Gemüthe gegenwärtige Erinnerung an Gott, gebrochen? Und wie mancher Mensch bleibt, eben darum ein guter Bürger, ein liebreicher Ehemann, ein zärtlicher Vater, ein nützlicher Magistrat, weil er ein Christ ist?

Viel allgemeiner, viel reiner würde das Reich der Tugend unter den Menschen seyn, wenn mehrere Christen wären; wenn die Menschen die grossen Wahrheiten der Offenbahrung ihrem Gemüthe tiefer eindrückten; wenn sie bey sich die Religion zur Kraft kommen lassen wollten. Die Vergleichung eines der wahren Religion zugethanen Staates, und eines andern, wo die Freygeisterey herrschet, ist ein augenscheinlicher Zeuge für uns.

Engelland war unter der grossen Elisabeth, und später, noch fast gänzlich frey vom Unglauben. Die grösten Geister dieser Zeit, ein Verulam, und lang hernach ein Milton, waren voll der tiefsten Achtung gegen

Gott. Damals war die englische Nation häuslich, eingezogen, arbeitsam, tapfer, freygebig, gastfrey, mitleidig, und in allem ordentlich. Der Eindruck der Religion haftete selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses Engelland war dem Philipp, und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark. Auf einmal und zu gleicher Zeit hoben sich die Schiffart, die Gelehrsamkeit, die Handlung und der kriegerische Ruhm, und der Namen dieses glückseligen Volkes flog über den bewundernden Erdboden.

Es kam die Zeit, da Freygeister herrschten, da unter Karl dem Zweyten alles, was der Religion ähnlich sah, zum Gelächter und zum Vorwurf ward. Ein noch unbekehrter Rochester, ein Hobbes, ein Dryden, waren die Schooskinder des Hofes und der Nation. Der Unglaube drang bald vom Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeine Volk, und bis in das Gemach des Frauenzimmers. Was folgte darauf? ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häusliche Sorgfalt, Treu im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehends, aus dem von der Gottesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden seit dieser Zeit nichts weniger als zugeheilt sind. Das

Verderben hat bey dem Pöbel auf eine erstaunliche Weise zugenommen. Unglückliche Heyrathen, Feindschaften in den Familien, Verschwendung und Betrug, und alle Laster, haben unter dem Schutze des Unglaubens so sehr zugenommen, daß, selbst im Aeusserlichen, die Handlung durch die Erhöhung der Preise, durch die betrügliche Bearbeitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindseligen Nachbaren, das Kriegswesen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung durch eine unsinnige Anhängigkeit an einen der verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden hat.

Ein Protestant würde an seinen gereinigten Glauben gedenken, er würde diesen Schatz mit seinem Blute bewahren. Aber ein freydenkender Troglodyte denkt, und sagt auch wohl: was geht mich die Sicherheit einer Sekte an, von welcher Lehre ich nichts glaube? Was frage ich darnach, ob mein Land frey oder glücklich ist? Mag es doch zu Grunde gehen, wenn ich über seinem Schutte zum Glück steige!

Und dennoch bleibt auch bey den verdorbensten Ländern, und in den Gemüthern der Freygeister selbst, noch viel Gutes, das eigentlich dem Christenthum zu verdanken ist. Sie treffen, selbst wenn sie groß und mächtig sind, eine Menge guter Einrichtungen und Anstalten schon gemacht an, die sie umzustossen

bedenklich finden, und deren guter Nutzen für den Staat gar zu augenscheinlich ist. Sie sind selber, von der Erziehung, aus dem Lesen solcher Bücher, deren scharfsinnige Verfasser sie durch die Anmuth ihres Vortrages anlocken, noch voll von moralischen Begriffen, deren sie sich so wenig, als der epikurische Lukretius, entschütten können. Die Scham zwingt sie, sich zu verstellen, und der noch nicht genugsam erleuchteten Welt nicht zu früh zu erkennen zu geben, daß die Freygeisterey die Religion des Lasters sey. Und endlich muß man gestehen, daß in einem Lande, dessen Verderben wir eben bedauert haben, nicht sowohl eine undenkende Verleugnung eines obersten Wesens herrscht, dazu die Vernunft dieses scharfsinnigen Volkes zu erleuchtet ist, und daß es nicht viel tiefer als auf die natürliche, und einen Unterschied des Guten und Bösen übriglassende Religion verfällt; da hingegen unsre herzhaftern Weisen einen allgemeinen Krieg wider alles Beginnen was göttlich ist, oder was über den Menschen ein Recht behaupten will, und alle Schranken des Guten und Bösen, alle Furcht und Hoffnung, auf einmal umzureissen und auszurotten sich bestreben. Es ist auch in allen Ständen eine Anzahl rechtschaffener Christen übrig geblieben, deren Licht nicht zuläßt, daß eine allgemeine Finsterniß überhandnehme. Auch unter den Gesetzgebern der Nation, wenden Littleton und West ihre Gaben zur Ver-

theidigung der Wahrheit an, und auf der erhaben-sten Stelle unter den Sterblichen könnten wir erlauchte Verehrer der Wahrheit nennen, vor denen Laster und Unglaube sich schämen muß.

Hat nun der Unglaube dieses alles unter dem Drucke und im Finstern gethan, da noch eine Religion bey vielen im Herzen, und äusserlich bey allen geherrschet hat, so kann man sich den Zustand eines Reichs vorstellen, von welchem die Religion gänzlich verbannet, und mit lauter neuen vorurtheilfreyen Philosophen bewohnt ist. Rom unter dem Nero ist ein ziemlich ähnliches Vorspiel dieses Zustandes gewesen, obwohl die christliche, die jüdische Religion, und die stoische Weltweisheit, noch hie und da die allgemeine Herrschaft des Verderbens in etwas gehemmt haben. Und doch hat schon damals der noch seltene Liebhaber der alten römischen Tugend sich sorgfältig gehütet, etwas davon merken zu lassen, daß er für diese verhaßte Lehrerin einige Hochachtung behalten hätte. Er konnte der Furcht nicht widerstehen, mit seiner Anhängigkeit an die Tugend sich einem allgemeinen Gelächter bloszusetzen.

Es ist also unser Streit mit den Freygeistern nicht eine bloße theoretische Zwistigkeit, ein Krieg über den vollen und leeren Raum, wobey der Irrende eben so rechtschaffen bleiben kann, und der Rechthabende keinen nähern Weg zur Tugend erwählt. Es ist ein

Krieg zwischen dem Guten und Bösen, zwischen dem Glücke der Welt und ihrem Elende.

Doch wir haben dieses Reich des Verderbens schon abgemalt, und es ist vermuthlich deutlich, wie nöthig es sey, daß ein jeder Freund der Menschen und des Vaterlandes, der über die Aufnahme der Freygeisterey erschrickt, ernsthafte Mittel ergreiffe, wie er von dem Haupte seiner Bürger, seiner Kinder, und vielleicht von seinem eigenen Kopfe, die Gefahr abwenden könne, die über ihm hängt. Sollte nicht ein jeder Christ mit gedoppeltem Eifer sich ermuntern, bey seinen Kindern, bey seinen Freunden, bey der Welt, den Glauben zu pflanzen, und der Nachwelt Christen zu erziehen? Sollten nicht die Grossen, die ihre Kronen von Gott empfangen zu haben nicht vergessen, durch Beförderung der Tugendhaften, durch Verachtung der Freygeister, durch ernstliche Ordnungen in Schulen und in Kirchen, durch eine behutsame Wahl der Minister, der Vorgesetzten uud der Obrigkeiten, die Unterthanen in den Gehorsam des Glaubens zu setzen, sich bemühen; da ihr Glück so offenbar, mit dem Glücke ihrer Unterthanen damit zusammenhängt. Sollten nicht die Gelehrten, denen ein vorzügliches Maas der Erkenntniß zu Theil geworden, sie ihrem Geber heiligen? und statt oft unnützer kleiner Untersuchungen, das einzig Nöthige, das Kreuz Christi, mit Rührung, mit Wehmuth und

Nachdruck predigen? Und sollte nicht ein jeder Christ in seinem eigenen Busen den Keim des Uebels auszurotten sich bestreben; und bey sich selbst anfangen, dem Unglauben das überzeugende Beyspiel eines wahren Christen entgegen zu stellen, gegen welches die Götzen des Heidenthums, und die Pralereyen der Weltweisen, wie der Schatten der Nacht beym Anbruch der Morgenröthe, verschwunden sind.

B. H. D. del. F. L. sc.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Verzeichniß der Schriftsteller,

die in diesem Werke angezogen und beurtheilt worden.

(Die römische Zahl weist den Band, jene andere die Seiten.)

A.

	Seite
Abbadie I.	20
Abbt (Thom.) I.	346
Adanson I.	235
Aeschylus I.	344
d'Agueßeau I.	232
Albinus II.	33
d'Alembert I. 101. 102. 169. II. 31. 195. 198.	212
Altmann I.	167. 168
Ammiann I.	153
Anquetill I.	280
d'Argenville I.	101

Seite

Aristoteles I. - 348. 367. II. 97. 140

Axel I. - 75

B.

Bacon I. 109. 191. 381. II. 204

Batteux I. - 348. 366.

Bauhin II. - 106

Baumann II. - 78

Bayle I. - 275

Le Beau I. - 155

Beaumont I. - 122

Berch I. - 52

Berengar I. - 119

Bergmann I. - 315

Bernier I. - 148

Bertrand I. . 167

Blairs I. - 294

Blondel I. - 101

Bochat I. - 167

Bodmer I. - 368

Börhaave I. - 16. 177. II. 70. 113

Böttger I. - 188

Boileau I. 184. 351. II. 125. 200. 203

Bolingbroke I. - 161. II. 76

Bonnet I. - 210. 328. 358

	Seite
Boromeo II. -	76
Bossuet II. -	204
Bouhier I. -	12
Büffon I. -	67. II. 116 ,117. 199

C.

Cäsalpin II. -	107
Cäsar (Jul.) I. -	190
Calvin I. -	94. 116. 321. 322
Carraccioli II. -	51
Caßin II. -	113
des Cartes I. -	381. II. 95. 97
Castilhon I. -	338
Chalotais I. -	237
Chambers I. -	100
Chapelle I. -	100
Cicero I. -	278
Clemens XIV. (Ganganelli) II.	51
Clusius II. -	106. 108.
Colbert I. -	149. II. 5
Commercon II. -	34
Condillac I. -	125. 211
Corneille I. -	14. II. 202. 206
Crebillon I. -	171
Cürne de St. Palaye II.	39

D.

		Seite
Dalin I.	-	21. 91
Daniel I.	-	148
Daubenton I.	-	100
De l'Isle II.	-	215
Diderot I.	-	101. 102. II. 76

E.

Erasmus I.	-	95. 321
Euler I.	-	84. 135
Euripides I.	-	43

F.

Faggot I.	-	46
Fenelon I.	-	149. II. 204
Fielding I.	-	59
Fingal siehe Oßian.	-	
la Fontaine I.	-	149. II. 191
Fontenelle I.	-	220
Formey I.	-	101
Fougeraux II.	-	171
Franke II.	-	66

G.

		Seite
Gaillard I.	- -	319
Galiläi II.	- -	204
Gassendi II.	- -	96. 97. 141
Gerdil I.	- -	247
Geßner I.	- -	296
Gibbon II.	- -	87
Gilleborg I.	- -	163
Göthe II.	- -	47
Goldoni II.	-	199
Gottsched II.	-	199
Graun II.	- -	45
s'Gravesande I.	- -	5

H.

Hagedorn II.	-	118
du Halde I.	- -	159
Halley II.	- -	34
Haller (Albr. v.) I.		123. 277. 361. 379. 378
	II.	33. 35. 73. 113. 118. 198. 203. 205
du Hammel I.	-	188
Hartley I.	-	78
Hartlieb I.	-	191
Harvey II.	-	30

Seite
Hedlinger II. - 47. 74
Helvetius I. - - 176. II. 15
Heß (Fel.) II. - - 59
Hobbes I. - - 139
Hofmannswaldau II. - - 189
Hogarth I. - - 256
Holbein II. - - 63
Hollwell I. - - 279
Home I. - - 253
Homer I. 13. 42. 257. 258. 263. 277. 278. 294
349. 351. 366. 368. II. 42. 45. 208
Hopital I. - - 284
Horaz I. - 13. 350. II. 45. 125
Hûme II. - 25. 155
Huet II. - 206

J.

Johnson I. - 186. II. 187
Iselin I. - 165. 174. II. 182
Ivon (Abt) I. - 100
Jugel II. - 192.

K.

Kleist II. - 68
Klopstock I. - 45. 352. II. 197. 207

L.

		Seite.
Lambert. II.	-	59
Lavater. II.	-	58 f.
Leeuwenhök. II.	-	33
Leibniz. I.	-	5
Lessing. I.	-	276
Lieberkühn. II.	-	35
Lignac. I.	-	132
Linguet. I.	-	303
Linnee. II.	-	109. 162. 200. 201
Locke. I.	-	191. II. 193
Lohenstein. II.	-	189
Lucanus. II.	-	46
Lukrez. I.	-	13. 55.
Luther. I.		94. 319. II. 56. 85. 203
Lykurg. I.	-	281

M.

Mabli. I.	-	281
Machiavel. II.	-	202
Macpherson. I.	-	265. 288
Malebranche. I.	-	5. 233

Seite.

Malherbe. I.	.	351
Mallet I.	.	100. 102
Marsais. I.	.	100. 102
Maupertuis. I.	.	105. II. 198
Melanchton. I.	.	321
Mercier. I.	.	354
Mery. I.	.	148
Messenius. I.	.	77
la Mettrie. I.	.	16. II. 76
Millot. II.	.	39
Milton. I.	.	44. II. 197
Mirabeau. II.	.	177. 182
Moliere. I.	.	171. II. 194. 195. 196
Montesquieu. I.	.	103. II. 184. 202

N.

Nahl. I.	.	366
Newton. I.	5. 57. 183. 217. 382.	II. 31. 34. 103. 110. 113. 167
Nien Hy Jao. I.	.	162
Nonnotte. I.	.	271

O.

Seite.
Ossian. I. - 265. 288. 368. II. 45

P.

Pallisot. II. - 181
Petrarka. II. - 41. 202
Pindar. I. - 344. II. 46. 81
Plautus. II. - 46
de Polignac. I. - 55
Pope. I. 262. 367. II. 48. 75. 124. 197. 200
de Prade. I. - 100

Q.

Quesnell. I. - 151

R.

Rabelais. II. - 203
Racine. I. - 41. 222
Raphael. II. - 65. 72
Ratram von Corvey. I. - 119
Ray. II. - 108
Raynal. I. - 63. II. 208. 209

Seite.
Reaumur. I. - 109
Richarson. I. - 59. 263. 299
Rollin. II. - 118
Rousseau. (J. B.) I. - 325
Rousseau (J. J.) I. 101. 111. 137. 169. 199
223. 245. 247. 337. II. 23. 36. 163. 183. 184
Roustan. I. - 300. II. 183
Rumberg. II. - 174

S.

Saint Real. I. - 7
Saurin. I. - 148
Saussüre. II. - 12
Scheuchzer. II. - 215
Schmid von Auenstein. I. 189
Schuppach. (M.) II. - 66
Scotus. I. - 119
Sematsien. I. - 117. 162
Senebier. II. - 30
Servet. I. - 323. II. 159
Shaftesbury. I. - 367
Shakespear. I. 260. 298. II. 201. 204. 207

Seite.
Sokrates. I. - 241. 337. II. 69
Spallanzani. II. - 35
Spinoza. I. - 177. II. 76
Squire. I. - 11
Stiernhilm. I. - 77
Süßmilch. I. - 203. II. 78
Sülly. II. - 5
Sulzer. I. - 187. 365. II. 42
Swammerdamm. II. - 32
Swift. I. - 114. II. 203. 212

T.

Tacitus. II. - 210
Theokrit. I. - 13. 296. 368
Theophrastus. II. - 108
Thomas. I. - 381. II. 188.
Thucydides. II. - 211
Tissot. I. - 209
Toaldo. II. - 32
Tournefort. II. - 108. 109
Toussaint. I. - 58
Tronchin. I. - 251

U.

Seite.

Unzer. I. - 369. II. 167

V.

Varillas. I. - 8

Vernes. I. - 226

Vernet. I. - 336

Vida. I. - 350

Virgil. I. 13. 43. 257. 258. 263. 277. 367

Voltaire. I. 3. 12. 18. 75. 94. 96. 116. 141. 143. 171. 185. 230. 240. 263. 268. 271. 324. 362. 367. II. 9. 75. 146. 202. 206

W.

Wegelin. I. - 308

Weise. I. - 298

Werlhof. II. - 90

Whytts. I. - 374

Wilde. I. - 92

Winkelmann. I. - 277

Winslov. I. - 37

	Seite
Wintringham. II.	166
Wolf. I.	188. II. 142

X.

Xenophon. II.	211

Y.

Young. II.	179

Z.

Zehenter. I.	168
Zimmermann. (J. G.) I.	123. 159
Zwingli. I.	321. 322. II. 56. 81 f.

Erinnerung.

Da ich der Revision beym Abdrucke dieses Werks nicht selbst vorstehen können, so fallen auch die dießseitigen Druckfehler nicht auf meine Rechnung. So weit ich die Probebogen habe vergleichen können, finde ich freylich nicht eigentliche Fehler die den Verstand hemmen; aber doch solche, die meinem Wunsche nach Korrektheit wehethun; so ist z. B. durch einige Bogen die Präposition wider (contra), mit dem Adverb. wieder (iterum) verwechselt worden. Ich erinnere dieses, damit die Irrung, die sich leicht bemerken läßt, zu keiner Zweydeutigkeit Anlaß gebe.

H.

rner Schrammel
Buchbinderei
che

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Haller, Albrecht <<von>>,

Albrechts von Haller, Weyl. Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen etc. etc. Tagebuch seiner Beobachtungen über Schriftsteller und über sich selbst Zur Karakteristik der Philosophie und Religion dieses Mannes
Bd.: 2

Bern (1787)

Eph.lit. 95 s-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10539274-9
VD18 80224385-001